



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

## **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"**

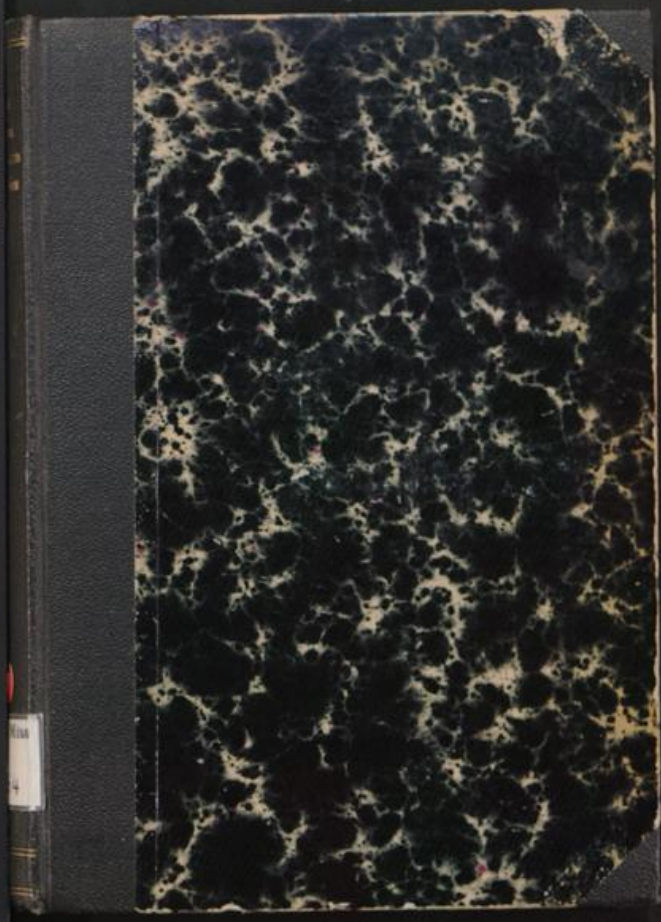
### **Die Mission in unsern Kolonien**

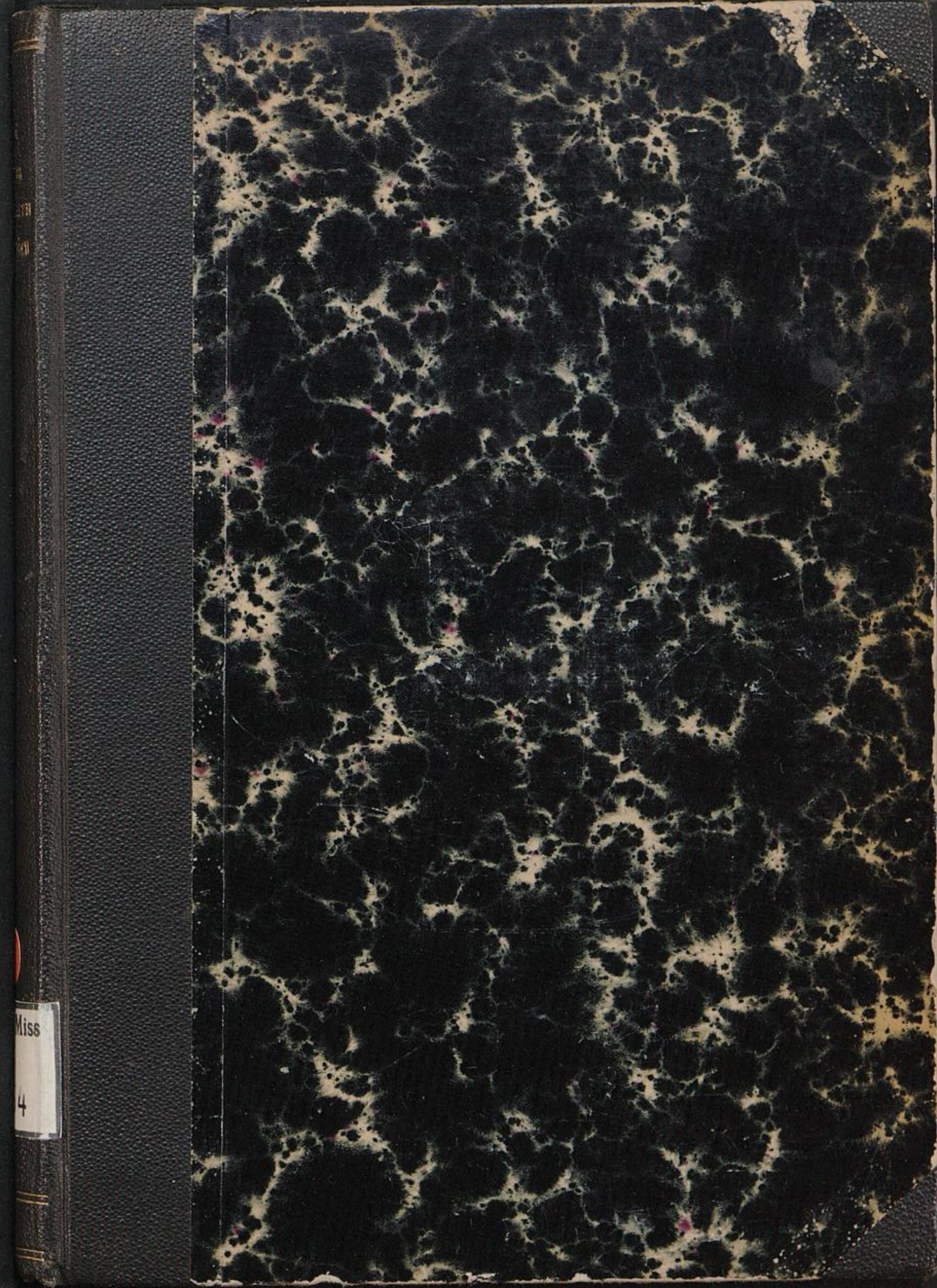
Die deutschen Südsee-Inseln

**Paul, Carl**

**Leipzig [u.a.], 1908**

**urn:nbn:de:gbv:46:1-10929**





Miss  
4

*Ev. u. Kath. Mission Reiburnum*

*Neu Sommer 27. 28*

*8°H-E-M-T 2454*



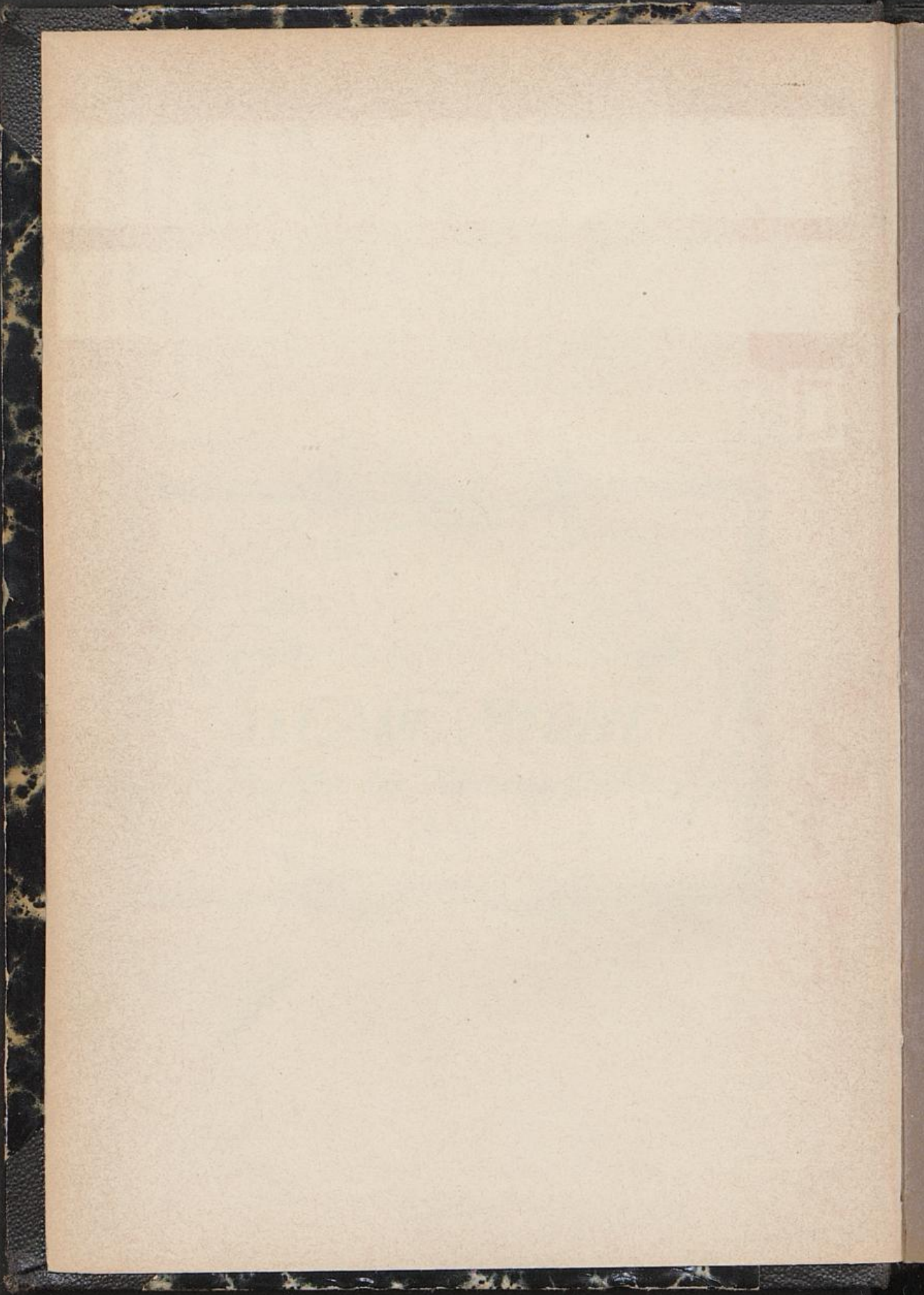
Prof. Dr. G. W. Virbt  
Marburg i. H.

SUB Göttingen

211 035 36X



7

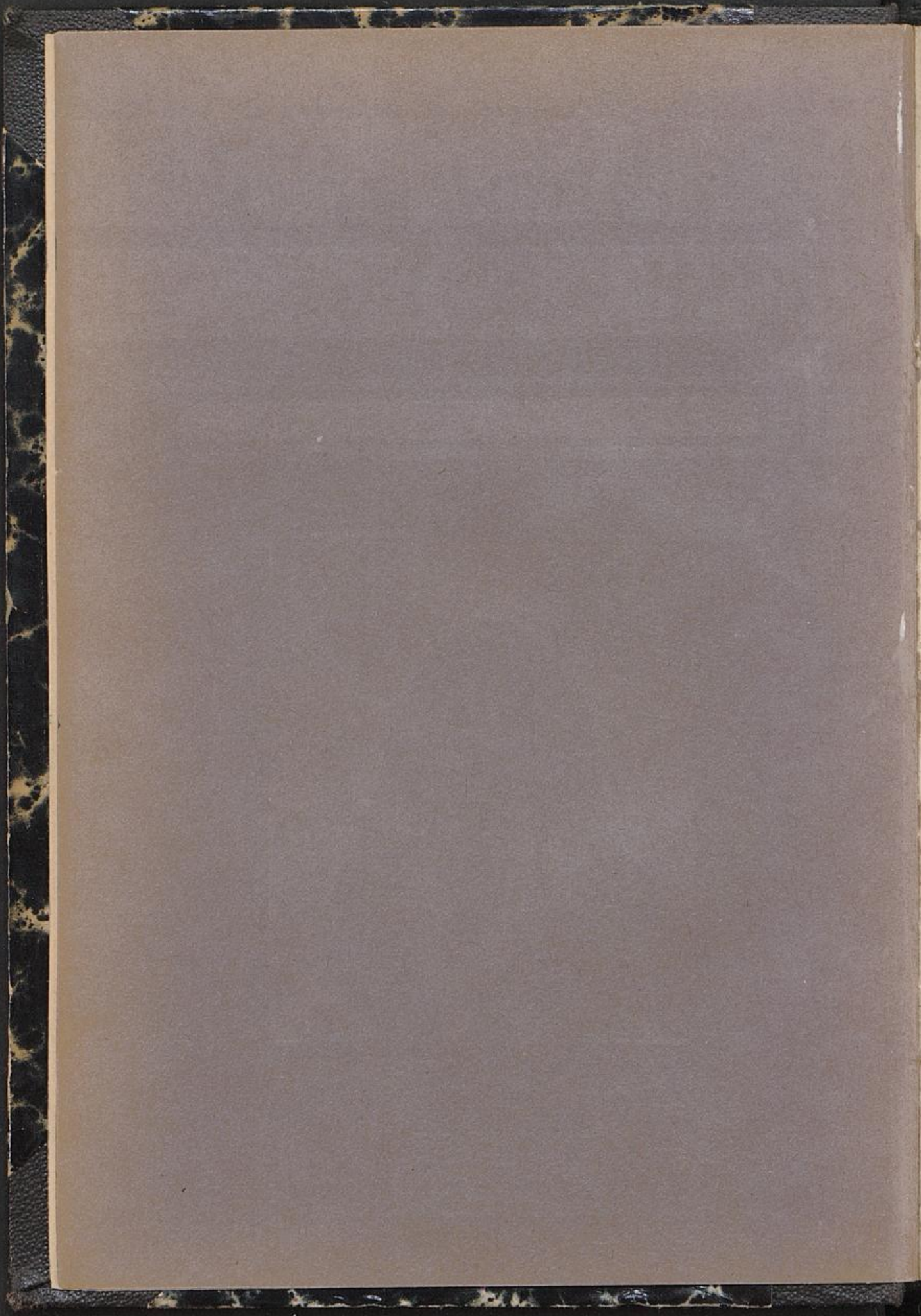


# DIE MISSION AUF DEN DEUTSCHEN SÜDSEE-INSELN

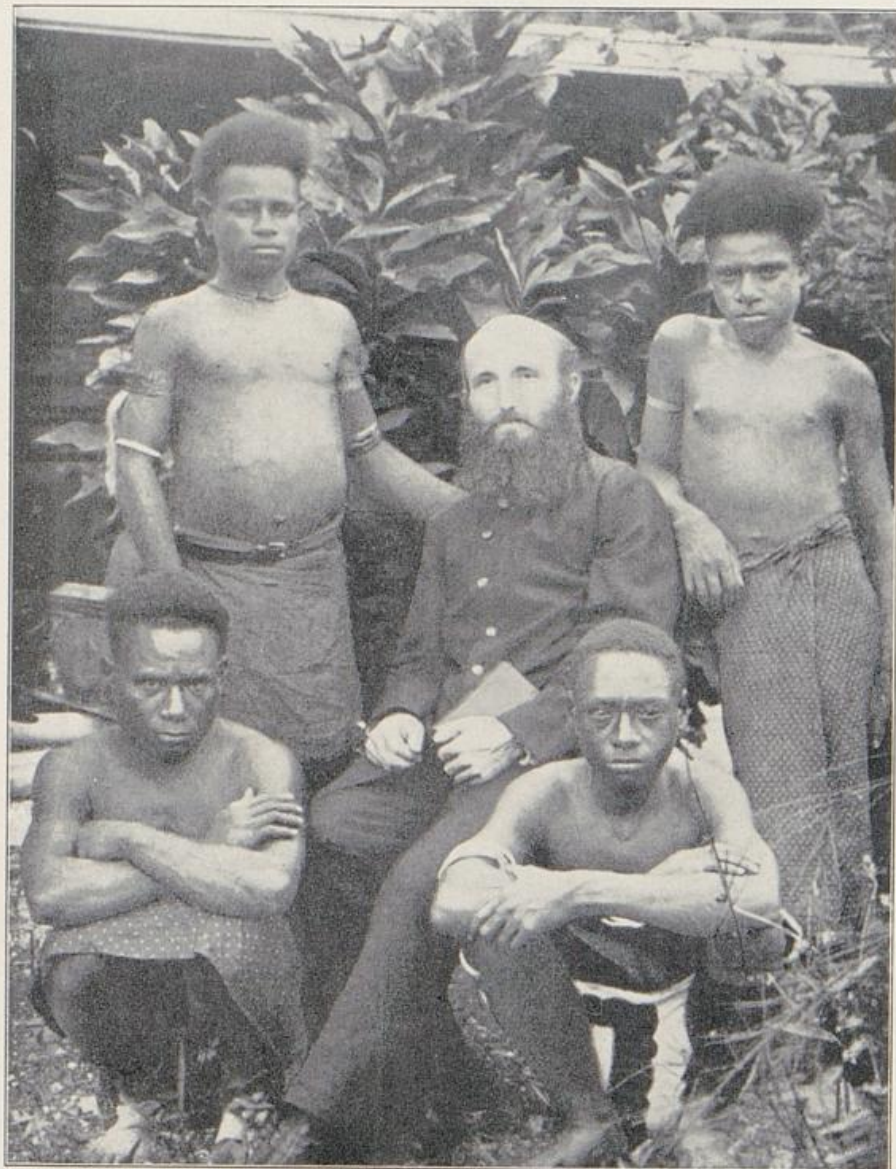
VON PASTOR CARL PAUL



VERLAG v. C. LUDWIG UNGELENK  
DRESDEN & LEIPZIG.



NIEDERS.  
STAATS- U. UNIV.-  
BIBLIOTHEK  
GÜTTINGEN



Missionar Pfalzer mit Papua-Schülern.

Die  
Mission in unsern Kolonien

von

Pastor C. Paul,  
Schriftführer der Sächsischen Missionskonferenz.

Vierter Teil:

Die deutschen Südsee-Inseln.

Mit vielen Illustrationen und einer Karte.

Dresden-N. 1908.  
C. Ludwig Ungelenk  
Justus Naumann's Buchhandlung.

EX  
BIBLIOTHECA  
ACAD. GEORGIAE  
AUG.

Helmuth Heffler's Buchdruckerei (Johannes Heffler), Dresden.

C 1931.3095

2

# Inhalt.

	Seite
Ozeanien und das deutsche Schutzgebiet . . . . .	1— 10
Eine Rundfahrt durch die deutsche Südsee . . . . .	11— 61
Kaiser Wilhelms-Land S. 11. — Der Bismarck-Archipel S. 20. — Die Carolinen S. 39. — Die Marshall- Inseln S. 52. — Samoa S. 55.	
Wie das Christentum in die Südsee kam . . . . .	62—143
Entdecker und Ansiedler S. 62. — Die ersten Missionare S. 70. — John Williams S. 73. — Die Melanesische Mission S. 91. — John Coleridge Patteson S. 98. — Die australische Methodisten-Mission S. 112. — John Baton, der Presbyterianer-Missionar S. 117. — Die Mikronesische Mission des American Board S. 123. — Deutsche Missionare auf Neu-Guinea S. 126. — Die katholische Mission S. 133.	
Bei den Pfadfindern der Rheinischen Mission an der Astrolabe-Bai . . . . .	147—170
Der verheißungsvolle Anfang der Neuendeffelsauer Mission . . . . .	171—197
Durch die Schule zur Taufe S. 172. — Ein Besuch auf der Sattelberg-Station S. 188.	
Das Evangelium unter den Kannibalen des Bismarck- Archipels . . . . .	198—232
Die ersten Märtyrer auf Neu-Pommern S. 201. — Das schwarze Lotu S. 211. — Neu-Mecklenburg tut sich auf S. 222.	
Hoffnungen und Rückschläge auf den mikronesischen Inseln . . . . .	233—248
Die fünf Morgensterne S. 236. — Die spanische Ver- wüstung auf Ponape S. 240.	
Samoa einst und jetzt . . . . .	249—260



## Ausgewählte Literatur zur Geschichte der Südsee-Mission.

---

- John Williams**, der Missionar der Südsee und die Londoner Mission. Von † D. W. F. Besser. In vierter Auflage bearbeitet von Kirchenrat D. Kurze. 239 S. Berlin. Buchh. der Berliner Missionsgesellschaft. 1896.
- John Coleridge Patteson**, der Missionsbischof von Melanesien. Von Wilh. Baur, Hof- und Domprediger in Berlin. 230 S. Gütersloh. Bertelsmann. 1877.
- John G. Paton**, Missionar auf den neuen Hebriden. Eine Selbstbiographie. Von seinem Bruder herausgegeben. 148 S. Leipzig. Wallmann. 1891.
- Comai von Lenakel**, ein Glaubensheld auf den neuen Hebriden. Von Missionar Frank H. E. Paton. Leipzig. Wallmann. 1906.
- Von Nias nach Kaiser Wilhelms-Land**. Ein Reisejahr von Missionar J. W. Thomas. 140 S. Gütersloh. Bertelsmann. 1892.
- Im Dienst des Kreuzes auf ungebahnten Pfaden**. Schwierige Missionsanfänge auf einsamer Südsee-Insel. Von Missionar G. Kunze. 4 Hefte. 348 S. 2. Auflage. Gütersloh. Bertelsmann. 1901.
- Führungen Gottes**. Ein Rückblick auf meinen Lebensgang und auf meine 20jährige Tätigkeit in der Mission. Von Missionar Joh. Glierl. 172 S. Neuenhettelsau. Missionshaus. 1899.
- New Britain Mission**. A brief history. By Rev. Benj. Danks. 52 pag. Sydney. 447 Kent Street. 1901.
- Micronesia**. Fifty years in the island world. A History of the Mission of the American Board. By Mrs. Theod. C. Bliss. 167 pag. Boston. 1906.
- Samoa**. Das Land, die Leute und die Mission. Von Kirchenrat D. Kurze. 108 S. Berlin. M. Warnck. 1900.
- Pearls of the Pacific**. Sketches of Missionary life and work in Samoa and other Islands in the South Seas. By V. A. Barradale, M. A. 192 pag. London 1907.
-

Die Inseln der Südsee, über denen unsere Flagge weht, sollten häufiger von poetisch veranlagten Reisenden, die Sinn für landschaftliche Reize haben, aufgesucht werden. Dann würde der Wald der deutschen Sängere halb vom Lob der deutschen Südsee widerhallen. Die in lauter Schönheit sich aufbauenden Samoa-Inseln, die liebliche Blanche-Bai auf der Gazelle-Halbinsel von Neu-Pommern, die reizvoll geschwungenen Linien der kaum über die Meeresfläche sich erhebenden Koralleninseln, wie sie im Karolinen- und Marshall-Archipel so häufig zu sehen sind, die von ihnen eingeschlossenen stillen blauen Lagunen oder die düstere Erhabenheit der mit dichtem Urwald bestandenen Bergketten von Kaiser Wilhelms-Land — alle diese aufs Geratewohl herausgegriffenen Naturschönheiten unseres Südseebesitzes verdienen eine poetische Verherrlichung nicht minder, wie die Berge Thüringens und des Schwarzwaldes oder die Rebhügel am grünen Rhein.

Es ist eine viel gebrauchte Redewendung, daß die schönsten Teile der Erde schon vergeben gewesen wären, als Deutschland endlich Kolonialpolitik zu treiben anfing und an der Aufteilung der herrenlosen Länder sich beteiligte. Wenn man schon bei einigen unserer afrikanischen Schutzgebiete zweifelhaft wird, ob diese Anschauung aufrecht zu erhalten ist, in der Südsee muß man ihre Berechtigung ganz entschieden bestreiten. Dort steht der deutsche Besitz an Schönheit und praktischem Wert keines-

wegs hinter den Gebieten der anderen Kolonialmächte zurück. Es ist bei uns nur noch nicht bekannt, welche Fülle von Naturschönheit dort verborgen ist, und wie fruchtbare Gefilde noch des fleißigen Anbaues harren.

Das deutsche Südseegebiet liegt mitten in der weit ausgedehnten Inselnflur, die sich als eine Fortsetzung von Niederländisch-Ostindien ostwärts zu beiden Seiten des Äquators ausbreitet, um sich schließlich in der weiten Wasserwüste des Großen Ozeans zu verlieren. Wie die Sterne am nächtlichen Himmel, so sind die ungezählten Inseln dort über das blaue Meer verstreut. Dieser Vergleich ist auch insofern am Platze, als die Inseln hier und da zu Gruppen vereinigt sind, wie die Sternbilder am Firmament. Auch einige stärker hervortretende Landflächen fehlen dem Kartenbilde nicht. Wir finden sie in der Nähe des australischen Festlandes: Neu-Seeland und Neu-Guinea. Letzteres ist die größte Insel der Erde.

Eine gewöhnliche Karte von der Südsee gibt uns keine richtige Vorstellung von der Zahl der dort liegenden Inseln. Erst die Spezialkarte einer bestimmten Inselgruppe verhilft dazu. Da sieht man ein Eiland neben dem andern aus der Wasserfläche aufsteigen. Ein fleißiger Geograph hat sich die Mühe genommen, eine der Gruppen auszuzählen. Er kam bei den Karolinen bis auf 680 Inseln.

Die deutschen Schutzgebiete haben bekanntlich den Ruhm, daß sie besonders sorgfältig erforscht und vermessen werden. Der bei Dietr. Reimer in Berlin erscheinende Große Deutsche Kolonialatlas bringt auch mit bewundernswerter Genauigkeit ausgeführte Karten aus der Südsee. Nun genießt zwar der Forscher und Kartenzeichner bei der Aufnahme dieser Inseln den Vorteil, daß er den Gegenstand seiner kartographischen Darstellung von allen Seiten umfahren und vermessen kann; aber die kurze Spanne Zeit unserer Kolonialära genügte doch

noch nicht, um jedes kleine Inselchen aufzujuchen, die Buchten und Berge mit Namen zu versehen und genaue Aufnahmen davon zu machen. Darum wird es dem Forscher hier noch längere Zeit wie dem Astronomen ergehen, der sein Fernglas auf eine bestimmte Stelle des Himmelsgewölbes richtet. Vor dem Vergrößerungsglas lösen sich die Sternnebel erst in Haufen von Gestirnen, dann in einzelne Himmelskörper auf, die er genau von einander unterscheiden kann, mögen es auch in Wirklichkeit nur Sterne achter oder zehnter Größe sein.

Der Anblick dieser Inselstur erhält durch die wunderbare Mannigfaltigkeit der Formen ein ganz besonderes Interesse. Da ist kein Eiland dem andern völlig gleich. Zwischen der kaum aus dem Wasser hervorragenden Korallenklippe, auf der sich noch keine Spur von Vegetation angesiedelt hat, und dem gewaltigen Landmassiv von Neu-Guinea, dessen Bergketten hoch in die Lüfte ragen, finden sich Inseln und Inselchen von jeder Größe und Gestalt. Man kann zwei Grundformen unterscheiden: die durch vulkanische Kräfte aufgeschichteten Felseninseln und die als Korallenbänke nur wenig über die Meeresfläche emporsteigenden Eilande. In letzteren lernen wir eigenartige Gebilde der Südsee kennen. Sie verdanken ihr Entstehen und Wachsen den Korallentierchen, kleinen, mit bloßem Auge kaum wahrnehmbaren Lebewesen des Meeres, die mit ihren absterbenden Leibern Schicht auf Schicht bauen. Hebungen und Senkungen des Meeresbodens haben dann das Korallenriff entweder über den Meeresspiegel gebracht und in der Luft der Verwitterung ausgesetzt oder in größere Tiefen hinabgezogen, worauf die Arbeit der winzigen Baumeister aufs neue begann, sodaß der obere Rand dieser Korallenbänke immer nahe an der Oberfläche des Wassers ist. Man nennt die so entstandenen Inseln Atolle. Sie sehen aus einiger Entfernung wie gewaltige Steinfränze aus, die in der blauen Flut liegen. Zuweilen haben

sie eine fast kreisrunde Gestalt, meist aber verlaufen sie in unregelmäßige Linien. Einzelne Stellen des Kranzes, die etwas breiter sind oder höher aus dem Wasser ragen, schaffen durch Verwitterung und Anschwemmung den Nährboden für den ersten Pflanzenwuchs; hier ist auch der Platz, wo sich allenfalls der wagemutige Mensch ansiedeln kann. Durch die in sich zurücklaufende Korallenbank des Atolls wird ein kleiner Teil des Meeres vom freien Ozean abgeschlossen. Er liegt als eine stille Lagune, in der sich die Palmen und Hütten spiegeln, wunderbarlich da, während draußen an dem Korallenriff eine mächtige Brandung steht und die schwarzen Felsen mit weißem Schaum überdeckt. Findet sich, wie es gewöhnlich der Fall ist, eine Eingangsöffnung in dem Riffgürtel, so kann der Schiffer sein in der offenen See von den Wellen umhergeschleudertes Fahrzeug in den schönen Ruhehafen führen. Das hellere Blau des seichten Wassers zeigt ihm an, wie nahe er ans palmengeschmückte Ufer heranzufahren darf.

Die Vegetation auf einem solchen Atoll, dessen höchste Erhebung vielleicht nur 8—10 Meter über dem Meeresspiegel liegt, ist im Anfang sehr bescheiden. Aber die von der Luft bewirkte Verwitterung des Gesteins und die Auswurfstoffe des Meeres bilden doch mit der Zeit eine Humusschicht, in der eine Kokosnuß keimen und zur Palme erwachsen kann. Daher erscheinen diese Atolle aus einiger Entfernung wie eine riesige, auf dem Meer liegende Guirlande von Palmenwipfeln. Später trägt auch Mensch und Tier dazu bei, dieses Neuland fruchtbar zu machen.

Die vulkanischen Inseln ragen im Gegensatz dazu hoch in den blauen Himmel und sind, da es hier zu keiner Jahreszeit an Feuchtigkeit fehlt, von scheinbar unerschöpflicher Fruchtbarkeit. Auf ihnen findet man daher Landschaftsbilder, die zu den schönsten der Erde gehören. Die wilde Zerrissenheit der

vom Erdbeben gespaltenen Felsen wird regelmäßig binnen kurzer Zeit durch eine prächtige Pflanzendecke gemildert.

Auch diese hochragenden Inseln sind in der Regel von Korallenbänken umgeben, die sich teils unmittelbar an den Küstenfaum ansetzen, teils in einiger Entfernung um die Insel herumlaufen. Namentlich letztere werden von den Schiffen als Schreckgespenst gefürchtet. Wehe dem Fahrzeug, das vom Sturm auf diese stahlharten Klippen geworfen wird! Bei gutem Wetter verrät die über ihnen stehende weißschäumende Brandung glücklicherweise dem Seefahrer schon von fern die gefährliche Stelle. Das Anlegen an der Insel erfordert aber auch dann noch die höchste Kunst und Ortskenntnis des Steuermanns; denn die schmale Einfahrt mit der nötigen Wassertiefe ist schwer zu erkennen. Die Inselstür der Südsee hat infolge dessen auch schon unzähligen Schiffen ein feuchtes Grab bereitet. Wollte man auf der Karte unseres Südseegebietes jede Schiffbruchstelle mit einem Kreuzchen bezeichnen, sie wäre förmlich damit übersät.

Der Geograph teilt diese ganze Inselwelt in drei große Gruppen: Melanesien, Mikronesien und Polynesien. Mit ersterem Namen bezeichnet man die an Neu-Guinea sich anschließenden Inseln, die den Bismarck-Archipel und die Salomon-Inseln umfassen, jenseits der deutschen Grenze aber bis zu den Fidji-Inseln sich hinziehen. Sie liegen alle südlich vom Äquator. Der Name Melanesien nimmt auf die schwarze Hautfarbe der Bewohner Bezug. Ungefähr zwischen den gleichen Längengraden, aber nördlich vom Äquator liegen die Inselhaufen Mikronesiens: die Marshall-Inseln, Karolinen, Palau-Inseln und Marianen. Wie ihr ebenfalls griechischer Name besagt, handelt es sich hier um besonders kleine Eilande, bei denen die Form des Atolls überwiegt. Polynesien endlich ist der Sammelname für die über einen noch viel größeren

Raum ausgestreuten Inseln im Osten von Melanesien. Sie stehen unter der Oberhoheit verschiedener Kolonialmächte; vom deutschen Besitz liegt dort nur Samoa.

Die Eingeborenen der Südsee-Archipele sind in Aussehen und Lebensart fast ebenso verschieden wie die Inseln, auf denen sie wohnen. Zu einer abschließenden Völkerkarte reichen die vorhandenen Vorarbeiten noch lange nicht aus. Wenn wir den Ausdruck „Südsee-Inulaner“ gebrauchen, so ist das eine willkürlich gewählte Bezeichnung, mit der die verschiedenartigsten Völkerstämme zusammengefaßt werden.

X Die angesehensten Vertreter der Völkerkunde sind der Meinung, daß wir hier vor einer merkwürdigen Mischung der großen Menschenrassen stehen. Neben gewissen Merkmalen der Neger finden sich solche der Malaien; ja es wird sogar von einer Verwandtschaft der östlichen Inulaner mit den Indianern Amerikas geredet. Fr. Kugel, eine unbestrittene Autorität auf diesem Gebiet, war der Ansicht, daß über die Inseln der Südsee einst ein Verkehr zwischen der alten Welt und dem amerikanischen Kontinent gegangen sei, bevor Columbus den letzteren bei seiner ersten Durchquerung des Atlantischen Ozeans fand. Wie dem auch sein mag, an einer Völkermischung großen Stils ist nicht zu zweifeln. Anscheinend hat aber das südliche Asien zur jetzigen Rassenmischung auf diesen Inseln den Hauptbestandteil geliefert. Nur ist der hier entstandene Menschenschlag noch stattlicher als in Vorder- und Hinterindien. Seitdem vollends der große Weltverkehr die Inselstür in allen Richtungen durchschneidet, wird ihre Völkerkarte von Jahr zu Jahr bunter. Zwischen die eingeborene Bevölkerung setzt sich allenthalben der weiße Mann hinein. Die Plantagenbesitzer führen womöglich auch Skulis aus Ostasien herbei. Ihnen folgt der chinesische und japanische Händler. Kurz, man kann sagen, daß die Menschenrassen sich auf den Inseln der Südsee ein Stelldichein geben.

Der deutsche Besitz hat, wenn man von dem abseits liegenden Samoa abieht, eine breitgezogene, annähernd eiförmige Gestalt\*). Seine Ausdehnung von West nach Ost, das ist von den Palau- zu den Marshall-Inseln, beträgt etwa 4500 km und kommt damit der Entfernung von Gibraltar bis zum Nordkap gleich. Die Breite (von der südlichen Grenze des deutschen Besitzes auf Neu-Guinea bis zu den nördlichsten Inseln der Marianen) erreicht mehr als 3000 km, was der Entfernung von Gibraltar nach Stockholm entspricht.

Daß der deutsche Adler jetzt über den Palmen jener Inseln flattert, ist in erster Linie auf den Unternehmungsgeist der hanseatischen Kaufleute, namentlich des so bekannt gewordenen Großkaufmanns Caesar Godeffroy in Hamburg zurückzuführen. Wäre man ihren Wünschen daheim hurtiger nachgekommen, so hätte das Deutsche Reich schon Ende der 70er Jahre seine Hand auf jenen wertvollen Besitz gelegt und wohl ohne besondere Schwierigkeiten einen größeren Anteil erlangt. Aber damals fehlte bei uns in weiten Kreisen noch das Verständnis für Notwendigkeit und Wert der Kolonien. Erst von 1884 an führte das immer dringender werdende Verlangen der Neu-Guinea-Kompagnie zur Entfaltung der deutschen Macht in Kaiser Wilhelms-Land und dem Bismarck-Archipel, denen sich später die Marshall-Inseln anschlossen. Auch die Karolinen waren schon so gut wie in unseren Händen, als Bismarck aus Gründen der europäischen Politik sie samt den Marianen unter ein päpstliches Schiedsgericht stellte, wodurch sie an Spanien fielen. Aber nur für kurze Zeit. Im Jahre 1900 wurden sie durch Kauf endgültig unserm Südseebesitz angegliedert. Das viel umstrittene weitabliegende Samoa ist unsre letzte Erwerbung. Durch ein Abkommen zwischen den meistbeteiligten Kolonialmächten fiel die eine Hälfte der Inselgruppe (Upolu und Savaii nebst einigen

\*) Vergl. die Karte am Ende des Buches.

kleinen Gilanden) im Jahre 1900 an Deutschland, die andre an die Vereinigten Staaten. Letztere besitzen in der zu den Marianen gehörigen kleinen Insel Guam auch mitten im deutschen Gebiet eine Enklave.

Für Besizungen in der Südsee sind umfassende Schiffsverbindungen natürlich von großen Werte. Seitdem die Spanier im Zeitalter der Reformation von der Westküste Mittelamerikas aus zum ersten Mal den großen Ozean gesehen und der Südsee ihren Namen gegeben hatten, reizten die aus nebelhafter Ferne auftauchenden Inseln immer mehr den abenteuernden Seefahrer. Forschungstrieb und Wißbegierde, nicht minder aber Neugier und Habsucht führten von einer Inselgruppe zur andern. Unter den Kauffahrteischiffen, die in den letzten Jahrhunderten die Heimat unsrer Gegenfüßler aufsuchten, waren auch manche deutsche. Sie sind im Laufe der Zeit immer zahlreicher geworden. Die Entstehung des Deutschen Reiches und eine schnell wachsende Handelsflotte führten die deutsche Flagge in der Neuzeit wie im Fluge um den Erdball. Vertreten unsere stahlgepanzerten Kriegsschiffe des Vaterlandes Macht und Ehre, so geht das Streben der großen Schifffahrtsgesellschaften, allen voran des Norddeutschen Lloyd, dahin, ihre durch Schönheit und Schnelligkeit berühmten Dampfer auch zu unentbehrlichen Gilboten in der Südsee zu machen. Schon seit vielen Jahren läuft eine ihrer Linien über das südliche Asien zur Küste Australiens und findet in Sydney Anschluß an zwei Nebenlinien, von denen die eine über Neu-Pommern und Kaiser Wilhelms-Land nach Hongkong, die andere im großen Bogen über die Marshall-Inseln, Karolinen und Marianen ebendahin führt. Diese Reichspostdampfer legen aber nur an einigen Hauptplätzen an. Passagiere und Güter, die nicht für diese bestimmt sind, müssen sich an den Knotenpunkten eins der kleineren Fahrzeuge sichern, welche die

Küsten-schiffahrt betreiben. Will man aber noch freiere Bewegung für den Besuch kleiner und kleinster Inseln haben, so bleibt nichts anderes übrig, als für Geld und gute Worte den Kapitän eines jener Handelsdampfer zu dinge[n], die zur Ueberbringung von Waren oder zum Einholen der von den Eingeborenen eingehandelten Rohprodukte fast immer auf einer Südsee-reise unterwegs sind.

Die Post wird von den eben erwähnten Reichspostdampfern zu den wichtigsten Punkten unserer Besitzungen befördert. Es ist schon eine Menge Postanstalten auf den Inseln errichtet. Wer sich weit abseits von den Dampferlinien niederläßt, ist freilich für das letzte Stück noch auf die Privatbeförderung seiner Briefe angewiesen. Es vergeht deshalb beinahe ein halbes Jahr, bevor man von einer abgelegenen Missionsstation Antwort auf eine briefliche Anfrage haben kann. Von großem Vorteil ist der Umstand, daß Briefe und Drucksachen in diese fernen deutschen Gegenden zu derselben billigen Taxe befördert werden, wie im Inlande. Wie wird dadurch der geistige Austausch mit der Heimat erleichtert.

Wenn wir im folgenden Kapitel eine Orientierungsfahrt durch die Missionsfelder der Südsee antreten, liegt es am nächsten, eins der von Sydney ausfahrenden Missions-schiffe zu benutzen. Die für uns inbetracht kommenden Teile der Inselwelt werden regelmäßig von mehreren solchen Schiffen befahren. Da ist z. B. der teils mit Segeln, teils mit Dampfkraft fahrende „John Williams“ der Londoner Mission. Ferner die schmucke Segeljacht „George Brown“ der australischen Methodisten-Mission. Bis vor kurzem auch ein dem American Board gehöriger stinker Dampfer „Morgenstern“, der leider 1906 aus dem Dienst gezogen wurde, weil seine Unterhaltung der Missionsgesellschaft zu teuer ward. Welche Reisen solch ein Missions-schiff macht, mag ein kurzer Abschnitt aus dem vom

Kapitän des „John Williams“ geführten Schiffstagebuch zeigen. Wir greifen die erste beste Fahrt heraus. Das Schiff war auf dieser Reise 3 Monate 18 Tage unterwegs und legte in dieser Zeit 18155 km zurück, 7043 davon unter Segel und Dampf, 11112 ganz unter Dampf. Es wurden 24 Europäer und 306 Eingeborene auf verschiedene Entfernungen befördert. In Häfen oder bei hafenslosen Inseln wurde 53 mal gelandet. Das Schiff hatte einen tüchtigen Sturm zu bestehen; bei den Gilbert-Inseln war das Wetter besonders schlecht. Während dieser Unwetters mehrte sich die Passagierzahl durch ein Kindlein, das einem Südseelehrer geboren ward. Die meisten Fahrgäste benutzten das Schiff nur von einer Insel zur andern; bei der Rückkehr nach Sydney hatte es einige Missionsgeschwister an Bord, die auf Urlaub gingen.

Ähnlich verlaufen die meisten glücklichen Expeditionen dieser Missionschiffe. Es kommt freilich auch vor, daß sie in einen Taifun oder sonstwie in Gefahr geraten. Ist eins gescheitert, so sorgen die Missionsfreunde der Heimat in der Regel dafür, daß ein stärkeres Fahrzeug desselben Namens an seine Stelle kommt.



## Eine Rundfahrt durch die deutsche Südsee.

Ein frischer Südwind schwellt die Segel unsres von der Ostküste Australiens kommenden Missionschiffes. Wir halten den Kurs auf Neu-Guinea. Es ist ein weit ausschauender Reiseplan, der vor uns liegt. Wir möchten auf einer einzigen Fahrt soviel als möglich von unsren schönen Besitzungen in der Südsee sehen. Von eingehenden Studien kann dabei selbstverständlich nicht die Rede sein. Wir begnügen uns vor der Hand mit einer flüchtigen Orientierungsfahrt, die uns einigermaßen mit Land und Leuten bekannt macht, soweit das vom Schiff aus oder bei gelegentlichem kurzen Landaufenthalt möglich ist. Unser Besuch soll den wichtigsten deutschen Regierungs- und Handelsplätzen gelten. Gleichzeitig aber kommt es uns auf die Arbeitsfelder der evangelischen Mission an. Können wir auch nur wie im Fluge an den einzelnen Stationen vorüberreifen, so möchten wir bei dieser Orientierungsfahrt doch ihre Lage und den Stand der Missionsarbeit im großen und ganzen kennen lernen. Später sollen mehrere Einzelbilder in diesen Rahmen eingefügt werden.

Unser erstes Ziel ist

### Kaiser Wilhelms-Land.

Diesen stolzen Namen führt jenes Viertel von Neu-Guinea, über dem seit 1885 die deutsche Flagge weht. Holland und England teilen sich mit uns in die riesige Insel. Welche der

drei Mächte das beste Teil erlangt hat, ist zurzeit schwer zu sagen, weil die Erforschung noch in den Anfangsschwierigkeiten steckt. Holland erhielt das größte Stück, Deutschland das kleinste. Unser Anteil ist aber immerhin halb so groß wie das Königreich Preußen und bildet in unserm vielgeteilten Südjeebesitz die größte einheitliche Landmasse.

Die deutsche Küste, der wir uns von Südosten her nähern, bietet beim ersten Anblick ein mächtiges, aber düsternes Bild. Da steigen gewaltige Gebirge in langen Ketten auf, von denen eine hinter der anderen sich aufstürmt. Ihre höchsten Gipfel, die noch der genauen Vermessung harren, werden nicht viel hinter dem ostafrikanischen Kilimandscharo, dem höchsten Berge auf deutschem Boden, zurückbleiben. Der blaue Dunstschleier, der wie bei den oberbayrischen Alpen das Gebirge umwob, als wir es aus größerer Entfernung schauten, verschwindet bei unserer Annäherung. Aber statt der feineren Linien, in die sich unsere Alpenlandschaften auflösen, erblicken wir im aufsteigenden Kaiser Wilhelms-Land ein blockiges Gebirgsland. Es imponiert durch seine Größe; doch die Anmut fehlt ihm. Die Hänge sind mit einem gleichmäßigen dunkeln Grün bedeckt. Das ist der Urwald, der im deutschen Gebiet allenthalben das Landschaftsbild beherrscht. Er ist sehr dicht und bildet einen fast lückenlosen, zusammenhängenden Bestand. Man sagt, ein Baumkänguruh könne von Ast zu Ast kletternd das ganze Kaiser Wilhelms-Land durchheilen, ohne ein einziges Mal den Erdboden zu berühren. Vom Schiff aus nimmt man hier und da hellere Flecken im einförmigen Waldesgrün wahr. Es sieht fast aus, als lägen da oben saftige Gebirgsweiesen. Kommt man aber an Ort und Stelle, so ist die Lichtung mit 2—3 m hohem Gras bedeckt; eine Wildnis, die dem Wanderer nicht weniger Schwierigkeiten bereitet als der Urwald.

Die Küste ist wenig gegliedert. Es sind wohl einige große Buchten da, aber nicht viele gute Häfen. Möglich, daß die genauere Erforschung später noch manche brauchbare Landungsstelle finden läßt. Das Innere ist gegenwärtig noch fast unerforscht, obgleich Kaiser Wilhelms-Land mit zu den ersten deutschen Erwerbungen gehörte. Einzelne wissensdurstige Forscher haben dann und wann den Kapitän ihres Dampfers zu bewegen gewußt, auf einem der großen Flüsse mit der Barkasse stromaufwärts zu fahren. Aber die dem Fahrzeug von den im Wasser treibenden natürlichen Hindernissen und der Bemannung von feindseligen Eingeborenen drohenden Gefahren bereiteten solchen Pionierfahrten in der Regel ein schnelles Ende. Nur der etwa in der Mitte unserer Küstenlinie mündende Kaiserin Augusta-Fluß ist in seinem Unterlaufe etwas besser bekannt geworden. Die alle Berge bedeckende Vegetation ist in den Flußtälern natürlich noch üppiger und wehrt alle Landungsversuche ab.

Die Bevölkerung ist anscheinend sehr dünn. Man spricht von etwas über 100 000 Bewohnern. Das ist aber eine willkürliche Schätzung. Von einer wirklichen Zählung kann bei unsrer Unbekanntschaft mit dem Innern noch nicht die Rede sein. Den Grundstock bilden die starkknochigen und gegen alle Fremden mißtrauischen Papua. Dort im dunkeln Baumschatten am Ufer arbeiten die hünenhaften, fast ganz nackten Gestalten am Bau der großen Kanus, auf deren Verfertigung sie sich trefflich verstehen. Es gehen wahre Prachtstücke, mit reichem Schnitzwerk und bunter Bemalung versehen, unter ihren geübten Händen hervor. Sobald die dunkelhäutigen Männer aber bemerken, daß ein Dampfer sich ihrer Küste nähert, verschwinden sie im Walde. Sie gehen dem landenden Europäer womöglich aus dem Wege, zumal wenn sie schon einen Zusammenstoß mit der Polizeitruppe erlebt haben. Anfangs versuchten sie es mehrere Male, sich mit den neuen Eindringlingen zu messen.

Da ertönten die schaurigen Klänge des Muschelhorns und der Kriegstrommel, welche die waffenfähigen Männer zusammenriefen. Ist ihre aus Pfeil und Spieß bestehende Bewaffnung auch den Hinterladergewehren der Polizeitruppe nicht gewachsen, so



Häuptling Ika von Bukana.

können die wilden Söhne des Landes den Fremden durch ihre Überzahl doch gefährlich werden. Schon mancher Europäer fiel ihrem Angriff zum Opfer. So der Forschungsreisende Otto Ehlers, der vom Huon-Golf aus die Insel durchqueren

wollte, und später der vielbetrauerte Gouverneur Curt v. Hagen. Auch zwei Sendboten der Rheinischen Mission, Bösch und Scheidt, fanden einen gewaltsamen Tod von der Hand derer, denen sie das Evangelium bringen wollten.

Bald nachdem wir den steil aus der Meeresflut aufsteigenden Mitrafelsen an der deutsch-englischen Grenze passiert haben, läuft unser Schiff in den weiten Huon-Golf ein. Der ortskundige Steuermann hält quer über die Bucht auf die Spitze der von den Rawlinsonbergen überragten Halbinsel zu. Dort liegt in der Nähe des einst viel genannten Finschhafens das erste Arbeitsfeld der Mission, das wir besuchen wollen. Bayerische Lutheraner aus Neuendettelsau, die durch ihre vorangegangene Missionstätigkeit unter den Eingeborenen von Nordaustralien für die Arbeit unter diesen Insulanern vorbereitet waren, wirken seit etwa 20 Jahren hier. Sie haben die Anfangsschwierigkeiten glücklich überwunden. Das nicht weit von Finschhafen gelegene Simbang war ihre erste Station. Es hat viel Leid der Missionsgeschwister gesehen; aber auch den Freudentag des ersten Tauffestes, das unter den Papua von Kaiser Wilhelms-Land gefeiert werden konnte. Fast ebenso alt ist die Niederlassung auf den Tami-Inseln, deren spärliche Bevölkerung jetzt fast ganz für das Christentum gewonnen ist. Zu diesen Erstlingsstationen ist im Laufe der Jahre eine ganze Reihe weiterer Missionsplätze gekommen. Den Tami-Inseln gegenüber auf dem Festlande liegt Dabim und in dessen Nähe der Logaueng-Berg, wo die eingeborenen Gehilfen der Neuendettelsauer herangebildet werden sollen. Wollten wir tiefer in den Huon-Golf hineinfahren, so kämen wir bald an das auf einer Halbinsel erbaute Deingerhöhe, nach einem früheren Missionsinspektor von Neuendettelsau so genannt. Die Landschaft Bukaua, in der es liegt, hat sich als ein recht hoffnungsvolles Missionsfeld erwiesen. Die Seelenzahl der Station

geht schon in die Hunderte. Noch weiter westwärts liegt die neu gegründete Station am Kap Arcona. Binnen kurzem werden voraussichtlich auch die innersten Teile des Golfs in den Bereich der christlichen Predigt gezogen sein.

Aber unsre Fahrt geht nordwärts. Wenn wir in Finschhafen anlegen, finden wir nicht mehr den blühenden Ort früherer Jahre mit seiner großen Europäeransiedelung. Bis 1891 befand sich hier das Verwaltungszentrum der Neu-Guinea-Kompagnie. Fleißige Hände rodeten die Wildnis aus und errichteten ein schmuckes Haus neben dem andern. Da stellte sich ein furchtbares Sterben unter den Kolonisten und Beamten ein. Von den arbeitsfreudigen Männern, die sämtlich in der Blüte der Jahre standen, ward einer nach dem andern dahingerafft. Die sich häufenden Todesfälle bewirkten eine förmliche Panik unter den Weißen. Der Regierungsplatz wurde zeitweilig ganz verlassen. Noch vor wenigen Jahren fand ein Besucher als Spuren ehemaliger Kultur nur noch die kümmerlichen Reste einer Kokospalmenpflanzung, einen Kaffeestrauch, einen Mangobaum, verwilderte, aus anderen tropischen Gegenden eingeführte Ziersträucher sowie — die Gräber unsrer Landsleute. Das hat die Malaria angerichtet, die dem Europäer in diesen Küstenstrichen furchtbar zu schaffen macht. Das Klima von Kaiser Wilhelms-Land gilt für ebenso ungesund wie die schlimmsten Teile von Westafrika. Das Fieber lauert in den Wohnhäusern der Regierungsbeamten, der Missionare und Pflanzer immer hinter der Tür. Will sich der weiße Mann vor der wenn nicht tödlichen, so doch furchtbar schwächenden Krankheit bewahren, so muß er sich entschließen, seinen Körper durch eine in regelmäßigen Zwischenräumen genommene Dosis Chinin widerstandsfähig zu machen. Freilich bringt dieses Medikament andere Gesundheitsstörungen und Unannehmlichkeiten mit sich. Aber so lange man noch kein anderes Schutz-

mittel gegen den schleichenden Feind hat, muß man für den guten Dienst, den das Chinin erfahrungsgemäß leistet, dankbar sein.

Die Neuendettelsauer Mission hat der Gefahr auch durch Anlegung hochgelegener Stationen zu begegnen gesucht. Von dem dicht beim langsam wieder auflebenden Finschhafen gelegenen Pola, wo Missionar Pfalzer den Verkehr seiner Brüder mit der Außenwelt regelt, steigen wir zu der Sattelberg-Station hinauf. Sie gilt als Gesundheitsstation der Mission und hat die auf sie gesetzten Hoffnungen nicht enttäuscht. Hier haben die Männer und Frauen, die dauernd oder auch nur vorübergehend oben weilen, eine fast doppelt so große Arbeitskraft, wie unten in der Niederung. Man sieht das am trefflichen Stand der Niederlassung, die schon manchem Besucher Ausrufe der Bewunderung abgenötigt hat. Es wird aber auch ein reiches Maß geistiger und geistlicher Arbeit hier oben getrieben. Nur behagt es den Küstenbewohnern in dieser Höhe von 900 m nicht recht, weil die Station zeitweilig in Wolken gehüllt wird. Weniger hoch und ein Stück landeinwärts liegt Wareo. Die dortige Niederlassung ist auch in frohem Aufschwung begriffen.

Bei der Weiterreise von Finschhafen treffen wir noch auf die Küstenstation Heldsbach und nach längerer Fahrt auf Blicherhuf und Kap König Wilhelm, wo die Neuendettelsauer Mission eben erst Fuß gefaßt hat. Sie knüpfte auch schon Verbindungen mit den Bewohnern der östlich von hier liegenden Siassi-Inseln an, die bereits zum Bismarck-Archipel gehören. Die erste Berührung mit ihnen fand auf den Tami-Inseln statt. Das kann zu einer Brücke nach Neu-Pommern werden.

Eine ziemlich einförmige Küstenfahrt bringt uns in die Astrolabe-Bai. Hier liegt in Friedrich Wilhelms-Hafen der Mittelpunkt des deutschen Lebens. Was Finschhafen einst zu werden versprach, aber nicht hielt, das ist diese Regierungs-

Dorf Esagengeng in Kaiser Götthelms - Land.





Dorf Wagengeng in Kaiser Wilhelms-Land.

station geworden. Die schweren klimatischen Gefahren und die bisherige geringe Erschließung von Kaiser Wilhelms-Land haben es angezeigt erscheinen lassen, dieses Gebiet zunächst mit dem Bismarck-Archipel, den Karolinen und Marianen zu einem großen Verwaltungsbezirk zu vereinigen, der zwar den Namen Deutsch-Neu-Guinea führt, dessen Gouverneur aber seinen Sitz drüben auf Neu-Pommern hat. Immerhin ist das Bezirksamt in Friedrich Wilhelms-Hafen ein lebhafter Ort mit einem größeren Beamtenstab; in der Nähe findet sich ein ausgedehnter Plantagenbetrieb. Die Lage des Amtes ist von besonderer Schönheit. Der Hafen gilt als einer der besten an der deutschen Küste von Neu-Guinea. Er ist nicht sonderlich groß, aber tief genug, um die großen Dampfer bis an die Landungsbrücke heranfahren zu lassen. Der prachtvollste Tropenwald bedeckt die Ufer. Ganze Scharen bunter Vögel beleben ihn, so daß man in dem sonst so düsteren und erhabenen Neu-Guinea hier auch einmal ein liebliches Landschaftsbild zu sehen bekommt. Die von Beamten und Kaufleuten bewohnten Häuser leuchten zwischen den Baumgruppen, in denen prächtige Palmen auffallen, hell hervor. Auf der nahegelegenen großen Pflanzung wurde bisher Tabak gebaut, er gedeiht aber nicht so gut, wie man erst dachte. Daher soll er mit anderen Nutzpflanzen vertauscht werden. Eine Strecke südlich vom Regierungssitz liegt Stephansort, die Hauptansiedelung der Neu-Guinea-Kompagnie. In unmittelbarer Nähe von Friedrich Wilhelms-Hafen hat sich die Rheinische Mission niedergelassen. Diese durch ihre Leiden in Deutsch-Südwestafrika allgemein bekannt gewordene Gesellschaft mußte auch hier gleich beim Beginn ihrer Tätigkeit durch eine Reihe schwerer Prüfungen hindurchgehen. Die Ermordung ihrer beiden Missionare Bösch und Scheidt, die im Jahre 1891 eine Station in der Franklin-Bai anlegen wollten, ward bereits erwähnt. Auch das Fieber riß große Lücken in

ihre Reihen. Es gab Zeiten, wo eine Todesnachricht die andere jagte. Dazu kam eine fast zwei Jahrzehnte andauernde Unempfänglichkeit der Papua für die christliche Predigt. Erst in jüngster Zeit wurde der passive Widerstand der Heiden gebrochen. Ja es hat fast den Anschein, als wollten sie nun um so eiliger nachholen, was sie so lange verwehrten. Nachdem 1905 der Erstling getauft war, und im folgenden Jahre ein größeres Tauffest veranstaltet werden konnte, drängen sich die Taufbewerber jetzt in Scharen herzu. Die älteste Missionsniederlassung ist das nahe bei Stephansort gelegene Bogadjim. Einige Jahre später ward die kleine Insel Siar bei Friedrich Wilhelms-Hafen besetzt, in neuerer Zeit die der Regierungsbucht direkt vorgelagerte größere Insel Ragetta (Bragät). In Bongu hat die Mission auch schon einen nach der anderen Seite vorgeschobenen Posten. Zuletzt ward Robonob auf dem Hansemannberg angelegt. Es soll Gesundheitsstation werden.

Wollten wir unsere Fahrt noch weiter an der Küste von Kaiser Wilhelms-Land fortsetzen, so kämen wir in das von der katholischen Mission besetzte Gebiet. Ihr Ausgangspunkt war der nicht weit von der holländischen Grenze liegende Berlinhafen. Im Laufe der Jahre rückte sie aber den evangelischen Stationen immer näher. Alexishafen, wo ihr Hauptquartier angelegt wird, liegt schon nicht mehr weit von Friedrich Wilhelms-Hafen. Bisher war glücklicherweise in Neu-Guinea von konfessionellen Reibereien noch keine Rede.

### Der Bismarck-Archipel

ist unser nächstes Reiseziel. Er bildet den Übergang von der gewaltigen Landmasse Neu-Guineas zu den weit zerstreuten Inselchen der Carolinen. Das gilt nicht nur von der geographischen Lage, sondern auch vom Verhältnis zwischen See- und Landareal. Zwar finden wir im Bismarck-Archipel

noch zwei sehr bedeutende Inseln, Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg (vor der deutschen Besitzergreifung hießen sie Neu-Britannien und Neu-Irland), aber ihre Umgebung wimmelt bereits von teils in Gruppen, teils vereinzelt liegenden kleinen Inseln. Die in die Länge gezogene, wunderliche Gestalt der beiden Hauptinseln, wie ihre vom Meer furchtbar zernagten Küsten legen den Gedanken nahe, daß hier einst ein mit Neu-Guinea zusammenhängendes Festland gewesen sein mag, dessen größter Teil vom Meer verschlungen wurde. Von den neben den Hauptinseln liegenden Gruppen mögen nur die Französischen Inseln, Neu-Hannover und die Admiralitäts-Inseln genannt sein. Die Bewohner des ganzen Archipels sind mit den Papua nahe verwandt.

Unsere Fahrt geht an der Nordküste von Neu-Pommern hin. Die Insel ist von West nach Ost gemessen etwa 500 km lang. Obwohl sie vor Kaiser Wilhelms-Land den Vorzug der Zugänglichkeit von allen Seiten hat, teilt sie doch mit ihm das Los, noch sehr wenig erforscht zu sein. Die Küsten werden zwar von Jahr zu Jahr besser vermessen; die Halbinseln und Buchten haben allmählich Namen bekommen, sodaß die Spezialkarten immerhin schon viele Ortsbezeichnungen aufzuweisen haben. Um die genauere Kenntnis ist es aber trotzdem schlecht bestellt. Über das Innere, seine Bodengestalt, Bewaldung und Bevölkerung ist man noch völlig im Dunkeln. Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil ist gut bekannt, die gegen Neu-Mecklenburg vorspringende Gazelle-Halbinsel. Auf ihr residiert der Gouverneur von Deutsch-Neu-Guinea, denn der Bismarck-Archipel und der deutsche Teil der Salomon-Inseln gehören, wie gesagt, mit Kaiser Wilhelms-Land zum Verwaltungsgebiet dieses Namens. Mehrere große Handelshäuser haben hier ihre Hauptniederlassung und, was für uns besonders wichtig ist, hier hat auch seit Jahrzehnten die vom australischen

Festlande herübergekommene Methodistenmission ein reich-  
gesegnetes Arbeitsfeld gefunden. Es ist ein merkwürdiger  
Gegensatz zwischen dem verhältnismäßig weit vorgeschrittenen  
Kulturleben auf diesem kleinen Zipfel und der urwüchsigem  
Wildnis in den übrigen Teilen der großen Insel. Es macht  
den Eindruck, als hätten sich die Kolonistoren im Anfang so  
zusammengedrängt, um in einer geschlossenen Gruppe den von  
seiten der wilden Eingeborenen drohenden Gefahren besser ge-  
wachsen zu sein.

Der Mittelpunkt des Europäerlebens liegt an der schönen  
Blanche-Bai im äußersten Nordosten der Halbinsel. Hier  
breitet sich eins der anmutigsten Südjeebilder vor uns aus.  
Der schön geschwungene Strand der weiten Bucht ist auf große  
Strecken mit Kokospalmen bepflanzt. Aus den in guter  
Ordnung gehaltenen Plantagen grüßen stattliche Europäer-  
häuser herüber. Hier und da wird auch eine Kirche zwischen  
den Bäumen sichtbar. Wir gehen in Herbertshöhe, dem  
Sitz des Gouverneurs, an Land. Neben den öffentlichen  
Gebäuden fesseln die eleganten Wohnungen der Händler und  
Pflanzer unser Auge. In diesen Häusern wird eine weit-  
gehende Gastfreundschaft geübt. Eine der angesehensten  
Faktoreien gehört einer unternehmungslustigen Samoanerin,  
die einen Deutschen geheiratet hat und volle Ebenbürtigkeit  
mit den Europäern beansprucht. Unter den Plantagen, die  
sachkundig angelegt sind und aufs Beste gepflegt werden, finden wir  
einige recht bedeutende, die bereits ein Gelände von mehr als  
1000 Hektaren unter Kultur haben.

Um einen Überblick über die Landschaft zu gewinnen, steigen  
wir zu einer der hinter Herbertshöhe liegenden Anhöhen hinauf.  
Dabei haben wir Gelegenheit, in flüchtige Berührung mit den  
Eingeborenen zu kommen, die auf der Gazelle-Halbinsel ziemlich  
dicht bei einander wohnen und die ursprüngliche Wildheit der

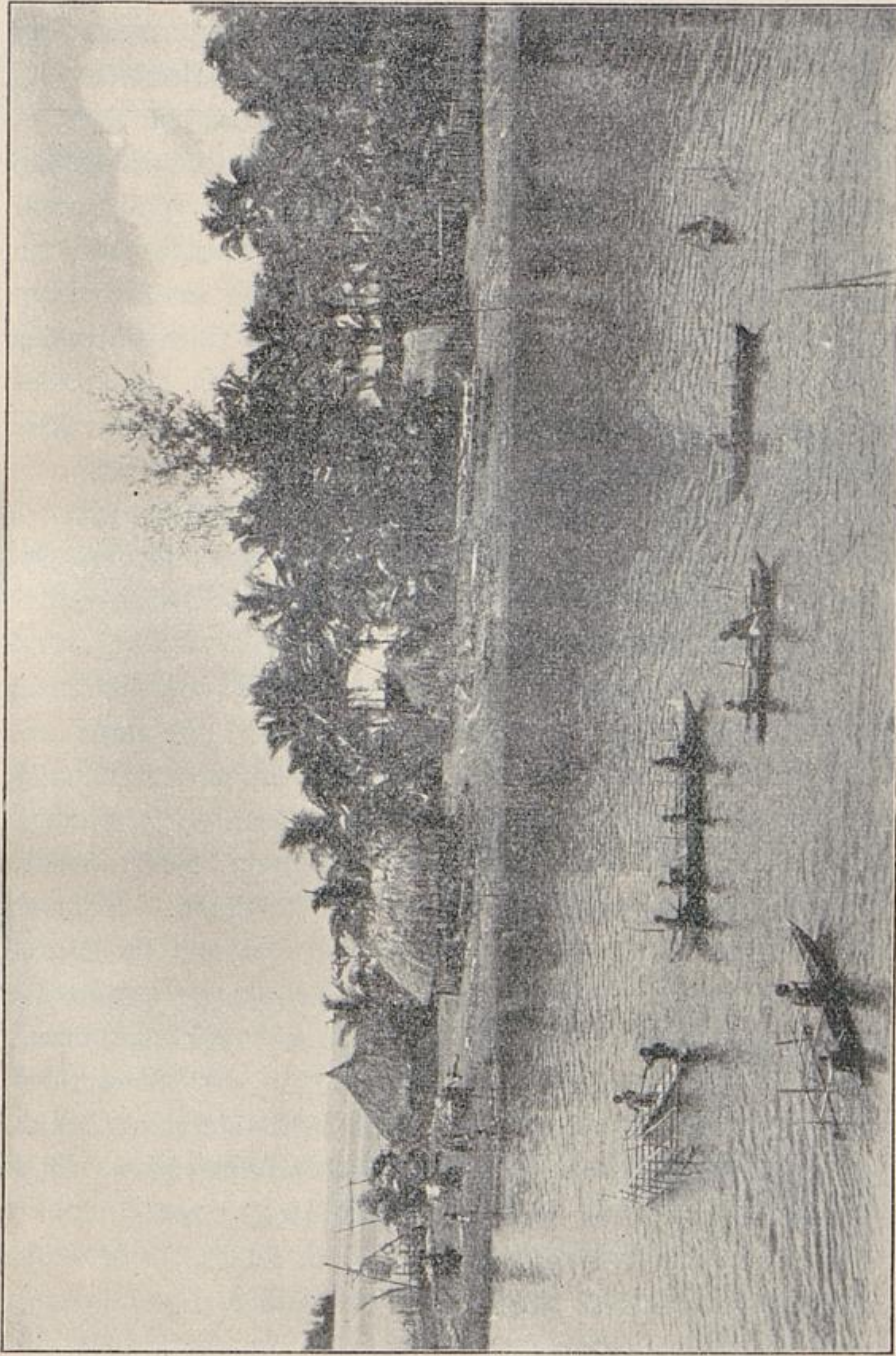
*Man  
Anna*

Inulaner anscheinend ganz abgelegt haben. Ihre schmalen Fußpfade schlängeln sich in vielen Windungen bergauf bergab durch den dichten Wald. Die Gehöfte der Kanaken (so werden die Bewohner des Bismarck-Archipels in der Regel ohne Rücksicht auf die Stammesunterschiede genannt) enthalten meist 3—5 von einem mit ziemlicher Kunstfertigkeit geflochtenen Zaun umschlossene Hütten. Es erregt hier, wo schon ein lebhafterer Fremdenverkehr herrscht, kein besonderes Aufsehen, wenn wir in die Tür treten. Ein kurz ausgestoßenes „ö“ tönt uns als Gruß entgegen. Wenn die Bewohner Christen sind, werden wir vielleicht auch eingeladen, näherzutreten und eine Kokosnuß als Erfrischung zu genießen. Die Leute gingen ursprünglich hier ganz nackt, was von andern Teilen der Insel noch immer gilt; jetzt aber tragen sie meist Lendenschurze europäischer Herkunft. Die Frauen haben wohl auch ein leichtes Gewand oder Tuch um den Oberkörper geschlungen.

Auf der Höhe öffnet sich der Wald, und man genießt einen überraschend schönen Blick auf die reizvolle Blanche-Bai. Jenseits des blauen Wasserbeckens, dessen Strandlinie überaus malerisch verläuft, liegt eine Gruppe erloschener Vulkane. Ihre Größenverhältnisse haben Veranlassung gegeben, sie als „Mutter mit Südtochter und Nordtochter“ zu bezeichnen. Rechts davon sieht man in die offene See hinaus und im fernen Hintergrund die mattblauen Berge von Neu-Mecklenburg; davor in größerer Nähe die Neu-Lauenburg-Gruppe, für Mission und Handel gleich wichtig. Auf der linken Seite steigt Busch und Grasland empor. Aus ihm ragt der Kegels des Barzinberges auf, dahinter das dunkle Massiv des dicht bewaldeten Baininggebirges. Am liebsten verweilt das Auge bei den Einzelheiten der herrlichen Bucht. Ihre Ufer gehen offenbar allenthalben einer schnellen Kultivierung entgegen. Der von Herbertshöhe den Strand entlang gebaute gute Weg schließt das ganze

Gelände zwischen dem Regierungssitz und dem neuerdings viel genannten Simpsonhafen auf. So heißt der nördliche Zipfel der Blanche-Bai, der einen vor Sturm und Seegang völlig geschützten Ankerplatz bildet und deswegen auch von den Dampfern als Landungsstelle benutzt wird. Dieser Ort soll in Zukunft noch weiter ausgebaut und Sitz der Regierung werden. Dicht daneben liegt das reizende Inselchen Matupi (auch Matupit geschrieben), wo die Hamburger Firma Ed. Harnsheim ihre Hauptniederlassung hat. Von hier erhalten die im Bismarck-Archipel zerstreut wohnenden Einzelhändler ihre europäischen Waren, wofür sie ganze Berge Kopra (das sind getrocknete Kokosnüsse), die sie im Tauschhandel erwerben, an den Stapelplatz auf Matupi abliefern. Auf der Gazelle-Halbinsel ist übrigens die Zeit des reinen Tauschhandels vorbei. Man bezahlt hier bereits mit Geld. Als solches benutzen die Eingeborenen verschiedene Sorten Muscheln, die auf Fäden gereiht sind. Die Einführung deutscher Münzen ist aber nur eine Frage der Zeit.

Es wird uns schwer, von dem schönen Naturbild zu scheiden. Wir haben aber vor unserer Weiterfahrt noch einen wichtigen Besuch zu machen. Darum steigen wir bald wieder zum Meeresstrand hinab, doch zunächst nicht nach Herbertshöhe, sondern nach Kaluana. Das ist die Hauptstation der Methodistischen Mission. Sie darf das Verdienst in Anspruch nehmen, im Bismarck-Archipel als Bannerträgerin des Christentums vorangegangen zu sein. Im Jahre 1875 sind ihre ersten Sendboten drüben auf Neu-Lauenburg gelandet. Gleich darauf zogen sie die Nordostküste von Neu-Pommern, in neuester Zeit auch Neu-Mecklenburg in den Schallbereich der christlichen Predigt. Diese große Missionsgesellschaft, die ihren Sitz in Sydney hat, beobachtet eine von den deutschen Gesellschaften abweichende Praxis. Sie benutzt vorzugsweise eingeborene



**Strand von Matupi (Gazelle-Halbinsel).**

Nach einer im Besitz des Herrn Konrad Ed. Bernsheim in Hamburg befindlichen Photographie.



**Strand von Natupi (Gazelle-Halbinsel).**

Nach einer im Besitz des Herrn Konsul Ed. Hemsheim in Hamburg befindlichen Photographie.

Gehilfen, die sie früher aus den schon länger christianisierten Teilen der Südsee, namentlich aus Fidji, heranzog. Jetzt ist sie so weit, die zuverlässigsten Christen des Archipels als Prediger und Lehrer unter ihren Landsleuten benutzen zu können. Nur auf den Hauptstationen Kaluana und Kabakada (auch diese liegt auf der Gazelle-Halbinsel), Ulu (Neu-Lauenburg), Eratubu, Kufukudu und Omo (Neu-Mecklenburg) wirken weiße Missionare, neuerdings auch von unverheirateten Missionarinnen unterstützt. Zu jedem dieser 6 Distrikte gehört eine große Zahl farbiger Prediger und Lehrer, die in den Dörfern längs der Küsten und landeinwärts wohnen. Ihre im allgemeinen sehr tüchtige Arbeit wird von Zeit zu Zeit vom Distriktsvorsteher einer Visitation unterworfen. Auch gibt es regelmäßig wiederkehrende Konferenzen, bei denen sie ihre Erfahrungen austauschen und von den Missionaren neue Anregungen empfangen.

Die von Australien herübergeschickten Missionare sind meist geborene Engländer. Seitdem diese Inselwelt aber unter das deutsche Regiment gekommen ist, nahm die Missionsleitung auch deutsche Männer und Frauen in ihren Dienst. Die Gazelle-Halbinsel hat als Distriktsvorsteher zwei solche, die Missionare Fellmann in Kaluana und Wenzel in Kabakada. Während letzterer erst kürzlich auf dem Arbeitsfelde ankam, ist ersterer schon lange hier tätig und einer der besten Kenner des Volkes. Seiner Vermittelung ist es namentlich zu verdanken, daß immer ein gutes Einvernehmen zwischen der Mission und den deutschen Regierungsorganen bestand. Ihm gilt daher auch unser Besuch. In seinem Hause finden wir ein gemütliches deutsches Heim. Nach Besichtigung der durch Ordnung und Sauberkeit ausgezeichneten Station führt uns der Missionar auf eine Anhöhe in der Nähe seines Gehöfts, um uns die Mehrzahl der 50 Kirchorte und Predigtplätze zu zeigen, an denen die seiner Aufsicht unterstellten ein-

geborenen Gehilfen tätig sind. Neben den Kirchen stehen dort auch schon allenthalben Dorfschulen, während die Hauptstation eine auch höheren Ansprüchen genügende Schule besitzt. Dem Missionar steht außer den etwa 50 Gehilfen schon ein ordinierter farbiger Pastor zur Seite. Wir hören zu unserer Überraschung, daß im Bezirk von Kaluana nicht weniger als 1000 Christen wohnen. Nach der Sitte der methodistischen Gemeinden wird von diesem äußeren Kreis der „Anhänger“ ein innerer Kreis der „vollen Gemeindeglieder“ unterschieden, der die Abendmahlsgemeinde bildet und nur diejenigen umfaßt, die alle Rechte in der Gemeinde genießen. Ihre Zahl ist regelmäßig sehr viel kleiner. Im Bezirk von Kaluana sind es z. B. gegenwärtig 580. Dieselbe Bedeutung, die das Zentrum dieses Bezirks für die Ortschaften an der Blanche-Bai hat, kommt der oben erwähnten Hauptstation Kabakada für die jenseits der Landzunge von Simpsonhafen liegende Talisi-Bai zu. Die Zahl der Kirchorte und der Anhänger ist dort ungefähr ebenso groß.

Auch die katholische Mission hat auf der Gazelle-Halbinsel zahlreiche Niederlassungen. In Herbertshöhe steht eine schöne gothische Kirche. Auch ist hier der Sitz eines apostolischen Vikars. Da die evangelische Mission schon einige Zeit vor der katholischen auf diesem Arbeitsfelde tätig war, wurde die Ankunft der Katholiken bitter empfunden. Hätten sie sich auf das Baininggebirge westlich von der Blanche-Bai beschränkt und von da aus die noch unbefestigten Teile Neu-Pommerns in Angriff genommen, so hätte ihnen das niemand verargt. Daß sie sich aber auch mitten zwischen die evangelischen Kirchen hineinsetzten und so den Konfessionsstreit vom Zaune brachen, wird ihnen allgemein zum Vorwurf gemacht. Sie haben ein großes Missionspersonal auf der Gazelle-Halbinsel und auf Neu-Mecklenburg. Den wenigen methodistischen Missionaren im Bismarck-Archipel stehen nach dem Weißbuch von 1907 25 kathol.

Priester, 34 Brüder und 25 Missionschwestern gegenüber. Man wird sich also auf noch stärkere Klagen gefaßt machen müssen, als sie die evangelischen Lehrer schon jetzt erheben. Ein Glück, daß die deutschen Regierungsorgane wenigstens den größten Ausschreitungen mit unparteiischer Gerechtigkeit entgentreten.

Nach Neu-Lauenburg haben wir nur eine kurze Fahrt. Zwei Inseln dieser Gruppe beanspruchen unser besonderes Interesse, obwohl sie der Größe nach weit hinter der Hauptinsel zurückstehen. Das ist Miofo und Ulu. Das erstgenannte kleine Eiland ist wieder ein Geschäftsplatz von hervorragender Bedeutung. Die aus dem Hamburger Handelshaus Godeffroy hervorgegangene Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft hat es dazu gemacht. In Ulu landen wir, denn hier ist eine besonders wichtige Missionsniederlassung zu besichtigen. Die Methodisten haben seinerzeit einen großen Teil der Insel erworben und gehen energisch vor, ihn mit Kokospalmen zu bepflanzen, um aus deren Ertrag die Kosten ihres Werkes wenigstens teilweise zu bestreiten. Aber wichtiger als diese prächtig gedeihende Palmenpflanzung ist die geistliche Pflanzschule der Insel, das Seminar für eingeborene Lehrer und Prediger. Es beherbergt gegen 40 Zöglinge, die von den verschiedenen Inseln des Bismarck-Archipels stammen. Die Zeit scheint nicht mehr fern zu sein, wo die aus andern Teilen der Südsee gekommenen christlichen Lehrer ganz durch solche einheimische Kräfte ersetzt werden können.

Neu-Mecklenburg ist nur durch den schmalen St. Georgs-Kanal von Neu-Lauenburg getrennt. Die quer vor uns liegende langgestreckte Insel ist noch schmaler als Neu-Pommern. An zwei Stellen verengert sie sich sogar zu einem Landstreifen, der in einer Tagereise bequem zu durchqueren ist.

Bei der Weiterfahrt werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Südspitze, wo vor 25 Jahren ein französischer Abenteurer

Marquis de Rays leichtgläubige Leute zu einer Ansiedelung in Port Breton beschwagte, wodurch zahlreiche Europäer ins Unglück gestürzt wurden. Heute ist nichts mehr von dem schwindelhaften Unternehmen zu sehen.

Wir fahren an der Westküste von Neu-Mecklenburg nordwärts. Das immerhin bis über 1000 m ansteigende Gebirge, welches das Gerippe der Insel bildet und nach dem ersten Gouverneur von Neu-Guinea, dem Herrn von Schleinitz, genannt ist, tritt hier hart an die Küste heran und fällt ziemlich steil zum Meer ab, während es sich an der Ostseite allmählich abflacht. Infolgedessen hat unsere Seite wenig gute Häfen. Wir landen aber in Gratubu, wo die Methodistische Mission seit 1901 ansässig ist und die Anfangsschwierigkeiten glücklich überwunden hat. Noch jünger ist die auf der Ostseite der Insel liegende Station Kudufudu, zu der wir nur durch eine Bergwanderung und nach Durchquerung der Insel gelangen können. Um beide Orte hat sich bereits, wie drüben auf der Gazelle-Halbinsel, ein Kranz von Kirchorten gebildet. Da sie ungefähr auf gleicher Breite liegen, wird wohl bald ein christliches Band quer über die Insel gezogen sein. Nicht weit von Kudufudu wurde die neue Regierungsstation Namatanai angelegt, welche die Südhälfte von Neu-Mecklenburg beherrschen soll.

Die Kultivierung ist aber in diesem Teil der Insel noch weit zurück. Wir sind hier im Lande der Menschenfresser. Das gilt übrigens nicht nur von Neu-Mecklenburg, sondern vom ganzen Bismarck-Archipel; nur daß diese graufige Sitte an den Orten, wo wir bisher verweilten, durch den Einfluß der Mission und durch eine straffe Handhabung der deutschen Gesetze bereits zurückgedrängt ist. Aber außerhalb dieser verhältnismäßig kleinen Kreise ist die Wildheit der Eingeborenen noch ungebrochen. Dr. H. Schnee, der einige Zeit als Kaiserlicher Richter in Deutsch-Neu-Guinea tätig war, schreibt

X darüber \*): „Jedes Individuum, jede Familie ist in der immerwährenden Furcht, durch einen plötzlichen, hinterlistigen Überfall von feindlichen Eingeborenen abgefangen und getötet zu werden. Die Körper der erschlagenen Feinde werden fast ausnahmslos aufgefressen. Der Kannibalismus ist bei sämtlichen bekannten Eingeborenenstämmen des Bismarck-Archipels verbreitet mit alleiniger Ausnahme der einige kleine Inselgruppen bewohnenden Polynesier und wohl auch der hellfarbigen Bewohner der Inseln Matty und Durour. Es handelt sich dabei nicht um eine nur gelegentliche Menschenfresserei. Es ist vielmehr ein ungemein häufiger Fall, daß gerade zu dem Zwecke, Menschenfleisch zu bekommen, Raub- und Mordzüge veranstaltet werden. Wenngleich bei dem Verzehren der erlegten Feinde auch der Gedanke der völligen Zerstörung des verhassten Gegners eine Rolle spielen mag, so ist es doch zweifellos, daß vielfach lediglich das Verlangen nach Menschenfleisch die Kanaken zu solchen Zügen veranlaßt. Es werden in manchen Gebieten des Archipels Jagden auf Menschen genau so betrieben, wie man in Europa Jagden auf Wildpret veranstaltet.“

X Wie lange soll es dauern, bis diesen schrecklichen Zuständen ein Ende bereitet wird? Einen Beitrag zur Beantwortung dieser Frage liefert ohne Zweifel Joachim Graf Pfeil in seinen „Studien und Beobachtungen aus der Südsee“, wo er bemerkt, daß der Kannibalismus überall da aufgehört hat, wo die Methodistenmission festen Fuß faßte und wäre es auch nur der vorgehobene Posten eines farbigen Katecheten. Eingeborene, welche Christen werden, hören natürlich auf, Menschenfresser zu sein.

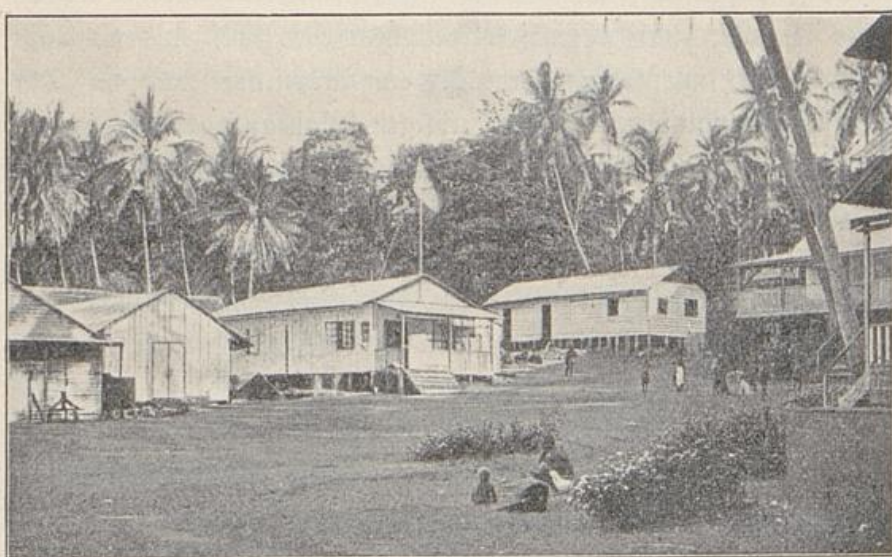
Bei der Fahrt längs der Küste von Neu-Mecklenburg kann es uns geschehen, daß die Bewohner der am Strande liegenden Dörfer eiligst fliehen, wenn wir zu landen versuchen.

\*) Dr. H. Schnee. Bilder aus der Südsee. Mit 37 Abbildungen nach Originalaufnahmen und 1 Karte. Berlin 1904. Dietr. Reimer.

Ihre Furcht hängt mit den Arbeiteranwerbungen zusammen. Das ist ein dunkles Blatt aus der Geschichte der Südsee. Früher waren diese Anwerbungen vielfach von rohen Gewalttaten der Weißen gegen die Farbigen begleitet und von den afrikanischen Sklavenjagden kaum zu unterscheiden. Im deutschen Gebiet ist diesem wüsten Treiben, das uns später noch einmal beschäftigen wird, jetzt ein Kiegel vorgeschoben. Damit soll nicht gesagt sein, daß das Übel von Grund aus beseitigt wäre. Die Anwerbungen gehen weiter. Aber es dürfen keine Arbeiter nach außerhalb der deutschen Grenzen verschleppt werden, und unsere Regierung übt eine ordentliche Aufsicht. Der mit dem Zusammenholen der nötigen Plantagenarbeiter beauftragte Agent muß seine Beute an bestimmten Plätzen ärztlich untersuchen lassen, worauf die Angeworbenen dem Richter vorgeführt werden, der sich durch eingehendes Befragen davon zu überzeugen sucht, daß die Leute freiwillig mit dem Werber gegangen sind und wissen, auf wie lange Zeit sie in dem neuen Arbeitsverhältnis zu bleiben verpflichtet sind. Wie die Anwerbung vor sich geht, lassen wir uns von Dr. Schnee erzählen, der bei einer Fahrt an der Küste von Neu-Hannover folgendes Erlebnis hatte:

„Außer dem Kapitän, welcher als erfahrener und den Eingeborenen bekannter alter Südseefahrer in den meisten Fällen selbst als Anwerber auftrat, befanden sich im Boot nur fünf Eingeborene von der Schiffsbesatzung als Ruderer. Beile, Messer, Glasperlen, Tücher und Tabak wurden in das Boot gelegt, um den Kanaken gezeigt und bei der Anwerbung gleich als erste Anzahlung für die Verwandten des Arbeiters benutzt zu werden. Ferner wurde ein Gewehr auf den Boden des Boots gelegt, um im Fall eines Angriffs als Waffe zu dienen. Außerdem hatten wir natürlich unsere Revolver im Gürtel. Wir näherten uns der Küste, an welcher alsbald nächte, mit

Speeren bewaffnete Eingeborene erschienen. Wir fuhren dicht an das Ufer heran. Der Kapitän begann nun auf Pidginenglisch die Kanaken aufzufordern, sich anwerben zu lassen, und dabei Tücher, Perlen und andere schöne Dinge verlockend vor den begehrliehen Augen der Leute zu schwenken. Einer der Eingeborenen antwortete auf Pidginenglisch, er sei schon einmal Arbeiter auf der Pflanzung in Herbertshöhe gewesen und wolle auch wieder dorthin gehen. Nachdem er eine Weile mit



Sernsheim'sche Faktorei auf Natupipi.

seinen Landsleuten verhandelt hatte, erklärte sich noch ein anderer bereit mitzugehen. Unser Boot fuhr nun an Land, und die beiden Kanaken stiegen ein, wobei ziemlich erregte Gespräche zwischen ihnen und ihren zurückbleibenden Gefährten stattfanden, welche offenbar die beiden jungen Leute mit geringer Freude abziehen sahen. Doch die reichhaltigen Geschenke, welche ihnen alsbald übergeben und mit Gier in Empfang genommen wurden, schienen verjöhnend auf sie einzuwirken, sodaß sie

schließlich, ihren Gebarden und dem Ton ihres Sprechens nach zu schließen, mit einem freundlichen Lebewohl die beiden Angeworbenen abfahren ließen.“

Wenn die Anwerbung immer so zustande kommt, wie hier geschildert, möchte man wohl der Arbeiternotlage, in der sich viele Südsee-Plantagen befinden, ein Zugeständnis machen und sich in diese Art und Weise, wie ein Dienstverhältnis eingegangen wird, finden. Sie wird von dem Anwerben der sogenannten Sachsenländer in Schlesien, Galizien und Russisch-Polen nicht sehr verschieden sein. Ob es aber immer so ordentlich zugeht, und der freie Wille der Angeworbenen maßgebend ist, auch wenn der kaiserliche Richter nicht an Bord ist?

Im Vorstehenden wurde das Pidginenglisch als Notbehelf zwischen Weißen und Farbigen erwähnt. Das ist ein wunderliches Sprachgebild; ein Gemisch von Ausdrücken, die größtenteils der englischen Sprache entnommen sind, daneben aber auch manche Bestandteile anderer europäischer Sprachen enthalten, die mit vielen Brocken aus der Mundart der Eingeborenen untermischt sind. Die Wörter werden in der plumpesten Weise ohne jede grammatische Verbindung aneinander gereiht. Bei dem großen Sprachengewirr, das in der Südsee herrscht, ist die Zuhilfenahme eines solchen Verständigungsmittels unvermeidlich. Aber ebenso begreiflich ist der Unmut der deutschen Beamten und aller derer, die in unsern Kolonien das Deutschtum fördern wollen, daß dieses fremde Gewächs sich anscheinend unausrottbar wie in den übrigen Teilen der Südsee so auch auf den deutschen Inseln eingeknistet hat. Auch in den Missionskreisen, wo man die Sprachenfrage vom pädagogischen Standpunkt aus beurteilt, bringt man dem Pidginenglisch keine Sympathien entgegen. Doch wird es vermutlich noch lange dauern, bis durch das Erlernen der deutschen Sprache seitens

der Eingeborenen in unsern Gebieten Wandel geschafft werden kann. Noch besser wäre es, wenn sämtliche Beamte, Kaufleute und Pflanzer die Sprache der Eingeborenen lernten, wie es die evangelischen Missionare jetzt schon tun. Über die Sprachverhältnisse des Bismarck-Archipels sind wir zwar etwas besser unterrichtet, als über die in Kaiser Wilhelms-Land. Immerhin bleibt noch manche Frage in bezug auf Verwandtschaft und Abgrenzung der Sprachen unbeantwortet. Auf den größeren Inseln braucht man nur einen mehrstündigen Ausflug ins Innere zu unternehmen, um zu Leuten zu gelangen, die eine andere Sprache als die Küstenbewohner reden. Ebenso führt eine längere Fahrt die Küste entlang bald wieder in ein neues Sprachgebiet, oder die Bewohner haben doch wenigstens eine ganz veränderte Mundart im Vergleich zu denen, die man soeben verließ. Nach Dr. Schnees Feststellungen wird im Norden der Gazelle-Halbinsel, auf Neu-Lauenburg und im Süden von Neu-Mecklenburg eine gemeinsame Sprache geredet. Auf Neu-Pommern sind davon wesentlich verschieden die Bainingsprache und die zwischen beide eingeschobene Taulilsprache. Der Norden von Neu-Mecklenburg hat mit Neu-Hannover und den umliegenden kleineren Inseln wieder eine besondere Sprache. Dasselbe gilt von den Admiralitäts-Inseln. Auch ragt das polynesisches Sprachgebiet in den Bismarck-Archipel herein. Als erschwerend kommt bei dieser Mannigfaltigkeit noch in Betracht, daß jedes Idiom wieder eine Menge Dialekte hat, zumal wo die Stämme oder Stammesteile sich bis vor kurzem feindselig zu einander verhielten und dadurch die Ausbildung besonderer Mundarten förderten. So soll man z. B. in der auf der Gazelle-Halbinsel und im Süden von Neu-Mecklenburg gebrauchten Sprache mindestens 20 Dialekte unterscheiden können. Welche Schwierigkeiten der Missionstätigkeit hieraus erwachsen, liegt auf der Hand.

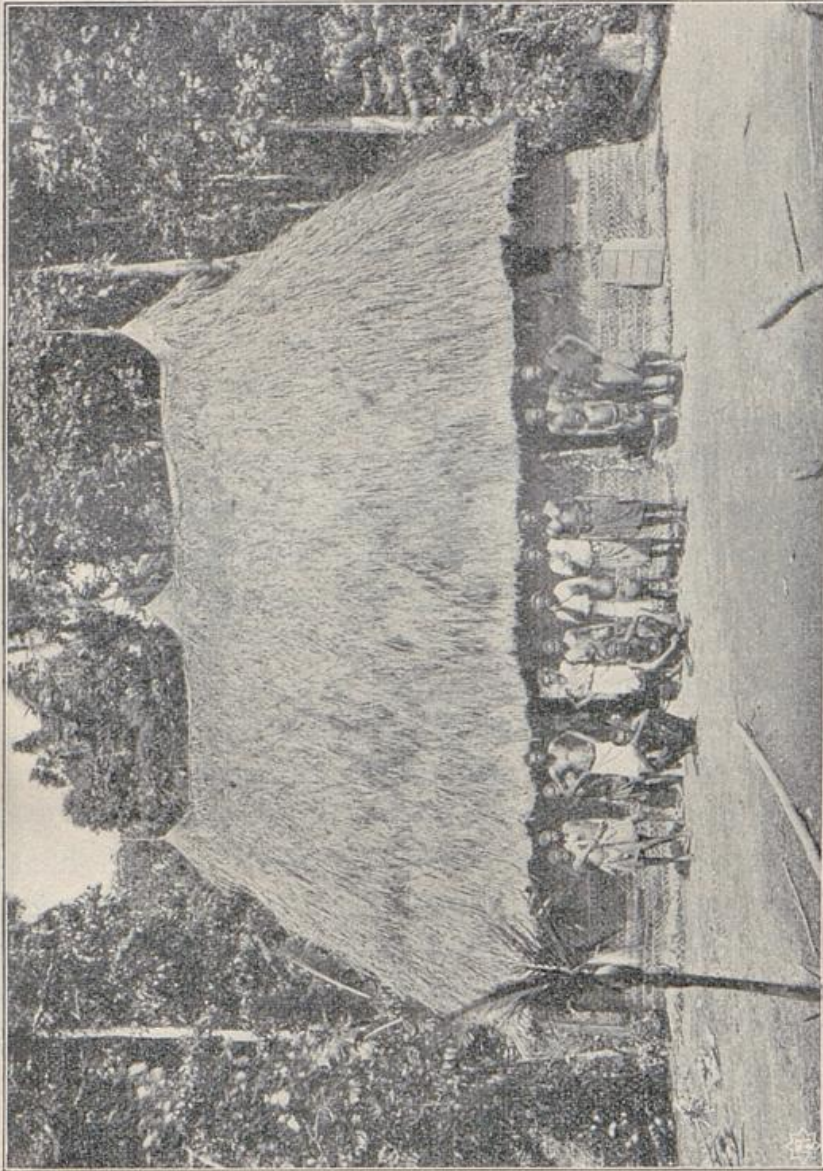
Das im Vergleich zur Gazelle-Halbinsel schwach bevölkerte Neu-Mecklenburg — die Gesamtzahl der Eingeborenen beläuft sich nach amtlichen Quellen im nördlichen Teil der Insel auf nahezu 10 000, im Süden und auf den vorgelagerten Inseln, wo allerdings nur Schätzungen vorliegen, auf etwa 28 000 — hat im Norden einen starken Stützpunkt deutscher Macht und Kultur aufzuweisen: die Regierungsstation Kåwieng. Sie liegt dem vielgenannten Inselchen Nufa gegenüber auf dem Festland. Ihr Bezirk zeichnet sich in der Nähe der Station durch ein prächtiges Wegenez, weiter aber durch eine wohl über 150 km mit der Ostküste gleichlaufende gute Straße von 6 m Breite aus. Die als Arbeiter geschätzten Neu-Mecklenburger haben diese Wege unter Anleitung der Regierungsorgane gebaut. Auch der Handel ist an der Nordspitze Neu-Mecklenburgs gut entwickelt. Die Regierung hat Musterplantagen angelegt, treibt Viehzucht und eröffnete vor kurzem ein Hospital für Eingeborene. Die in der Nähe von Kåwieng liegenden kleinen Inseln sind meist im Plantagenbetrieb.

Von solchen gesicherten Hauptplätzen, wie wir sie schon drüben in Neu-Pommern und auf Neu-Lauenburg kennen lernten, — das Bildchen der Harnsheimischen Faktorei auf der Gazelle-Halbinsel (S. 32) verhilft uns zu lebendiger Anschauung — schicken die größeren Firmen ihre Einzelhändler in die Wildnis vor. Diese sitzen fern vom großen Verkehr und abgeschnitten von aller Kultur auf einem Stück Land, das sie mit Hilfe ihrer Jungen selbst gerodet haben. Beständige Gefahr umgibt sie. Die Eingeborenen, die um sie her wohnen, leben zwar anscheinend in gutem Einvernehmen mit ihnen, aber erfahrungsgemäß verbinden sie mit der Harmlosigkeit des Kindes, die sie heute beweisen, die Blutgier des Raubtiers, die vielleicht morgen schon hervorbricht. Selbst seinen Dienern kann der Händler nicht trauen. Wehe dem, der die nötige Vorsicht auch nur für kurze

Zeit außer Acht läßt! Schon mancher hat das mit dem Tode büßen müssen. Andererseits ist ein solcher Mann freilich unbeschränkter Herrscher in seinem Reich, und gerade das ungebundene Leben in der Wildnis hat für viele eine starke Anziehungskraft. Zu arbeiten braucht der Händler nur, wenn es ihm beliebt. Hat das Schiff, das ihm einen Posten Waren von seiner Firma brachte und die im Tauschhandel gewonnenen Landesprodukte mitnahm, ihn verlassen, so kann er in Essen und Trinken nach heimischer Art schwelgen, denn er wird mit den bekannten Konserven und Getränken reichlich versorgt. Wenn er sich auf den Verkehr mit den Eingeborenen gut versteht, mag er in einigen Jahren ein gutes Stück Geld, mit der Zeit sogar ein kleines Vermögen verdienen und sich damit einen ruhigen Lebensabend unter den Kulturmenschen verschaffen. Manchen gelingt das; namentlich den besseren, soliden Leuten dieses Standes. Aber leider sind diese in der Minderzahl. Viele werden nach einem wüsten, wilden Leben auf einen solchen Posten verschlagen und wollen gar nicht wieder in die geordneten Verhältnisse ihrer Heimat zurückkehren. Auch ehemalige Sträflinge aus Neu-Kaledonien sind darunter. Pioniere der Kultur darf man sie infolgedessen nicht nennen, wenigstens nicht der deutschen christlichen Kultur. Sie geben den Eingeborenen auch in sittlicher Hinsicht kein gutes Beispiel. Viele leben mit eingeborenen Frauen in wilder Ehe.

Auf diese Pfadfinder des Handels sind nun auch im Norden von Neu-Mecklenburg an mehreren Orten die Boten des Evangeliums gefolgt. Die Methodistische Mission hatte sich anfangs hart neben der Regierungsstation festgesetzt. Sie zog es aber hernach vor, ihre Hauptniederlassung nach dem einige Kilometer entfernten Omo an der Johann-Albrecht-Straße zu verlegen. Das geschah 1905. Inzwischen ist eine weitere Station in Meji eröffnet worden. Neu-Mecklenburg macht

sehr schnelle Fortschritte. Das gilt von der Mission wie von der Kolonisation. In der südlichen Hälfte der Insel stehen



Evangelische Dorfkirche im Bismarck-Archipel.

schon gegen 50 einfache Dorfkirchen von der Art, wie hier eine abgebildet ist. Die Wände sind aus dem landesüblichen

Mattengeslecht hergestellt, das Dach aus einer dichten Lage trockenen Graſes. Im Nordbezirk ſind viele ſolche Kirchen im Bau.

Wir haben uns im Bismarck-Archipel länger aufgehalten, als wir es in den andern Inſelgruppen tun können. Bei der Weiterfahrt von Käwieng kommen wir an Neu-Hannover und der St. Matthias-Inſel vorbei. Hier macht ſich die ordnungſchaffende deutſche Hand in neuester Zeit auch mehr und mehr geltend. Miſſionsbeſtrebungen gibt es aber auf dieſen Gruppen noch nicht. Die Bewohner der Matthias-Inſel gelten als beſonders ſchön.

Der Kurs unſers Schiffes wird von hier ab auf die Mitte der Karolinen gerichtet. Die Entfernung bis dorthin beträgt etwa 1000 km; ſie iſt alſo gleich dem Wege von Berlin bis Genua. Das iſt weit genug, uns mit allen Reizen und Tücken einer Südſeeſahrt bekannt zu machen. Da wir ein Miſſionſchiff benutzen, haben wir ſicher Miſſionare oder eingeborene Lehrer an Bord, die uns mit ihren Erlebniffen unterhalten. Wir können bei der großen Mannigfaltigkeit der Fahrgäſte auch Sprachſtudien treiben oder dem Schulunterricht zuhören, der einer Anzahl Knaben, die man von ihrer Heimat-inſel mitgenommen hat, erteilt wird. Immerhin würde uns die Zeit lang werden, wenn unſer Fahrzeug etwa nur als Segelſchiff ausgerüſtet wäre. Ruhige Luſt oder widriger Wind hält uns dann lange auf. Andererſeits mag uns wohl auch ein Seebeben oder einer der gefürchteten Taifune, in deren Verbreitungsgebiet wir nun kommen, gefährlich werden. Es fehlt aber auf einer ſolchen Fahrt auch gelegentlich nicht an einem intereſſanten Naturſchauſpiel. Der Fiſchreichtum dieſer Gewäſſer iſt enorm. Hier kann es geſchehen, daß wir in große Fiſchſchwärme geraten. Da ſchwimmen und ſpringen unzählige kleine Floſſenträger durcheinander. Sie werden von Raubfiſchen gejagt, die im Eifer ihrer Verfolgung zuweilen über das Waſſer

emporschießen. An solchen Stellen stiebt die kleine Kreatur, die mit Recht um ihr Leben besorgt ist, dann jedesmal hurtig auseinander. Eine noch stärkere Bewegung aber verursachen die riesigen Walfische, die an solchem Orte den denkbar bequemsten Weideplatz finden. Sie öffnen von Zeit zu Zeit die Torflügel ihres Mauls und lassen eine ungezählte Menge der kleinen Wasserbewohner darin verschwinden. Aber nicht nur im feuchten Element wohnen die Fischjäger. Über dem Meer sehen wir eine Wolke von Vögeln, Möwen und anderen Ichthyophagen, schweben, die fort und fort herunterschließen, um sich auch ihrerseits einen Anteil von dieser Treibjagd zu sichern. Auch des Meeres Hyäne, der Hai, fehlt in diesen Breiten nicht. Doch scheinen die Farbigen wenig Angst vor dem sonst so gefürchteten Raubtier zu haben. Sie baden unbedenklich, auch wenn sie wissen, daß Haifische in der Nähe sind. Vielleicht wird die Freßgier der Bestien durch den Fischreichtum dieses Meeres völlig zufriedengestellt, sodaß sie in der Regel auf anderweitige Fleischnahrung verzichten können.

### Karolinen.

Unser nächstes Ziel bilden die an der Grenze der Ost- und West-Karolinen liegenden Truk-Inseln (auch Truk geschrieben). Eine Inselgruppe von besonderer Eigenart und großer Schönheit. Ein mächtiges Korallenriff, das auch hier in einer dem Kreis sich nähernden Linie verläuft und 60—70 km Durchmesser haben mag, schließt eine stille, tiefe Lagune ein, zu der man mittels zahlreicher Einfahrten im Riffgürtel gelangen kann. Die Lage des letzteren erkennt man an den vielen kleinen Inselchen, die sich über die Meeresfläche erheben und fast allenthalben mit Kokospalmen bestanden sind. Was aber diesem großen Atoll seinen besonderen Reiz verleiht, das ist die in der Mitte liegende Gruppe von 10 größeren

und mehreren kleineren Inseln, deren Gipfel teilweise einige hundert Meter hoch emporragen. Ihre Entstehung geht offenbar auf vulkanische Kräfte zurück, die hier ein bezauberndes Bild geschaffen haben. Während die Koralleninseln nur Kokospalmen und andre anspruchslose Gewächse nähren, sind diese gebirgigen Inseln von der größten Fruchtbarkeit und mit einer überaus reichen Vegetation bedeckt. Die bedeutendsten von ihnen sind Wela, Toloas, Fefan, Uman und Tol (Fartuf). Obwohl das bewohnbare Gelände wegen der starken Zerklüftung der Inseln nicht sehr umfangreich ist, zählt man doch über 13 000 Eingeborene auf den Truk-Inseln. Wie groß ihre Zersplitterung ist, sieht man aus der Tatsache, daß gegen 60 unabhängige Häuptlinge über sie herrschen.

Vor den deutschen Ansiedlern haben sich schon japanische und chinesische Händler hier festgesetzt, die sich vielfach Ungerechtigkeiten zu Schulden kommen lassen, sodaß die Regierung ihnen schärfer auf die Finger sehen muß. Da Ponape, der Sitz des Gouverneurs, immerhin gegen 700 km von der Truk-Gruppe entfernt ist, erfordert die Beaufsichtigung sehr wachsame Organe. Die Eigenart der Karolinen erschwert eine geordnete Verwaltung und Rechtspflege sehr. In der riesig ausgedehnten Inselstrecke gibt es nur zwei Bezirksämter, eins in Ponape für den östlichen, das andre ein Yap für den westlichen Teil. Da müssen die Beamten auf den Regierungsschiffen viel unterwegs sein, um in ihrem Bezirk nach dem Rechten zu sehen. Glücklicherweise wird ihnen das durch den friedlichen Sinn der Eingeborenen erleichtert. Letztere gehören zu einer ganz anderen Rasse als die Bismarck-Inulaner. Man sieht das schon beim ersten Anblick. Im Gegensatz zu den Papua von Neu-Guinea, die trotzig und finster blicken, und zu den Kanaken, die im allgemeinen derbe Gesichtszüge haben, machen die Bewohner der Karolinen einen weichen, sanften Eindruck. Wenn

man sie in den Verdacht der Falschheit und Grausamkeit gebracht hat, so dürften diese bösen Regungen der menschlichen Natur erst durch die schändliche Behandlung hervorgerufen worden sein, die gerade diesem Volkstamm durch gewisse weiße Elemente zu teil geworden ist. Man hat ihnen grausam mitgespielt und das einst viel zahlreichere Volk ebenso durch rohe Gewalttat wie durch Einschleppung mörderischer Seuchen gelichtet. Die starke Bevölkerungsabnahme ist freilich nicht nur auf die von außen gekommenen schädlichen Einflüsse zurückzuführen. Das weichliche Volk krankt an einer großen Unsitlichkeit. Wenn ihr nicht Einhalt getan wird, dürften seine Jahre gezählt sein.

In Truk berühren wir zum erstenmale das Arbeitsfeld des American Board, einer Missionsgesellschaft, die ihren Sitz in Boston hat. Genau genommen ist es nicht diese amerikanische Gesellschaft selbst, welche die Mission auf den Karolinen in die Hand nahm, sondern die von ihr gegründete Hawaïische Missionsgesellschaft. Ihr hat Mikronesien die erste Verkündigung des Evangeliums zu danken. Was ihre Sendboten und die von ihnen bekehrten Insulaner in der spanischen Zeit zu leiden gehabt haben, werden wir später hören. Als Deutschland 1900 endlich dauernd in den Besitz der Karolinen kam, lebte die gewaltsam unterdrückte evangelische Kirche wieder auf, aber von völlig geordneten Verhältnissen kann auch heute noch nicht die Rede sein. Die römische Kirche ist geblieben und hat an Stelle der spanischen Priester deutsche Ersatzleute geschickt. Um ihnen besser gewachsen zu sein und der Regierung bei ihrem Verlangen nach deutschen Lehrkräften entgegen zu kommen, berief die Missionsleitung einige Männer deutscher Abkunft in ihren Dienst. Sie hätte am liebsten das ganze Werk in die Hände einer deutschen Gesellschaft übergehen lassen. Leider fand sich keine dazu bereit, bis vor einigen

Jahren der deutsche Zweig des Jugendbundes für entschiedenes Christentum in die Bresche trat. Er hat in schneller Aufeinanderfolge mehrere junge Männer auf das Arbeitsfeld gesandt, um die teilweise invalid gewordenen amerikanischen Brüder abzulösen.

Die wichtigste Missionsniederlassung in der Truk-Gruppe ist Kutwa auf der Insel Toloas. Aber der Missionar kann wegen der eigentümlichen Beschaffenheit seiner Inselparochie nur einen kleinen Teil des Jahres daheim sein. Die Anstellung und Beaufsichtigung der eingeborenen Pastoren und Lehrer nötigt ihn, viel umherzufahren. Alle die vorhin namhaft gemachten Inseln sind mit solchen besetzt, auch viele kleinere, deren Namen wir nicht alle kennen. Neben der Seelsorge wird fleißige Schularbeit getrieben; und daß man über der geistigen Ausbildung die praktischen Aufgaben des Lebens nicht versäumt, beweisen die trotz aller Geländeschwierigkeiten gut angebauten Grundstücke der Mission.

Wir können darauf verzichten, von den Truk-Inseln nach Westen zu fahren, weil es auf den westlichen Karolinen keine evangelische Mission gibt. Ebenso wenig auf den deutschen Marianen. Nur das im Süden dieser Gruppe liegende Guam, das politisch zu den Vereinigten Staaten gehört und jetzt die einzige fremde Enklave im deutschen Inselgebiet ist, hat etwas evangelische Missionstätigkeit aufzuweisen. Sie befindet sich auch in den Händen des American Board. Um so reichlicher sind die Spuren der Missionsarbeit auf den Ost-Karolinen. Wir grüßen im Vorbeifahren die Namoi- oder Mortlock-Inseln, wo seit 30 Jahren christliche Lehrer wirken, die mehr als ein Drittel der eingeborenen Bevölkerung als Kirchgänger haben. Von hier bis Kusaie, das den Übergang von den Karolinen zu den Marshall-Inseln bildet, blieb das Christentum auf keinem der zahlreichen Gilande unbekannt; auf einzelnen ist sogar das Heidentum schon im Verschwinden.

Dieser Teil unsers Südseebesitzes wird häufig von furchtbaren Stürmen, den sogenannten Taifunen, heimgesucht, die zwar den hochragenden Inseln außer der Beschädigung von Häusern und Pflanzungen nicht viel anhaben können, auf den flachen Atollen aber Tod und Verderben bringen. Sie haben sich neuerdings in erschreckender Weise gehäuft. Ein solches Unwetter brauste Ende März 1907 über das ungefähr in der Mitte zwischen den Truk- und den Palau-Inseln liegende Oleai-Atoll hinweg, als gerade der Regierungsjahoner „Bonape“ in der Lagune zwischen den Inseln Kaur, Paliau, Oleai und Marijang lag, und der Regierungsarzt Dr. Born aus Yap auf der Hauptinsel weilte. Diesem Umstande, und daß das Schiff sowie der Arzt auf wunderbare Weise gerettet wurden, verdanken wir anschauliche Berichte zuverlässiger Augenzeugen. Sie mögen im Auszug hier einen Platz finden.\*) Dr. Born war von Oleai, wo die drei Dörfer Leuleperit, Jaur und Jfang lagen, am verhängnisvollen Tage gegen Mittag an Bord der „Bonape“ gerudert, um mit dem Kapitän Rücksprache wegen des Wetters zu nehmen. Zahlreiche riesige Fregattvögel, die über der Insel ziellos hin und her schwebten, und die bei ziemlich stillem Wetter stark rollende See hatten ihn bedenklich gemacht.

„Der Kapitän“, so berichtet der Arzt, „sagte mir, daß unter diesen Umständen an die geplante Abfahrt für heute nicht zu denken sei, das Barometer sei stark im Fallen; die Möglichkeit eines herannahenden Taifuns liege vor. Weiter erklärte er, daß er in einem solchen Falle versuchen würde, sich so lange, als irgend möglich, in der Lagune zu halten. Schließlich forderte er mich auf, an Bord zu bleiben, da ich hier sicherer aufgehoben wäre, als an Land. Im Hinblick auf die Unmöglichkeit, mein umfangreiches Gepäck in der

\*) Aus dem Deutschen Kolonialblatt (Verlag von G. S. Mittler & Sohn, Berlin) 1907, S. 567 ff.

immer stärker werdenden See noch jetzt an Bord zu bringen, zog ich es indes vor, wieder an Land zu gehen.

Trotzdem auffallender Weise fast gar kein Wind vorhanden war, stand gegen 2 $\frac{1}{2}$  Uhr mittags, als ich das Schiff verließ, sowohl am Außenriff wie in der Lagune eine furchtbare See, sodaß die „Bonape“ ihren Ankerplatz verlegen mußte. Kurz nach meiner Abfahrt von Bord sauste urplötzlich aus Nordnordost eine starke Regenbö daher, die das Kanu, in dem ich fuhr, vollschlug, sodaß wir dem Sinken nahe waren. Mit Aufbietung aller Kräfte gelang es den Eingeborenen, das Kanu zu halten und an Land zu bringen. Hier fand ich mein Haus bereits geräumt, da während meiner Abwesenheit eine mächtige See über die 80—100 m lange Düne bis an das Haus gekommen war. Im Verlauf der nächsten 2 $\frac{1}{2}$  Stunden war diese ganze Düne, die Ostspitze der Insel Oleai, weggewaschen. Eine breite Passage bestand nunmehr zwischen den Inseln Oleai und Paliau. Durch diese stürzten die über das Außenriff von Nordost gelangenden Wellen in rasender Strömung in die Lagune, wo sie mit einer ebenfalls schweren Brandung aus Südwest zusammenprallten, sodaß die Wellen turmhoch emporspritzten. Um 5 Uhr brach, als ich gerade schreibend auf der Veranda saß, eine schwere See wieder bei flauem Winde über das Riff und, gegen mein Haus schlagend, schleuderte sie mich durch die zersplitternden Verandasprossen hindurch mehrere Meter weit fort. Ich erlitt dabei durch fallende Balken eine heftige Quetschung des linken Oberschenkels, die mir das Gehen sehr erschwerte und am nächsten Tage fast verhängnisvoll geworden wäre. Kurz vor 6 Uhr mußte ich die zur Hälfte bereits eingestürzte Station verlassen. Ich zog mich in das angrenzende Dorf Leuleperik zurück, wo ich in einem kurz zuvor fertiggestellten schön gearbeiteten Eingeborenenhause Quartier nahm. Am späten Abend begann der Wind aus Nordnordost

noch stärker zu werden, sodaß bereits Äste von Bäumen niederbrachen. Von 1 Uhr nachts an hörte man durch das Sausen des Windes ununterbrochen wie Kleingewehrfeuer das Knacken der Äste und wie Geschützdonner das Krachen der brechenden Baumriesen; alles übertönt vom Donner der Brandung. Die Häuser hielten jedoch während der ganzen Nacht stand. Gegen 5 Uhr morgens wurden wir von der ausgestellten Wache mit der Nachricht geweckt, daß die Wellen bereits in das Dorf Veuleperik schlugen, und daß auch schon um unser Nachtquartier Wasser stehe. Das Dorf liegt vom Nordoststrande etwa 800 bis 1000 m entfernt. Das Wasser stieg so schnell, daß wir kaum Zeit hatten, die nötigsten Anweisungen zur Rettung der Sachen zu geben. Wir eilten zur japanischen Handelsstation, welche im Dorfe Jaur, an der breitesten Stelle der Insel Oleai und in ihrer Mitte liegt. Der Weg war bereits durch kreuz und quer niedergebrochene Kokospalmen und andere Bäume versperrt, die an einzelnen Stellen förmliche Barrikaden bildeten. Trotz der links und rechts von uns niederfallenden Kokosnüsse, Zweige und Bäume erreichten wir ohne Unfall die japanische Station, wo wir einen freien Blick auf die Lagune nach Süden hatten. Vom Schoner „Bonape“ war nichts zu sehen. Am Horizont im Westen blitzte grelles Wetterleuchten auf. Die Brandung in der Lagune schlug schon bis an die Häuser des Dorfes heran. Wir verließen bald die japanische Station und begaben uns zu dem westlichsten Kanuhaus des Dorfes Jaur, wo sich ein großer Teil der Inselbewohner zusammengefunden hatte. Die Leute waren vollkommen rat- und kopflos. Wie Tiere in einem Käfig, die keinen Ausweg mehr wissen, liefen sie ziellos hin und her, angstvoll auf das Brüllen der Brandung horchend. Alles Zureden, Trösten half nichts. Jeder glaubte, der Untergang der Inseln sei herbeigekommen, und die alte Prophezeiung erfülle

sich nun, daß die See einst Oeai wegwaschen würde. Als das Meer nun auch von der Lagune her weiter und weiter landeinwärts vorzudringen begann, mußten wir auch diesen Posten aufgeben. Die japanischen Händler erschienen und meldeten, daß eine Welle aus dem Innern der Insel kommend ihre Handelsstation in einem Augenblick weggewaschen habe. So mußten wir uns in das Innere der Nordwestspitze von Ifang zurückziehen.

Das war unsre letzte Zuflucht. Erreichte die See auch diesen Teil der Insel, so waren wir verloren. Auf einer kleinen Anhöhe stand hier ein Haus, in welchem eine große Menge schreiender und weinender Eingeborener Zuflucht gesucht hatte. Einige Frauen sangen in ihrer Angst Totenklagen. Als plötzlich ein Mann meldete, daß nun auch von Nordnordost die See aus dem Busch her käme, erreichte die Verwirrung ihren Höhepunkt. Ich erkletterte eine niedergebrogene Kokospalme und sah nun, wie die Wellen, gleich weißen Katzen, von Nordost her durchs Gehölz sprangen. Als ich von der Kokospalme herunterkam, reichte mir das Wasser bereits bis über die Hüften. Wir verjahren uns mit Holzplanen und starken Seilen und wandten uns wieder nach der Lagunenseite der Insel. Das Wasser stieg glücklicherweise nur langsam. Der Wind war schwächer geworden. Da erblickten wir einen gewaltigen Brotfruchtbaum, der mit seinem ganzen Wurzelwerk aus der Erde gehoben war. Dieses Wurzelwerk, das einige Meter hoch emporragte, erkletterten wir und fanden uns hier verhältnismäßig gut geborgen.

Kaum hatten wir dieses Obdach gefunden (es mag gegen 9 Uhr morgens gewesen sein), als der eigentliche Taifun aus Ostsüdost einsetzte. Die Stärke dieses Windes zu beschreiben ist unmöglich. Es war, als wenn 1000 Schnellzüge dicht an unserm Baum vorbeirasteten. Die Luft war so voller Regen

und Meeresstaub, vermischt mit Sand, daß es nicht möglich war, auch nur einige Meter weit zu sehen. So tobte der Sturm ununterbrochen bis gegen 3 Uhr nachmittags, von Ostsüdost nach Südost springend.

Um diese Zeit wurde es ein wenig stiller. Die Sonne brach sogar, wenn auch verschleiert, auf einige Augenblicke hervor, und es war nun eine Orientierung möglich, wo wir uns eigentlich befanden. Dabei stellte sich heraus, daß wir ziemlich dicht am Strande der Lagune in der Nordwestecke der Insel waren. Das Wasser war wieder gefallen. Um uns her breitete sich eine große, trostlos aussehende Wüste aus; der Boden war meterhoch mit gestürzten Bäumen bedeckt. Nur ab und zu ragten, wo einst ein blühender, paradiesisch schöner Garten gewesen war, der nackte Stumpf eines Brotfruchtbaumes und einige Palmen hervor. Von menschlichen Ansiedelungen weit und breit keine Spur. Am Strande bezeichneten nur einige wüste Trümmerhaufen die Stellen, wo vorher die mächtigen Kanuhäuser, gefüllt mit dem Stolz der Eingeborenen, den kunstvollen Hochseefanus, Fischreusen und Netzen, gestanden hatten. Keine menschliche Seele war zu sehen."

Man fragt unwillkürlich, was aus dem Regierungsschiff geworden sein mochte. Die Geretteten erfuhren zunächst nichts von seinem Schicksal. In Wirklichkeit war es auf noch wunderbarere Weise, als die an Land befindlichen Menschen, dem Untergange entronnen. Lassen wir uns das vom Kapitän Martens der „Bonape“ kurz berichten. Er schreibt an der oben genannten Stelle:

„Als Dr. Born an Land gefahren war, wurde Seewache gegangen, weil das Wetter nicht gut aus sah. Um 5 Uhr 15 Min. ließen wir den zweiten Anker fallen. In der Lagune kam eine heftige Schwell und Dünung auf. Von Land kamen von den Ecken der Inseln Bäume und Häuserteile am Schiff

vorbeigetrieben, die von den Brechseen niedergerissen waren. Es schien sich eine Flutwelle bemerkbar zu machen, denn Wind war nicht viel. Rapides Fallen des Barometers ließ mich aber nichts Gutes erwarten, auch nahm der Wind und die See nach und nach doch bedenklich zu.

Von abends  $1/2$  8 Uhr an wehte voller Taifun. Die Windstärke zu beschreiben ist keinem von uns möglich. Wir nahmen alle an Bord befindlichen Ankerketten an Deck und steckten nach Bedarf und Zunahme vom Wind entsprechend Kette. Vom Land haben wir dann nichts mehr gesehen, obgleich Vollmond war. Eine Bö ersetzte die andre.

Es muß gegen  $1/2$  9 Uhr gewesen sein, als wir zu treiben anfangen. Eben vordem, etwa 8 Uhr, wurden durch eine Sturzsee sämtliche Boote, das in galvanisierten Tanks befindliche Gasolin und alle Decktreppen, das Hühnerhaus und die Tischlerbank von Deck gespült. Wie und welchen Weg wir aus der Lagune genommen haben, kann keiner angeben. Das Schiff ging schrecklich zu fehr. Kein Mensch konnte sich auf den Beinen halten. Wir saßen mit Korkjacken bekleidet in der Kajüte und erwarteten das Schlimmste. An Deck stürzten von beiden Seiten die schweren Sturzseen nieder; jeder würde ohne weiteres über Bord geworfen worden sein. Um uns herum trieben Bäume, Kokosnüsse und Pflanzen aller Art; sie wurden zum Teil aufs Schiff geworfen. Das Barometer hatte inzwischen zu steigen angefangen, der Taifun tobte jedoch weiter. Die Segel wurden in Fegen zwischen den Zeisingen heraus geweht. Nur das Schunersegel blieb ganz. Nach dem Aussehen des Wassers mußten wir uns schon außerhalb der Lagune befinden. Es durch Lot festzustellen war unmöglich.“

Nun noch ein kurzer Bericht des Dr. Born über den angerichteten Schaden:

„Ein Gang am Ufer der Insel zeigte uns überall das gleiche Schreckensbild der Verwüstung. Ganz besonders schlimm schienen die Inseln Paliau und Kaur gelitten zu haben. An der Stelle, wo gegenüber Oleai die herrliche Insel Kaur gelegen hatte, war nur eine lange weiße, mit ganz wenigen Palmen und Baumstümpfen bestandene Sandbank zu sehen. Am Strande von Leuleperik fanden wir das erste Opfer der Katastrophe, die Leiche eines etwa fünfjährigen Knaben. Mit weit aufgerissenen Augen und schrecklich verzerrten Gesichtszügen lag er zwischen den Korallensteinen am Ufer. Als wir in das Lager zurückkehrten, scholl uns lautes Weinen und Klagen entgegen, das den ganzen Tag nicht mehr verstummen sollte. Die ersten Hiobsposten waren eingetroffen, und immer neue kamen hinzu. Von den Einwohnern der Insel Kaur waren nur zwei am Leben geblieben, ein Mann und eine Frau. Der Verlust an Menschenleben belief sich hier auf 130. 9 Bewohner dieser Insel waren während des Taifuns auf anderen Inseln gewesen und so gerettet worden. Auf Paliau waren von 90 Einwohnern 50 umgekommen, darunter auch der tüchtige Polizeisoldat Teuloch, der bei dem Versuch, Frau und Kind zu retten, mit seiner ganzen Familie ertrunken war. Auf Tagaulap war eine Frau durch ein zusammenstürzendes Haus erschlagen worden. Der Gesamtverlust an Menschenleben belief sich auf 200. Die Zahl der Verletzten war sehr groß; doch waren die Verwundungen zum Glück meist leichter Natur. Im Laufe des Sonnabend und am Ostersonntag trieb die See eine Menge zum Teil schauerlich verunstalteter, meist von der Insel Paliau stammender Leichen an Land, zu deren Bestattung die Eingeborenen nur mit Mühe bewogen werden konnten.“

Einige aus Wunderbare streifende Errettungen erwähnt der Berichtstatter noch. So schwammen von der Insel Paliau zwei Kinder, ein Knabe von 5 und ein Mädchen von

8 Jahren, über die Lagune durch die Taifunsee anderthalb Seemeilen weit nach Marijang. Mehrere Eingeborene von Paliau wurden nach Saliap, vier von Naur  $4\frac{1}{2}$  Seemeilen weit nach Utagal getrieben. Die Zahl der so Geretteten belief sich auf 12.

Ein ähnliches Unwetter war im April 1905 über die östlichen Karolinen dahingebraust. Die Bahn des Taifuns hatte damals eine Breite von 100 km. Die Inseln Kusaie, Pingelap, Mokil, Ponape, Ant, Pakin, Droluf und so fort bis Olol wurden davon betroffen, fast alles Orte, an denen die evangelische Missionstätigkeit eingesetzt hat. Da es sich meist um hochragende Inseln handelte, kamen nur 46 Menschen um. Aber der Schaden an Gebäuden und Waren wie an der Vegetation der Inseln war enorm.

Kein Wunder, daß Ponape, die Hauptinsel der östlichen Karolinen, sich uns jetzt nicht mehr in dem Glanze darstellt, wie frühere Besucher ihn geschildert haben. An ihrer Nordküste liegt der berückend schöne Langarhafen. Aber die hier befindliche Regierungsstation glich in den letzten Jahren einer großen Trümmerstätte. Die öffentlichen Gebäude und die Wohnungen der Beamten sind jetzt zwar meist wieder hergestellt, auch die Händler haben ihre Faktoreien wieder aufgebaut; nur das Landschaftsbild läßt noch auf Jahre hinaus die alte Schönheit vermissen, weil die Vegetation ihre bestimmte Zeit braucht. Doch mit der Zeit werden auch diese Spuren mehr und mehr verschwinden, falls nicht ein neuer Taifun neuen Schaden verursacht. Auch die evangelische Mission hat ihre Kräfte aufs äußerste angestrengt, ihre beiden Stationen auf Ponape — die eine liegt beim Sitz der Regierung die andre in dem einige Stunden entfernten Ua — aus den Ruinen wieder erstehen zu lassen. Der zur Zeit des Taifuns hier amtierende Missionar Gray hat sich mit Einsetzung seiner

ganzen Kraft dem Wiederaufbau gewidmet. Erst später kam der vom Jugendbund gesandte Missionar Hugenschmidt und andre Brüder. Ihnen ist es zu verdanken, daß die Arbeit an den meisten Plätzen wieder aufgenommen ist. Wenn man sich an der Dürftigkeit der äußerlichen Lage nicht stößt, kann man doch allenthalben beobachten, daß die seit vielen Jahrzehnten auf dieser Insel und in ihrer Nachbarschaft getriebene Arbeit nicht vergeblich gewesen ist. Die spanische Invasion hat freilich viel von der ersten Missionsaat zertreten. Wir werden in einem späteren Kapitel näher auf dieses dunkle Blatt der Geschichte von Ponape eingehen. Doch ist zu hoffen, daß der mühsam gewonnene Besitz der evangelischen Kirche erhalten bleibt und mit den Jahren eine Vermehrung erfährt.

Die weitere Fahrt bringt uns über Mokil und Pingelap nach Kusaie. Das war bisher einer der Vororte des Christentums. Lange Zeit bestand hier eine Ausbildungsstätte der Missionsgehilfen für die Marshall- und Gilbert-Inseln. Begabte junge Männer wurden von ihren Heimatinseln zusammengeholt und hier für ihr späteres Amt erzogen. Die meisten der auf den genannten Inselgruppen tätigen Lehrer blicken also auf Kusaie mit ähnlichen Gefühlen zurück, wie die deutschen Lehrer auf ihre Seminarzeit, die Pastoren auf ihre Studentenjahre. Der Taifun hat dem ein Ende bereitet. Schon vorher mochte es der mit der Heranbildung der eingeborenen Lehrkräfte betraute Missionar Dr. Nise als einen schweren Nachteil empfunden haben, daß das Seminar nicht inmitten der Inselgruppen lag, für welche seine Zöglinge bestimmt waren. Als das Unwetter nun auch auf Kusaie die Gebäude niedergeworfen und die Pflanzungen zerstört hatte, verlegte er die Anstalt. Infolgedessen ist es stiller auf der Insel geworden. Landschaftlich ist sie übrigens von großer Schönheit. Ihre Berge steigen bis zu 650 m auf und zeichnen sich durch spitzige

Zacken und Zinnen aus. Als Überreste einer verschwundenen Kultur findet man die Ruinen alter Kunstbauwerke, was übrigens von Ponape in noch höherem Grade gilt. Dort gibt es architektonische Überreste alter Prachtbauten von großartigem Umfange. Sie haben schon manchen Forscher zu archäologischen Studien angeregt. Die Bevölkerung von Kusaie ist bereits dem Christentum gewonnen. Es sollen allerdings nicht mehr als 500 Seelen sein. Der im Jahre 1905 verstorbene „König“ Utiakja war zugleich politisches Oberhaupt und ordiniertes Geistlicher seiner Landeskinde.

Bevor wir zu den nahen Marshall-Inseln übergehen, müssen wir einen Abstecher nach Süden machen. Ungefähr 800 km von Kusaie entfernt, fast genau unter dem Äquator und hart an der Grenze des deutschen Gebiets gegen die englischen Gilbert-Inseln, liegt das einsame Inselchen Nauru. Es hat an sich nicht viel zu bedeuten, aber die dort gefundenen Salpeterlager ziehen viel fremdes Volk an. In letzter Zeit wurden ganze Scharen chinesischer Arbeiter eingeführt. Damit hörte das Stilleben auf, das der aus dem Elsaß gebürtige Missionar Delaporte mit seiner aus den Eingeborenen gesammelten Gemeinde bisher führen konnte. Seit einigen Jahren hat hier eine stärkere Bewegung zum Christentum stattgefunden. Ein im Sommer 1906 veranstaltetes großes Tauffest brachte nach langer Geduldsarbeit die ersehnte Freudenenernte.

Nun bleibt uns nur noch ein Gebiet innerhalb der geschlossenen deutschen Südseegrenzen übrig:

### Die Marshallinseln.

Auch wenn man eine ziemlich genaue Karte vor sich hat, sieht die ganze Gruppe doch wie ein riesiges Gartenbeet aus, auf das der Gärtner eine Menge Samenkörner streute. Unter diesen vielen Inseln ist keine einzige von größerem Umfang.

Lauter kleine Korallengebilde, deren höchste Stellen nur 4—5 m, in Ausnahmefällen vielleicht einmal 10 m über den Meeresspiegel emporragen. Man unterscheidet zwei Gruppen, eine westliche, Ralik genannt, und eine östliche: Ratak. Klein, wie ihr Areal, ist auch ihre Bevölkerungszahl. Man schätzt sie auf 15000. Da nach dem Taifun von 1905, der die Atolle von Jaluit, Mille, Arno und Mahuro schwer traf, festgestellt wurde, daß an diesen 4 Stellen nahezu 500 Eingeborene umkamen, so ist anzunehmen, daß Stürme und Flutwellen die Zahl der auf den niedrigen Eilanden wohnenden Leute schon oft gelichtet haben mögen. Wenn widrige Naturereignisse das nicht besorgten, hielt in früherer Zeit die heidnische Sitte des Kindermords die Einwohnerzahl künstlich nieder. Man erzählt, daß damals keine Mutter mehr als drei Kinder behalten habe. Sie sahen wegen der geringen Ausdehnung des bewohnbaren Landes der Vermehrung der Volksgenossen mit dem äußersten Mißtrauen entgegen. Seitdem der weiße Mann als Ansiedler gekommen ist, wurde der Platz noch enger. Er brachte aber auch neue Krankheiten mit, die im Verein mit der einheimischen Unsittlichkeit zuweilen furchtbar unter der Bevölkerung aufräumten.

Die neue Zeit, die mit der deutschen Besitzergreifung kam, macht sich mit ihren Begleiterscheinungen am stärksten auf den uns zunächst liegenden Atollen Ebon und Jaluit geltend. Hier und auf Vikiab liegen die ausgedehntesten Kokospalmen-Pflanzungen. Ihr Ertrag von der ganzen Inselgruppe liefert ein Ausführprodukt im Werte von über 600 000 Mk. pro Jahr. Sehen wir uns die Verhältnisse, unter denen diese Ernte gewonnen wird, etwas näher an. Wir steigen in Jaluit aus. Dieses Atoll ist etwa 35 km lang und 15 km breit. Das in unregelmäßiger Linie verlaufende Korallenriff trägt über 50 kleine Inseln auf seinem Rücken. Eine der südlichsten ist Sabor, wo der Landeshauptmann wohnt. Auf ihr bilden die wenigen

Baumarten, die auf den Marshall-Inseln vertreten sind, einen wirklichen Hain, in dessen Schutz die nach dem Taifun wieder aufgebauten Regierungsgebäude liegen. Die vom Korallenriff eingeschlossene Lagune ist eine der schönsten und sichersten in der Südsee. Hier ist denn auch der Hauptstapelplatz des Handels, der größtenteils von der Saluit-Gesellschaft betrieben wird. Die von ihr ins Land gebrachten Einfuhrartikel regen die Eingeborenen zur Ausnutzung jedes Fleckchens Land an. Die evangelische Mission hat von den 33 Atollen ungefähr die Hälfte besetzt. Die Zahl ihrer Anhänger wird auf 4500 angegeben. Ist der American Board schon in anderen Gebieten nach deutschen Begriffen zu sparsam mit der Verwendung weißer Missionare, so gilt das von den Marshall-Inseln noch viel mehr. Fast nie hat ein solcher Missionar anders als besuchsweise unter den Eingeborenen gelebt. Erst haben hawaiische Lehrer das Missionswerk getragen, später eingeborene Christen. Aber die Missionare, die ihnen als Führer hätten dienen sollen, blieben fern. Das soll in Zukunft anders werden. Wir sahen schon, wie Kusaie aufhörte, Seminarort für die Mission auf den Marshall-Inseln zu sein. Der mit der Aufsicht über das ganze Werk betraute Dr. Nise drang nun darauf, daß das Institut in die Mitte der Inseln gelegt wurde, denen es dienen soll. Eine von ihm selbst vorgenommene Erkundungsreise führte zur Wahl des Mayuro-Atolls, eines der südlichsten in der Ratak-Gruppe. Dort wurde auf der kleinen Insel Noneron ein Stück Land erworben. Von hier wird also künftig das Evangelisationswerk durch die Sendboten des Jugendbundes geleitet werden. Die Katholiken haben ihre Hauptstation in Sabor.

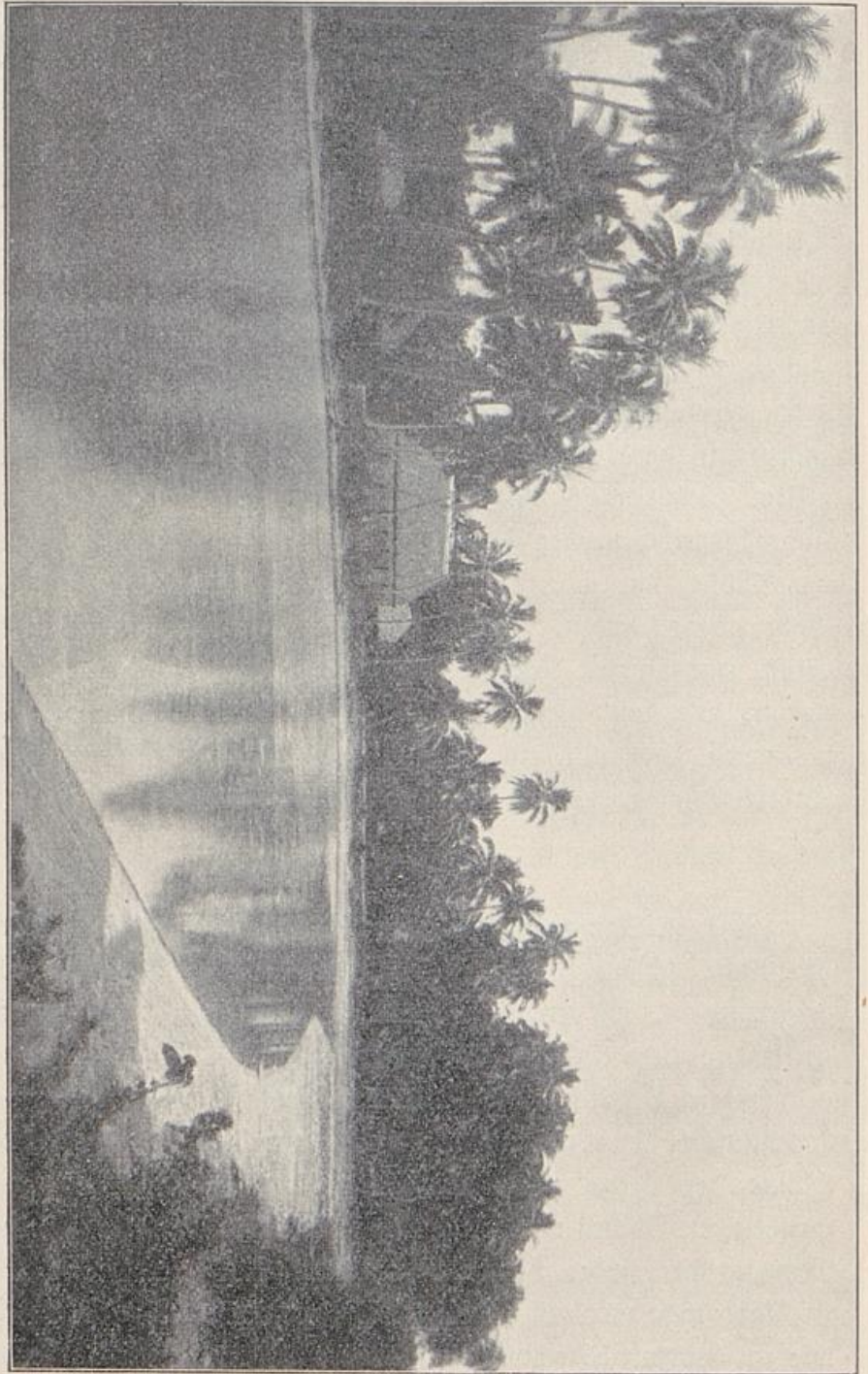
Nachdem wir sämtlichen Missionsplätzen in Melanesien und Mikronesien einen Besuch abgestattet haben, bleibt uns nur noch der kleine deutsche Besitz in Polynesien übrig, die

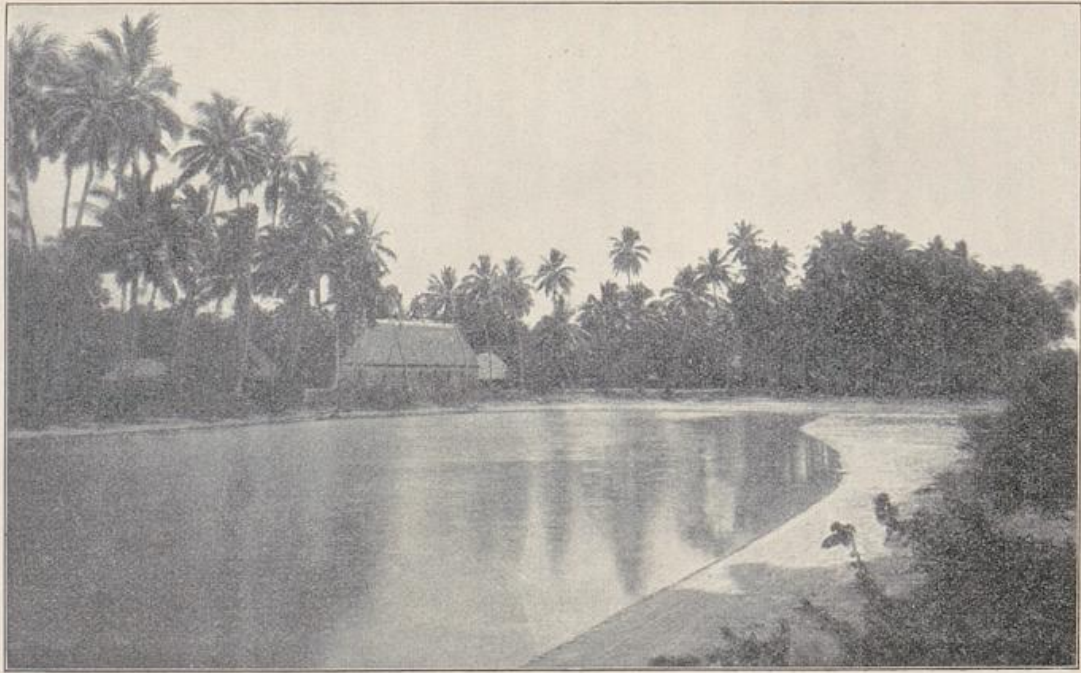
Samoa-Inseln. Sie liegen weit ab von den bisher besuchten Gruppen. Von der östlichen Grenze unsers Schutzgebietes, die wir eben erreicht hatten, müssen wir in südöstlicher Richtung nahezu 3000 km, das ist ungefähr so weit wie von Hamburg bis Madeira, fahren, um dieses kleine aber schöne Stück Deutschland in der Südsee zu finden. Wir berühren dabei die noch zu Mikronesien gehörigen englischen Gilbert-Inseln, wo der American Board in ähnlicher Weise, wie auf den Marshall-Inseln, tätig ist. Dann folgen die Ellice- oder Lagunen-Inseln, deren Bevölkerung durch die Londoner Mission größtenteils zum Christentum bekehrt ist. Sie bilden den Übergang zu Polynesien. Nicht weit von unserem Kurs liegen die unter englischer Hoheit stehenden Fidjchi-Inseln, die in der Christianisierung der Südsee, wie wir später sehen werden, eine sehr bedeutende Rolle gespielt haben. Zuletzt passieren wir die Uea-Inseln, ein Stück französischer Kolonialbesitzes, das uns zum Bewußtsein bringt, wie bunt die Nationalitäten-Karte der Südsee ist; ein modernes Gegenstück zu der früheren deutschen Kleinstaaterei. Endlich kommen unsere Samoa-Inseln in Sicht.

### Samoa.

Wer in Samoa gewesen ist und eine Reisebeschreibung veröffentlicht, schlägt in der Regel besonders hohe Töne der Begeisterung an. Es vereint sich tatsächlich vieles, um diesen viel umstrittenen Inseln eine Art Glorienschein zu geben. Sie bieten einen großartigen Anblick durch die hochragende Gestalt der beiden Hauptinseln Upolu und Sawaii, zugleich aber sind die Hänge der Berge mit ihrem üppigen Baumwuchs und den sprudelnden Bächen von einschmeichelnder Lieblichkeit. Auch der Naturforscher findet hier ein dankbares Feld seiner Tätigkeit. Er stößt nicht nur auf verwischte Spuren vulkanischer Tätigkeit, wie im Bismarck-Archipel und anderwärts, Sawaii hat einen

*Sirde auf Sawaiti.*





Kirche auf Hawaii.

feuerspeienden Berg, der noch im Jahre 1906 durch einen starken Ausbruch viel Aufsehen machte. Es muß ein schauerlich-schönes Schauspiel gewesen sein, als sich der Feuerstrom zum Meere hinabwälzte, und riesige Dampfwolken die Stelle einhüllten, wo die Lavamassen ins Wasser stürzten.

Haben so die vulkanischen Kräfte ihren unverkennbaren Anteil am Aufbau der Insel, so fehlen ihnen doch auch die Korallenbänke nicht, die zum Leidwesen der Schiffer die Küsten umpanzern. Wenn wir vor Apia, wo unsre Regierung ihren Sitz hat, ankern, sehen wir in der Brandung als Warnungszeichen zwei ziemlich zerfallene Schiffsrumpfe liegen. Sie erinnern an den Untergang der deutschen Kriegsschiffe „Adler“ und „Eber“, die bei einem unerwartet ausbrechenden Sturme im Jahre 1889 auf die Klippen geworfen wurden.

Dasselbe Lob, das der landschaftlichen Schönheit Samoas gespendet wird, zollt man in der Regel auch der Bevölkerung. Hier ist von der sprichwörtlich gewordenen Wildheit der Südsee-Inulaner nichts mehr zu spüren. Der Gouverneur von Samoa kann es fast wagen, wie einst der württembergische Graf Eberhard im Bart, sein Haupt dem ersten besten seiner Untertanen in den Schoß zu legen. Die Männer sind von hochgewachsener, edler Gestalt. Viele von ihnen könnten einem Bildhauer als Modell dienen, wenn er eine griechische Heldengestalt formt. Das Lob der Mädchen wird aber womöglich noch höher gesungen. Ihre Anmut soll die ihrer Schwestern in den meisten Ländern der Erde übertreffen. Schade, daß sie so schnell verblühen.

Wenn jetzt allgemein von einem samoanischen Idyll gesprochen wird, so darf man freilich nicht vergessen, daß vor 100 Jahren auch diese Inseln noch von Wilden bewohnt waren. Krieg und Blutvergießen, Raub und Mord waren damals an der Tagesordnung. Die ersten Europäer, die hier landeten,

mußten die äußerste Vorsicht anwenden. Auch auf Upolu sind welche erschlagen worden. Die große Verwandlung, die inzwischen erfolgt ist, muß man in erster Linie auf die Einwirkungen des Evangeliums zurückführen, das im Jahre 1830 erstmalig hierher kam. Einer der größten Südseemissionare, John Williams, hat es gebracht. Die Londoner Mission, in deren Dienst er stand, ist heute noch die Hauptvertreterin des Christentums auf diesen Inseln. In Upolu hat sie ihr Hauptquartier. Westlich von Apia liegt am Meeresstrand das große theologische Institut von Malua, wo die eingeborenen Lehrer und Pastoren herangebildet werden. Die inmitten der Ansiedelung stehende stattliche Jubiläumshalle, die ihren Festversammlungen dient, braucht den Vergleich mit einer schönen Schulaula Deutschlands nicht zu scheuen. Ein deutscher Theolog, Pastor Heider, sorgt dafür, daß die Ausbildung der samoanischen Lehrer in deutschem Geist und Sinn erfolgt. Ganz nahe bei Apia liegt das Mädchenpensionat Papauta. Ein Palmenhain und wohlgepflegte Rasenflächen umgeben das reizende Haus, in dem etwa 100 junge Mädchen aus den angeseheneren Familien der Insel untergebracht sind. Wenn wir im Vorübergehen den von ihnen gesungenen Liedern lauschen, könnten wir meinen, vor einer deutschen Mädchenschule zu stehen. Sie tragen neben ihren samoanischen Weisen auch viele deutsche Lieder vor. Fräulein Val. Schulze, die schon lange Jahre unter ihnen weilt und ihre Erziehung mit großer Hingebung an ihren Beruf leitet, läßt keinen patriotischen Gedenktag vorübergehen, ohne ihn mit entsprechenden Gesängen zu weihen. Viele von ihren früheren Zöglingen haben den aus Malua gekommenen Lehrern oder Pastoren die Hand gereicht und in den abgelegenen Dörfern ein christliches Heim begründet. Wir mögen Upolu oder Savaii nach irgend einer Richtung hin durchstreifen, wir stoßen nirgends mehr auf heidnische Samoaner.

Sie halten sich alle zu einer der christlichen Kirchen. Außer der Londoner Mission ist auch die der australischen Methodisten, die wir bereits im Bismarck-Archipel kennen lernten, hier vertreten. Die katholische Kirche ist ebenfalls da und zieht namentlich durch ihre schöne Kirche in Apia die Augen der Ankömmlinge auf sich. Im Volke hat sie wenig Anhang.

Die Samoa-Inseln haben eine verhältnismäßig starke Besiedelung von Deutschen, Engländern, Amerikanern und andern Weißen aufzuweisen. Auf Upolu leben über 400, auf Sawaii gegen 50. Neben den Beamten sind die Kaufleute und Pflanzler am stärksten vertreten. In Apia pulsiert das öffentliche Leben natürlich am lebhaftesten. Hier gibt es auch eine gut ausgestattete deutsche Schule. Leider wachsen deren Zöglinge ohne allen Religionsunterricht auf. Es ist ein bedauerlicher Widersinn, der darin zum Ausdruck kommt, daß die braunen samoanischen Kinder jetzt ohne Ausnahme christlichen Unterricht empfangen, die Kinder der Europäer aber nicht. Bei den großen Leuten ist es übrigens ähnlich. Man hat wiederholt versucht, der deutschen Kolonie von Upolu, die zur Zeit etwa 250 Köpfe zählt, zu evangelischen Gottesdiensten zu verhelfen. Die Teilnahme seitens unsrer Landsleute war aber so gering, daß der Versuch mehrmals ganz aufgegeben wurde. Immerhin wird er von Zeit zu Zeit wiederholt. Es ist doch auch gar zu beschämend, daß die Engländer und Amerikaner einen gut besuchten Gottesdienst auf der deutschen Insel unterhalten, unsre evangelischen Landsleute aber nicht.

Das Verhältnis zwischen den Weißen und der eingeborenen Bevölkerung ist ein gutes. Als Deutschland im Jahre 1900 nach langen Streitigkeiten endlich festen Fuß in Upolu und Sawaii faßte, ließ man den Eingeborenen erst ein ziemlich weitgehendes Maß von Selbstverwaltung. Die Unbotmäßigkeit einiger Häuptlinge gab jedoch in jüngster Zeit Veranlassung,

ihre Befugnisse zu beschränken. Immerhin besteht auch heute noch das Faipule, eine Art parlamentarischer Volksvertretung, die dem Gouverneur bei der Verwaltung zur Seite steht. Das Volk ist lenksam und findet sich unschwer in die Anforderungen der neuen Zeit. Die durch den Plantagenbetrieb und andre kulturelle Einflüsse entstandene größere Regsamkeit hat auch auf den Fleiß der eingeborenen Bevölkerung günstig eingewirkt. Es werden mit ihrer Hilfe immer mehr Wege angelegt, und die Verbreitung der Nutzbäume macht schnelle Fortschritte, namentlich seitdem die Regierung die Anpflanzung einer gewissen Zahl Kokospalmen von jedem Eingeborenen fordert. Immerhin finden die Plantagenbesitzer nicht genug Arbeitskräfte an Ort und Stelle, sodaß Kanaken aus dem Bismarck-Archipel herangeholt werden mußten. Man führte auch chinesische Kulis ein. Apia und seine Umgebung hat infolgedessen eine sehr bunte Bevölkerung erhalten.

Außer den genannten deutschen Inseln gehören noch einige weitere: Nosa, Manua und Tutuila zur Samoa-Gruppe. Diese fielen bei der internationalen Vereinbarung im Jahre 1900 den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu. Das durch einen guten Hafen ausgezeichnete Tutuila war bis vor kurzem der Mittelpunkt der großen Schifffahrt und vermittelte fast allen Verkehr mit der Außenwelt. Selbst die zwischen Berlin und Apia gewechselten Briefe waren auf den Postweg New-York—San Francisco—Tutuila angewiesen. Erst in jüngster Zeit hat unser Samoa den Anschluß an die Postdampfer der australischen Linie gefunden.

Bei unsrer Rundfahrt haben wir eine Inselgruppe ganz bei Seite gelassen, obwohl auch über ihr die deutsche Flagge weht: die Salomon-Inseln. Bis 1900 besaß Deutschland die drei größten derselben: Bougainville, Choiseul und Njabel. Wären die Besitzverhältnisse so geblieben, so hätten wir

allerdings nicht daran vorbei fahren dürfen, denn Isabel gehört zu den interessantesten Arbeitsfeldern der evangelischen Mission in der Südsee und ist in seinem südlichen Teil nahezu christianisiert. Auch Choiseul zieht gerade die australischen Methodisten als mutige Pioniere bei sich einziehen. Im Samoa-Abkommen aber wurden diese Inseln den Engländern zugesprochen. Nur Bougainville ist deutsch geblieben; gerade diese Insel hat jedoch noch keine evangelischen Glaubensboten bei sich aufgenommen.



Samoa'nischer Schulknabe.

## Wie das Christentum in die Südsee kam.

Die berühmten Seefahrer, welche die Inseln der Südsee entdeckten — ihre Namen stehen meist zu bleibendem Gedächtnis auf den Karten verzeichnet — waren die ersten Vertreter des christlichen Europa, mit denen die Eingeborenen zusammentrafen. Sie haben bei der Namengebung\*) viele christliche Bezeichnungen in die ferne Inselwelt gebracht, z. B. Weihnachts- und Himmelfahrts-Insel, Santa Cruz, Espíritu Santo, Sankt Matthias, Guam (St. Johann) u. dergl. Es wäre aber ein Irrtum, daraus den Schluß zu ziehen, daß sie zugleich die christliche Lehre und Moral dorthin getragen hätten. Das überließen sie den nach ihnen kommenden Missionaren.

Es war ein Lieblingsgedanke der alten Geographen, der freilich nicht auf Forschungsergebnissen, sondern nur auf spekulierender Gedankenpielerei beruhte, daß es entsprechend der Ländermasse auf der nördlichen Hälfte der Erdkugel auch im Süden ein großes Landmassiv geben müsse. Man redete in diesen Kreisen gern von der Terra australis incognita, d. h. dem unbekanntem Südländ. Als sich bei näherer Bekanntschaft mit der Südsee der Traum von diesem großen

\*) Es gibt wohl nirgends auf dem Erdglobus wieder ein solches Namengewirr, wie in der Südsee. Hier ist es nichts seltenes, daß eine Insel drei oder vier verschiedene Bezeichnungen trägt. In unserem Gebiet hat nach der deutschen Besitzergreifung noch eine Neubenennung, hoffentlich die letzte, stattgefunden, indem englische Bezeichnungen wie Neu-Britannien durch die Verdeutschung Neu-Pommern, Neu-Irland durch Neu-Mecklenburg usw. ersetzt wurden.

Festland in eine Menge größerer und kleinerer Inseln auflöste, bewahrte wenigstens Australien in seinem Namen die alte Bezeichnung. Vom Anfang des 17. Jahrhunderts an begannen die Europäer häufiger in jenes ferne Meer zu fahren, zuerst die Spanier und Portugiesen, dann Holländer und Engländer. Der holländische Befehlshaber Abel Jansen Tasman entdeckte zu der Zeit Neu-Seeland. Man behielt aber zunächst noch ganz verworrene Anschauungen von den in nebelhafter Ferne liegenden Inseln. Erst die drei Reisen des berühmten Kapitäns James Cook, deren erste ins Jahr 1769 fällt, brachten einen wirklichen Fortschritt. Was er entdeckte, verkündigte er auch alsbald dem staunenden Europa. Seine in englischer und französischer Sprache abgefaßten Reisebeschreibungen machten ungeheures Aufsehen. In Deutschland wurden die Entdeckungen namentlich durch seinen Begleiter auf der zweiten Reise, unsers Landsmann Reinhold Forster, bekannt. Schließlich gesellten sich zu ihnen auch Leute, welche die Gabe hatten, die neuentdeckte Inselwelt in Europa populär zu machen, wie Kogebue und Chamisso. Besonders der letztere war es, der durch seine bekannten Dichtungen ein liebliches Phantasiemalde nach dem andern vor dem deutschen Lesepublikum erstehen ließ.

Man sprach zu der Zeit von den Südseeinseln wie von einem wiedergefundenen Paradies. Ihre zum ersten Male geschaute Naturschönheit übte einen mächtigen Zauber auf die nordischen Besucher aus. Aber auch in der Beschreibung der Eingeborenen sparte man die Lobsprüche nicht. Das heitere, glückselige Leben jener Naturfinder wurde in Deutschland und England geradezu sprichwörtlich. Man ließ sich hierin auch nicht durch die Tatsache heirren, daß Cook auf seinen späteren Reisen schon heftige Zusammenstöße mit diesen vermeintlichen Paradiesbewohnern hatte; Enttäuschungen, die sich in der Folgezeit noch häuften. Die Südsee-Schwärmerei war nun einmal Mode

geworden, und immer neue Forscher und Abenteurer zogen aus, die so schnell berühmt gewordenen Inseln zu besuchen. Hinter ihnen kamen unternehmende Kaufleute in immer wachsender Zahl, dann Pflanzer; endlich in der Neuzeit auch die auf Kolonialerwerb ausgehenden Vertreter der Großmächte.

Wir sehen hier zunächst noch von den Missionaren ab, die auch schon frühzeitig in der neu gefundenen Inselwelt erschienen, und fragen, welchen Einfluß die in der Südsee sich verbreitenden weißen Elemente ausgeübt haben. Für uns steht die Frage obenan: „Wie haben sich diese Träger des christlichen Namens gegenüber den Eingeborenen benommen?“ Ohne Zweifel sind rechtschaffene, gute und fromme Leute unter ihnen gewesen, die ganz geeignet waren, die Auseinandersetzung zwischen den Europäern und Südsee-Inulanern in gesunde Bahnen zu lenken. Von der großen Menge gilt das aber leider nicht.

Es kam bald zu blutigen Zusammenstößen, bei denen jetzt nicht mehr festzustellen ist, auf welcher Seite die Schuld lag. Jedenfalls verwandelten sich Cooks und Chamisso's Schilderungen von den harmlosen, fröhlichen Naturkindern bei diesen ihren Nachfolgern bald in's Gegenteil. Man schilderte ihre Wildheit, Falschheit und Grausamkeit mit den düstersten Farben.

Wir wissen nicht genau, welchen Eindruck die Ankömmlinge auf die Inselbewohner machten. Nur hin und wieder ward später den Leuten, die das Vertrauen der Eingeborenen gewannen, erzählt, was diese beim ersten Anblick der Weißen und ihrer großen Schiffe gedacht hatten. Sie hielten, so sagte z. B. ein Mann von Neu-Seeland, Kapitän Cooks Schiff für einen riesigen Vogel, über dessen große und schöne Flügel sie sich sehr wunderten. Als sie einen kleineren Vogel ohne Flügel (das Boot) in das Wasser gleiten und menschliche Wesen auf ihm an's Land kommen sahen, glaubten sie, der

Vogel sei ein Haus voll Götter und ihre Verwunderung erreichte den höchsten Grad. Die Flintenschlässe wurden für Donnerkeile der neuen Götter gehalten. Viele von den Eingeborenen hielten sich schon für krank, wenn sie nur von diesen „Atuas“ angesehen wurden, und glaubten, daß ein einziger Blick genüge, sie zu beheren.

Auf die einzelnen harten Zusammenstöße der ersten Zeit folgte bald eine feindselige Spannung zwischen Weißen und Farbigen. Sie ergab sich hauptsächlich aus den mit List und Gewalt vorgenommenen Arbeiteranwerbungen. Australien und Neu-Seeland erhielten wegen ihres gemäßigten Klimas schnell stärkeren Zuzug weißer Kolonisten. Sie sahen sich nach einheimischen Arbeitskräften um. An Ort und Stelle waren keine oder doch nur sehr wenige zu finden. Da fiel ihr Blick auf die melanesischen und polynesischen Inseln. Diese enthielten ein geeignetes Menschenmaterial. Man suchte es herbeizuführen. Gutwillig kamen die Farbigen aber nicht, zumal da sich bald herausstellte, daß sie in der Fremde wie Sklaven gehalten wurden, und daß nur wenige der Angeworbenen in ihre Heimat zurückkehrten. Je scheuer die Eingeborenen wurden, um so raffinierter verfuhr die Werber. Aus der Arbeiteranwerbung ward ein wirklicher Menschenraub, der von einer ganzen Anzahl gelibter Kapitäne betrieben ward. Die Klagen darüber drangen mit der Zeit auch nach Europa. Die nächstbeteiligte englische Regierung schickte daraufhin im Jahre 1871 ihr Kriegsschiff „Rosario“ aus, um die Zustände zu untersuchen. Dessen Kommandant Markham kam zu folgendem herben Urteil: „Ich habe mich überzeugt, daß das niederträchtige System des Menschendiebstahls bis zu einem unerhörten Grade betrieben wird und nicht bloß wirkliche Sklaverei, sondern in vielen Fällen Mord und ausgedehntes Blutvergießen im Gefolge hat. Wo immer der Einfluß der Mission auf diese Insulaner sich

erstreckt, fand ich sie freundlich und wohlgesinnt gegen die Weißen, sonst aber sehr scheu beim Nahen unsrer Boote und geneigt zu Feindseligkeit und Verrat“.

Es ist dem englischen Marine-Offizier gewiß sauer angekommen, dieses vernichtende Urteil über das Treiben seiner Landsleute — denn die Berber waren meist von englischer Herkunft — fällen zu müssen. Das christliche Europa muß es ihm aber danken, denn es hat dazu geführt, gegen das Übel anzugehen.

Ein anderes dunkles Blatt aus der Zeit der ersten Berührung zwischen den Weißen und den Süds seabewohnern. Mit den Eindringlingen kamen ansteckende Krankheiten. Durch Walfischfänger aus Sydney wurden 1835 die Masern nach Neu-Seeland und den andern Inseln gebracht. Sie rafften im Jahre 1848 den zehnten Teil der Bewohner Hawaiis hinweg. Auf Aneithum (Neu-Hebriden) starb 1861 sogar ein volles Drittel der Eingeborenen an dieser Epidemie. Kein Wunder, wenn man bedenkt, daß die Naturkinder unsere Impfungen als Schutzmittel nicht kannten, und daß ihnen in Krankheitszeiten sowohl die nötige Kleidung wie auch Wohnung und Abwartung fehlten. Von Amerika her wurden die Pocken eingeschleppt. Sie traten in Hawaii erstmalig 1853 auf; 3000 Menschen starben daran. Von da verbreiteten sie sich nach den Marquesas-Inseln, den Neu-Hebriden usw. Auch die zuziehenden Chinesen brachten schlimme Dinge mit; so schon im Jahre 1850 den Aussatz.

Neben diesen Krankheiten sind auch einige Laster, denen die Insulaner nach dem Vorgang ihrer Gäste zu fröhnen begannen, auf das Konto der Einwanderer zu setzen. Es sei nur der Branntwein der Europäer und das Opium der Chinesen genannt.

Solche Gaben der Kultur brachten den Eingeborenen nicht Segen, sondern Verderben. Man hat die traurige Tatsache

festgestellt, daß die Südsee-Inulaner wie die Indianer Nordamerikas die Berührung mit den Weißen nicht vertragen können und anscheinend im Aussterben begriffen sind. Die Maori auf Neu-Seeland sagten, als ihnen das langsame Hinsterben ihrer Rasse zum Bewußtsein kam: „Wie der europäische Hund den eingeborenen vertrieben hat, so wird eines Tages der letzte unsres Stammes der überlegenen weißen Rasse gewichen sein. Das ist unser vom Schicksal bestimmtes Los.“

Forscher, welche diese Erscheinung genauer untersucht haben, eröffnen uns einen überaus traurigen Ausblick in die Zukunft, wenn nicht bald eine Wendung zum Besseren herbeigeführt werden kann. Dr. Hans Blum stellt in seiner sorgfältigen Schrift „Das Bevölkerungsproblem im Stillen Weltmeer“ fest, daß die Bewohnerchaft Polynesiens in den letzten hundert Jahren von 900 000 Seelen auf 150 000 zurückgegangen ist. In Mikronesien berechnet er eine Verminderung um zwei Drittel. Für Melanesien, welches für uns Deutsche das meiste Interesse hat, sind genauere Zahlen nicht zu erlangen, immerhin deuten auch hier einige Stichproben auf eine fortschreitende Abnahme der Bevölkerung.

Nach dem, was wir über die Einschleppung von Seuchen sowie über die Einführung von Branntwein und Opium hörten, kann man sich über diese unheimliche Erscheinung nicht allzusehr wundern. Auch die Menschenjagd der Werberschiffe hat offenbar ihren Anteil daran. Baron von Hübnert, der in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts die Südsee bereiste, schrieb darüber: „Die Neu-Hebriden sind schon erschöpft, die Salomons-Inseln entvölkern sich sichtlich. Trotz allem, was die Mission getan hat, die Sitten zu säufstigen und die inneren Kriege samt dem Kannibalismus zu beseitigen, nimmt allerwärts die Seelenzahl merklich ab. Der Menschenhandel trägt daran die Hauptschuld. Die jungen Leute gehen in die Ferne und wenige

von ihnen kehren zurück. So tötet man allgemach die Henne, um schneller zu den goldenen Eiern zu gelangen."

Was in diesem Urteil kurz angedeutet wird, muß man freilich bei der Bevölkerungs-Abnahme auch in Anrechnung bringen: die in der heidnischen Bevölkerung selbst liegenden Ursachen. Die fremden Einflüsse haben nicht das ganze Übel verschuldet. Der schon genannte Dr. H. Blum, der die Südsee aus eigener Anschauung kennt, stellt ein langes Verzeichnis einheimischer Laster auf, die er für das Schwinden der Bevölkerung mit verantwortlich macht: Menschenfraß, Menschenopferung (vor allem Frauenopferung), Witwen- und Waisentötung (Kindsmord überhaupt, darunter wieder besonders die Tötung der neugeborenen Mädchen), Überbürdung der Frauen mit Arbeit, fortgesetzte Fehden und Kriege. Dazu Hungersnöte, Mangel an Fleischnahrung, verheerende Krankheiten, wie Schwindsucht oder hartnäckige rheumatische Leiden. Außerdem zählt er eine Reihe von greulichen Auswüchsen der Unmoral auf, die an den Lasterkatalog der Heiden im ersten Kapitel des Römerbriefs erinnern.

Wen grauste nicht beim Blick in diese Abgründe heidnischer Versunkenheit! Es ist wirklich unbegreiflich, wie angesichts dieser schrecklichen Dinge die Rede von dem glücklichen Leben der harmlosen Naturkinder auf den Südseeinseln hat aufkommen können.

Dr. Blum weist namentlich darauf hin, daß die Zahl der Frauen geringer ist, als die der Männer, und daß viele Ehen kinderlos bleiben. Er bringt letzteres in Zusammenhang mit der im Heidentum auch anderwärts verbreiteten Anschauung, daß das Weib nur ein Besitzstück des Mannes sei und dem Arbeitstier zu vergleichen, das alle harte Arbeit verrichten muß. Die geringe Frauenzahl aber führt er darauf zurück, daß häufig Weiber bei Festen geopfert, und die niederen Häuptlingsfrauen

beim Tode des Mannes mitbegraben werden. Auf den Marktesas suchten sich die Eingeborenen die für ihre Götzen erforderlichen Opfer mit Vorliebe unter den Frauen und Kindern der benachbarten Stämme.

Sind schon wenig Geburten zu verzeichnen, so ist die Zahl der wirklich aufwachsenden Kinder noch eine bedeutend geringere. Da ein Familienleben in unserm Sinne vollständig fehlt, kann von Pflege und Erziehung der Kinder keine Rede sein. Mangel an Sorgfalt und ungeeignete Nahrung, die schon für die Kleinsten in Fischen und Erdknollen besteht, verursachen ein großes Kindersterben. Dieses wird absichtlich erhöht durch die Ermordung von Neugeborenen, wie sie z. B. vom Bunde der Arooi auf Tahiti in der vorchristlichen Zeit dieser Insel in ausgedehnter Weise betrieben wurde. Zwei Drittel aller Kinder fielen ihr zum Opfer. Mit Entsetzen berichteten die Missionare, daß keine tahitische Frau zu finden war, die nicht die meisten ihrer Kinder oder alle getötet hatte. Sieben Jahre nach dem Einzug des Christentums lebten auf Murua ungefähr 200 Kinder unter 10 Jahren und fast gar keine zwischen 10 und 16 Jahren. Auf den Marshall-Inseln beschränkte ein Gesetz, das die Eingeborenen sich gegeben hatten, die Kinderzahl jeder Familie auf drei.

In dieses dunkle Gebiet scheint nun das Licht einer höheren Moral hinein. Haben wir schon einen Forschungsreisenden und Statistiker als Fackelträger kennen gelernt, so dürfen an dieser Stelle die Verdienste der Kolonialregierungen auch nicht verschwiegen werden. Die Mächte, welche in den letzten Jahrzehnten die Südseeinseln unter sich verteilt haben, bemühen sich in ihren Gebieten nicht nur um die Ordnung im öffentlichen Leben und die Ausnutzung des jungfräulichen Bodens, sie lassen sich auch die Beseitigung jener Übel, soweit das auf dem Wege der Polizei und Gesetzgebung geschehen

kann, angelegen sein. Es wurde gelegentlich schon erwähnt, wie die Arbeiteranwerbung von englischer und deutscher Seite später von ihren Auswüchsen befreit worden ist und jetzt staatlich überwacht wird. Ähnliche Verdienste erwarb sich unsre Regierung durch Anstellung von Ärzten, die es an Belehrung der Häuptlinge und ihrer Völker nicht fehlen lassen. Sollen jene Übel freilich gründlich ausgerottet werden, so muß eine neue Gesinnung in die Bevölkerung gepflanzt werden. Wirkliche Heilung jener Schäden kann nur das Christentum bringen. Darum ist die Heidenmission von der größten Bedeutung für die Zukunft unserer Südseegebiete. Diese trat am Ausgang des 18. Jahrhunderts auf den Plan.

### Die ersten Missionare.

Cooks Forschungsreisen und Berichte lockten nicht nur Geschäftsleute und Abenteurer in die neuentdeckte Welt, auch die christlichen Kreise Europas gerieten in Bewegung. In England waren kurz vorher Wesley und Whitefield als Herolde einer neuen Kirchenzeit hervorgetreten und hatten das von der Brüdergemeinde auch dort angezündete Glaubensfeuer mächtig geschürt. Die damals entstandene religiöse Bewegung führte zu einer tiefgreifenden Veränderung im kirchlichen Leben Großbritanniens und ist auch an den evangelischen Kirchen im übrigen Europa nicht spurlos vorübergegangen. Die auffälligen Nachrichten aus der fernen Heidenwelt aber ließen einen Teil der Bewegung in die Bahnen der Heidenmission einlenken. Während die englischen Baptisten sich von ihrem großen Pfadfinder William Carey nach Ostindien führen ließen, suchte die 1795 entstandene Londoner Mission ihr erstes Arbeitsfeld in der Südsee.

Die fromme Gräfin Huntingdon war von den Schilderungen jener schönen Inseln ganz begeistert. Zugleich aber regte sich

in ihrem Herzen das Mitleid mit den Seelen der dort lebenden Menschen, die den Heiland noch nicht kannten. Als sie starb, machte sie es ihrem Kaplan Dr. Haweis zur Pflicht, den Gedanken an die Bekehrung der Südsee-Inulaner niemals wieder aus dem Sinn zu lassen. Da es noch mehr ähnlich gesinnte Leute im Lande gab, lag die Entstehung einer Missionsgesellschaft in der Metropole an der Themse sozusagen in der Luft. Dr. Haweis ward einer ihrer ersten Direktoren und der auch bei Gründung der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft beteiligte Kaufherr Joseph Hardcastle ihr erster Schatzmeister. Man ging mit großer Weitherzigkeit an das Werk. Als Dr. Haweis vor den zur Begründung der Missionsgesellschaft zusammengekommenen Leuten predigte, bezeichnete er es als eine Richtlinie der Arbeit: „Die kleinlichen Unterscheidungen unter uns von Namen und Formen und die Verschiedenheiten der Kirchenverfassung sollen heute von dem größeren, edleren und bedeutungsvolleren Christennamen verschlungen werden“. Und ein Anderer sagte: „Wir betrachten es nicht als unsere Aufgabe, irgend eine bestimmte Form der kirchlichen Ordnungen zu den Heiden zu tragen, sondern das herrliche Evangelium unseres Gottes. Es soll denen, welche Gott in die Nachfolge seines Sohnes berufen wird, überlassen bleiben, diejenige Form kirchlicher Ordnungen anzunehmen, die sie für dem Worte Gottes entsprechend halten“.

Wie aus diesen Redewendungen zu ersehen ist, hat der in neuester Zeit wieder einmal stärker betonte Gedanke, die Mission solle nicht darauf ausgehen, eine Konfessionskirche zu gründen, sondern nur die allgemeinen christlichen Wahrheiten predigen, die konfessionelle Ausprägung aber der Entwicklung überlassen, schon beim Entstehen der Mission in der Südsee Pate gestanden. Man kann nach den Erfahrungen des inzwischen vergangenen Jahrhunderts nicht sagen, daß die von

der Londoner Mission angenommene Praxis bis jetzt zu glänzenden Resultaten geführt hätte. Aber das Missionsleben in der Südsee hat in der ersten Periode dadurch allerdings seine Signatur bekommen. Und wenn man irgendwo auf dem Erdball Beispiele dafür sucht, daß ein dem Heidentum entrissenes Volk in Bälde wieder zu missionieren beginnt, in den früh zur Selbständigkeit erzogenen Gemeinden jener Inselwelt sind sie zu finden.

Im September 1796 verließ das erste Missionschiff „Duff“ den Hafen von Portsmouth. Es hatte 4 ordinierte Geistliche, einen Arzt und eine größere Anzahl Handwerker, auch Männer, die sich auf Gärtnerei und Landwirtschaft verstanden, im ganzen 29 Sendboten der Missionsgesellschaft an Bord. Ihr nächstes Ziel war Tahiti, eine der Gesellschafts-Inseln im östlichen Polynesien.

Es sei gleich hier erwähnt, daß die Christianisierung der Südsee von Ost nach West vorgeschritten ist, so daß unser deutscher Besitz erst verhältnismäßig spät davon berührt wurde. Nur die nicht allzu fern vom Ausgangspunkt der Missionsbestrebungen liegende Samoa-Gruppe ist schon vor vielen Jahrzehnten mit dem Christentum bekannt geworden.

Die Missionare, die größtenteils auf Tahiti blieben — wenige von ihnen gingen auf die Marquesas- und Freundschafts-Inseln — kamen auf ihrem Arbeitsfelde mit großer Begeisterung an. Aber natürlich ohne alle Erfahrung. Und auch von London aus konnte man ihnen wegen der Neuheit des ganzen Missionswerkes keine klaren Anweisungen für die praktische Arbeit geben. So tasteten sie während der ersten Zeit völlig im Dunkeln. Zu ihrem Unglück war die Bevölkerung von Tahiti in zwei feindliche Parteien gespalten, deren eine vom „König“ Pomare geführt ward. Die Missionare schlugen sich auf dessen Seite und wurden dadurch in eine Menge Streitigkeiten

verwickelt, die theils in Tahiti selbst, theils auf der Nachbarinsel Oimeo ausgefochten wurden. Pomare blieb ihr Freund, aber auch bis zu seinem Tode ein Heide. Erst seinen Nachfolger Pomare II. konnten sie stärker unter ihren Einfluß bringen. Als er im Jahre 1815 den Sieg über seine Widersacher davongetragen und die Rückkehr in die Heimat erzwungen hatte, empfing er als Erstling seines Volkes die heilige Taufe.

Es würde zu weit führen, wollten wir auf alle Einzelheiten dieser ersten Missionszeit eingehen. Da gleichzeitig mehrere Inselgruppen in Angriff genommen wurden, zerlegt sich die Geschichte jener Tage obendrein in verschiedene unabhängig von einander verlaufende Linien. Zu der Unerfahrenheit der Glaubensboten kamen auch Verirrungen verschiedener Art, so daß der erste Anfang der Südsee-Mission keinen erhebenden Anblick gewährt. Die Freunde daheim ließen sich dadurch aber nicht abschrecken. Sie verstärkten die Reihen der Missionspioniere, so oft diese sich lichteteten, durch reichliche Nachsendung junger Brüder. Was ihren Vorgängern wegen mangelnder Erfahrung oder aus anderen Ursachen versagt blieb, das ist diesen gelungen. Ihre Tätigkeit hatte glänzenden Erfolg. Um die Arbeitsweise der Londoner Mission näher kennen zu lernen, heben wir die Gestalt eines ihrer Sendboten aus den Reihen der anderen heraus: John Williams. Er verdient diese Auszeichnung, denn er war mit besonderen Gaben ausgerüstet und hat Großes geleistet. Man gibt ihm geradezu den Ehrennamen des „Apostels der Südsee“.

### John Williams.

Er war am 29. Juni 1796 in Tottenham bei London geboren. Sein frommes Elternhaus, namentlich die Mutter, die eine fleißige Beterin war, gab seinen Gedanken früh die Richtung auf himmlische Dinge. Der Knabe hatte einen

empfindlichen Sinn dafür. Zunächst aber schien es, als ob die kritischen Jugendjahre ihm gefährlich werden sollten. Er war in eine Eisenwarenhandlung Londons eingetreten und benutzte seine Lehrzeit, in seinem Fache etwas tüchtiges zu lernen. Gleichzeitig aber hatten es ihm die Versuchungen der Großstadt angetan. Böse Gesellschaft verdarb die guten Sitten des Elternhauses. Da gelang es der Frau seines Prinzipals zu rechter Zeit, durch einen Kirchgang, zu dem er durch ihr Zureden bewogen wurde, einen Wendepunkt in das Leben des achtzehnjährigen Jünglings zu bringen. Der Prediger sprach an jenem Sonntagabend über das Wort: „Was hilfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?“ Dieser Abendgottesdienst machte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn. John Williams sagte noch nach vielen Jahren von jener Stunde: „Noch immer tönen mir die mächtigen Worte in den Ohren, welche der teure Prediger Gast an jenem Abend sprach. Es gefiel Gottes großer Gnade, mich in dieser Stunde so kräftig anzufassen, daß ich auf einmal mit allen meinen weltlich gesinnten Freunden brach“.

Der junge Lebemann, der seiner frommen Mutter in dieser Zeit viele schmerzliche Stunden bereitet hatte, schlug nun einen ganz andern Weg ein. Der Jünglingsverein, die Sonntagsschule, Bibelstunden und andere religiöse Veranstaltungen sahen ihn jetzt als ihren ständigen Gast. Er gab sich nicht nur den neuen Eindrücken mit heiligem Eifer hin; sein auf's Praktische gerichteter Sinn ließ ihn auch sofort persönliche Betätigung suchen. Seelsorge an anderen zu treiben, war dem Neubekehrten ein Bedürfnis, wie man das gerade in England so häufig findet.

Es bedurfte nun nur noch eines Anstoßes zum Missionsberuf. Dieser blieb nicht lange aus. Die Gemeinde, zu der Williams

gehörte, empfing regelmäßig Kenntniss von den Berichten der Südsee-Missionare. Eines Tages wurde bekannt, daß ihre Reihen verstärkt werden sollten. Da neben den predigenden Missionaren auch Handwerker und andere praktisch vorgebildete Leute für nötig erklärt wurden, war Williams bald entschlossen und reichte seine Meldung bei der Missionsgesellschaft ein. Auf Fürsprache seines Pastors wurde er angenommen. Man erkannte seine besondere Gabe für den neuen Beruf und ließ ihm in der bis zur Abordnung noch zur Verfügung stehenden Zeit eine besondere Vorbereitung zu Teil werden. Am 30. September 1816 stand er vor dem Altar der Surrey-Kapelle in London, umgeben von 8 andern jungen Glaubensboten, unter denen auch Robert Moffat, der später berühmt gewordene süd-afrikanische Missionar, sich befand. Vier von ihnen waren für die Südsee bestimmt, darunter unser Williams. Er hatte sich einen Monat früher eine seiner Mitarbeiterinnen an der Sonntagschule und im Armenhause, Mary Chauner, als sein Ehegemahl antrauen lassen. Sie wurde ihm nicht nur eine treue Gefährtin bei den Mühsalen seines Berufs, sondern auch eine wertvolle Gehilfin bei den Stücken der Missionsarbeit, die am besten von weiblicher Hand besorgt werden.

„Nach Tahiti!“ war ihr Lösungswort. Eine langwierige Fahrt um das Kap der guten Hoffnung mit längerem Aufenthalt in Neu-Südwales, denn die Schiffsgelegenheiten waren damals selten, brachte sie um die Mitte November 1817 auf ihr Arbeitsfeld.

Dort war, wie wir wissen, die Pfadfinderarbeit bereits getan. Als Williams am Abend nach seiner Ankunft mit einem der schon länger im Lande befindlichen Missionare sich erging, hörte er zu seiner freudigen Überraschung aus den Hütten der Eingeborenen christliche Lieder erklingen; ja am folgenden Sonntag konnte er sogar das Gebet eines Tahitiens

belauschen, der Gott dem Herrn dafür dankte, daß er ihnen neue Prediger geschickt habe. Zunächst war unserm Williams freilich der Mund verschlossen. Er mußte erst die Sprache des Landes erlernen. Bücher gab es dafür noch nicht. Es galt, im lebendigen Verkehr mit den Eingeborenen sich mit ihrer Muttersprache vertraut zu machen. Gute Gelegenheit bot ihm hierzu der Bau eines Bootes, das den Verkehr mit den Nachbarinseln vermitteln sollte. Es zeigte sich bei dieser Gelegenheit, daß der Ankömmling sich keiner Arbeit scheute, und daß er für alle praktischen Aufgaben des Lebens nicht weniger Anlage hatte, als für die geistliche Arbeit im Missionsberuf.

Raum hatte Williams sich in dieser Weise auf Tahiti eingerichtet, als auch schon der Ruf in ein neues Arbeitsfeld an ihn kam. Es hielten sich zu der Zeit gerade mehrere Häuptlinge der nordwestlich gelegenen Inseln bei Pomare auf, die diesem bei der Wiedereroberung seines Landes beigestanden hatten. Sie waren hier mit dem Evangelium bekannt geworden und hatten sich gerade dadurch zu längerem Bleiben bewegen lassen. Als sie nun in ihre Heimat zurückkehren wollten, ward ihnen nahegelegt, ob sie nicht einige Missionare mitnehmen wollten. Sie ergriffen diese Gelegenheit mit Freuden. Williams und seine Frau sowie zwei andre junge Glaubensboten begleiteten sie nach Huahine. Dort rief die Ankunft der weißen Männer freudiges Erstaunen hervor. Die Kunde ward auch bald auf die Nachbarinseln getragen, unter andern nach Rajatea, wo Tamatoa, Pomares Schwiegervater, herrschte. Er kam mit seinen vornehmsten Häuptlingen, um die Weißen zu besuchen, und ging nicht eher wieder fort, als bis Williams sich bereit erklärte, ihn mit seiner Frau nach Rajatea zu begleiten.

Dieses Eiland, nächst Tahiti die größte unter den Gesellschaftsinseln, wurde auf diese Weise zum Schauplatz seiner

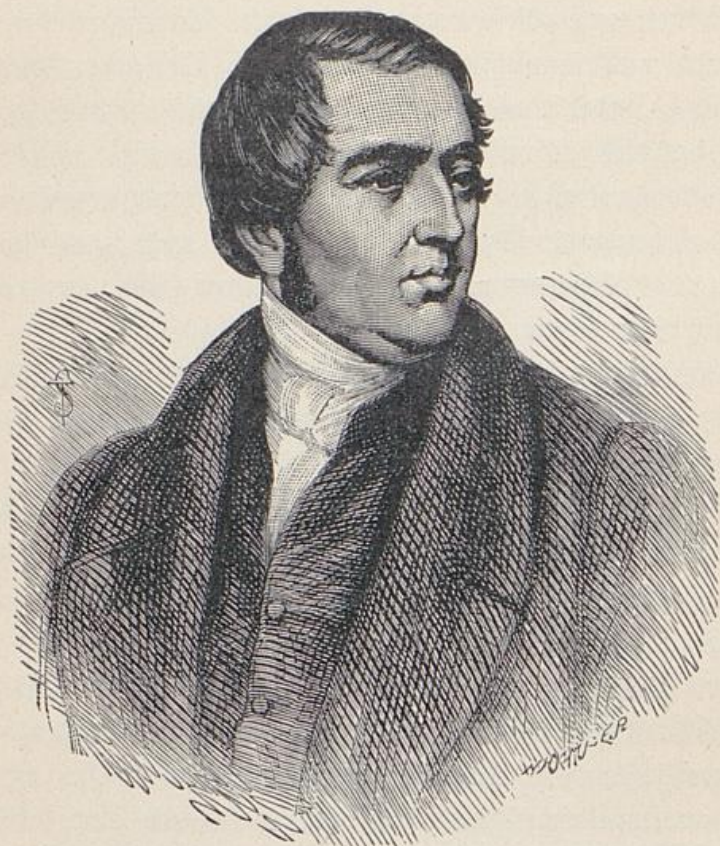
ersten eigentlichen Missionstätigkeit. Auch hier hatten die Eingeborenen schon eine wenn auch nur flüchtige Berührung mit dem Christentum gehabt. Etliche Jahre vorher war Pomare mit einigen seiner Untertanen und dem Missionar Wilson bei einer Seefahrt nach Rajatea verschlagen und durch widrige Winde mehrere Monate festgehalten worden. Diese Zeit hatte der Missionar benutzt, das Evangelium auf der Insel, die ein berühmtes Heiligtum des Kriegsgottes Oro hatte, zu predigen. Es fehlte ihm zwar nicht an Widerstand, zumal als Tamatoa dem neuen Glauben sich zuneigte und eine Kapelle für die christliche Predigt erbauen ließ. Die wilden Anhänger des Drogöbendienstes wollten das nicht leiden. Aber die dem Christentum zugefallenen Insulaner waren nicht nur in einem Waffengang mit ihren heidnischen Landsleuten glücklich; sie beschämten sie auch durch Großmut und christliche Milde, so daß die Annahme des Christentums auf der Insel eigentlich schon entschieden war, als Williams mit seiner Familie und einem weiteren Missionar namens Threlkeld einzog.

Ihr Empfang war ein so freundlicher, wie ihn die Überbringer des christlichen Glaubens in anderen Teilen der Erde wohl niemals wieder erfahren haben. Tausendfach ward ihnen die Freude über ihr Kommen ausgesprochen. Was man ihnen nur Liebes und Gutes antun konnte, geschah. Fühlte sich doch die ganze Insel durch ihr Kommen hoch geehrt. Die Bewohner erklärten sich bereit, sogleich Christen zu werden. Williams hatte Mühe, ihnen begreiflich zu machen, daß zuvor erst der alte heidnische Wandel abgetan werden mußte. Er nahm die, welche er für die Gefördertsten hielt, in Taufunterricht. Gleichzeitig mit der Unterweisung über die höchsten Fragen aber mußte er ihre irdischen Gedankenkreise, ihren geistigen Horizont erweitern. Diese Naturkinder verstanden ja zunächst gar nichts von der neuen Kulturbewegung, in die sie mit dem Einzug

der Europäer hineingeraten waren. So war ihnen z. B. das Schreiben anfangs ein unbegreifliches Geheimnis. Williams hatte einmal zu Hause etwas vergessen und schrieb es auf einen Holzspan, den er seiner Frau durch einen Eingeborenen zuschickte. Wie staunte der Bote, als er bemerkte, daß Frau Williams aus den geheimnisvollen Zeichen den Wunsch ihres Mannes erkannt hatte. Auch die in den biblischen Geschichten vorkommenden fremden Dinge mußten ihnen erst recht umständlich erklärt werden. Bei den Neuigkeiten, die sie im Hause der Missionare bemerkten, suchten sie sich durch Umschreibungen zu helfen. So auch bei Benennung der Haustiere, die mit der Zeit eingeführt wurden. Bisher war das Schwein ihr größtes vierfüßiges Tier gewesen. Nun bezeichneten sie das Pferd als großes Schwein, welches Menschen trägt; den Hund aber als das bellende Schwein.

Williams betrachtete es als eine seiner ersten Aufgaben, dem auf so niedriger Kulturstufe stehenden Volke mit dem neuen Glauben, für dessen Verbreitung und Vertiefung er durch täglichen Unterricht wirkte, gleichzeitig auch gewisse Früchte der europäischen Kultur zu bringen. Nicht in der Weise der Händler, die den Eingeborenen die Erzeugnisse Europas unbesehen im Tauschhandel anbieten, mögen sie damit auch Unheil anrichten. Der Missionar hielt natürlich alles schädliche fern. Gleichzeitig legte er es darauf an, die Insulaner zu einem in christlicher Kulturarbeit stehenden Volke zu erziehen. Jede Art von Handarbeit, die er selbst ausübte, benutzte er zu einer Anleitung für die Eingeborenen. Sein Freund Threlkeld baute zur Erleichterung des Verkehrs mit der Nachbarschaft stärkere Boote nach europäischem Muster. Wie viel gab es dabei für die Eingeborenen zu sehen und zu lernen! Bald ging Williams auch daran, für sich und die Seinen ein europäisch eingerichtetes Haus herzustellen. Obgleich er dabei den Grundsatz

befolgte, nur einheimisches Material zu benutzen, soweit das irgend ging, brachte er dadurch doch eine ganz neue Form des Hausbaues hier auf. Seine einfache Wohnung ward zu einer Berühmtheit, die von weit und breit angestaunt wurde.



John Williams.

Wie freute es ihn, als mit den Jahren die christlich gewordenen Insulaner dieses Haus zum Vorbild für ihre eigenen Wohnungen nahmen, und damit die teils schmutzigen teils ungesunden Hütten, deren Form auf der Insel einheimisch war, verschwanden.

Die Früchte dieser Bemühungen zeigten sich bald. Nicht nur daß das Gotteshaus, welches die Missionare mit Hilfe

ihrer braunen Glaubensgenossen gebaut hatten, jeden Sonntag zahlreichen Besuch aufwies, auch über die fortschreitende Erkenntnis der Getauften durften sie sich freuen. An manchem Sterbebett waren sie Zeugen einer tiefer gehenden Wirkung von ihrer Predigt. Auch im äußeren Leben vollzog sich langsam ein Wandel zum Besseren. Die sonst so trägen Insulaner ließen sich nicht umsonst zum Beten und Arbeiten anhalten. Als einige Jahre nach Ankunft der Missionare ein Schiff nach Europa abfuhr, konnte es das erste Ausfuhrgut mitnehmen, eine Ladung Kopra, für welche die Missionsgesellschaft eine nicht unbedeutende Summe löste. Ein noch viel stärkerer Einfluß des Christentums auf Gesinnung und Lebenswandel der Eingeborenen war aus der auf Rajatea eingeführten neuen Gesetzgebung zu ersehen. Bisher war das Volk ganz der Willkür seiner Häuptlinge und der vom Götzendienste lebenden Priester preisgegeben. Mit Vorsicht und Weisheit suchte Williams darin Wandel zu schaffen. Wenn er abends mit den Leuten zusammen saß, erzählte er ihnen von der gesetzlichen Ordnung in seiner Heimat und stellte ihnen vor, wie schön es ist, wenn die Unsicherheit für Leben und Eigentum der Menschen aus einem Lande verschwindet. Er hatte sich nicht verrechnet. Das Volk und nicht minder Tamatoa wünschten auch für Rajatea solche geordnete Zustände. Nachdem der Oberhäuptling sich mit dem Missionar eingehend über diesen Punkt beraten hatte, hielt er eine öffentliche Volksversammlung ab und forderte seine Untertanen auf: „Lasset uns unsern Wandel einrichten nach dem Worte, das wir von unsern Lehrern hören, und nach der heiligen Schrift, die wir täglich lesen“. Eine neue Regelung des öffentlichen Lebens in christlichem Sinne war der Ertrag.

Eine besonders erfreuliche Erscheinung in der jungen Christengemeinde auf Rajatea war die Opferwilligkeit der Neubekehrten. Wie viele Nachsicht müssen die Missionare in dieser

Sinnsicht anderswo üben, und wie wird das Bekehrungswerk dadurch verlangsamt, wenn die Kosten für jedes neue Missionshaus oder Kirchlein von der Missionsgesellschaft bestritten werden müssen. Hier betrachteten es die jungen Christen als selbstverständlich, daß sie die Opfer, die sie früher für ihren Götzendienst gebracht hatten, jetzt für das Missionswerk leisteten. Und nicht nur für die eigenen Bedürfnisse kamen sie auf; sie gründeten auch einen Missionsverein, um anderen Inseln, die um Lehrer baten, die Segnungen des Christentums zuteil werden zu lassen. Auch hierbei zeigte sich Tamatoa als Vorbild seines Volkes. Er hielt in der Versammlung, die zur Begründung des Vereins führte, eine Ansprache, in der er unter anderem sagte: „Gedenkt daran, was ihr für eure Lügengötter zu tun pflegtet. Ihr gabt ihnen alle eure Zeit, eure Kräfte, euer Vermögen, wohl gar euer Leben. Nichts war euer eigen; die bösen Geister besaßen alles. Kähne, Matten, Schweine, Zeug, Speise — alles gehörte ihnen. Aber nun ist unser Eigentum frei. Hier in unserer Mitte stehen unsere Lehrer. Gott, der von großer Barmherzigkeit ist, sandte sie. Was haben sie um unfertwillen alles getan! Sie verließen ihr Heimatland, um uns zu lehren. Laßt uns nun Mitleid haben mit anderen Ländern und ihnen Missionare senden“. Tamatoa führte aber nicht nur in dieser Weise schöne Worte im Munde, er gab auch seinen Untertanen mit persönlichen Leistungen ein gutes Beispiel. Williams sah ihn eines Tages vor seinem Hause sitzen und mit seiner Frau Pfeilwurz schaben. Auf die Frage, warum er das nicht von seinen Dienern besorgen lasse, antwortete der Oberhäuptling: „Das soll unser Missionsbeitrag sein. Wir wollen Gott nichts geben, woran wir nicht selbst gearbeitet haben“.

Bei solcher Opferwilligkeit hielt es nicht schwer, die Mittel zu neuen Missionsunternehmungen zu beschaffen. Als der

eigentliche Träger dieser Bewegung tritt John Williams unter seinen Mitarbeitern jetzt mehr und mehr hervor. Er hatte einen Zug ins Große. Wenn irgendwo die grundlegende Arbeit getan war, überließ er das Feld seinen Genossen. Er selbst suchte neue offene Türen für das Evangelium. „Ich kann mich in den engen Grenzen einer einzigen Insel nicht zufrieden geben“, so schrieb er einst in einem Bericht nach Hause. Diese Worte sind charakteristisch für ihn. Die Missionsleitung, die seine Bedeutung bald erkannt hatte, ließ ihn ruhig gewähren, und so hat er tatsächlich auf vielen Inseln die Bahn gebrochen. Zunächst ward Rajatea unter seinen Händen zur Muttergemeinde für Tochtergründungen in der Nachbarschaft. Westlich von den Gesellschaftsinseln liegt die Hervey-Gruppe. Es ist bezeichnend für die damalige Empfänglichkeit der Insulaner, wie das Christentum auf diesen Inseln Eingang fand. Dort hatte eine furchtbare Seuche gewütet. Da entschlossen sich zwei unternehmende Häuptlinge, den erzürnten Göttern, die nach ihrer Meinung solches Unheil über die Inseln brachten, mit ihren Leuten zu entfliehen. Sie bestiegen die Boote und steuerten planlos in das weite Meer hinaus. Lange irrten sie umher, bis sie auf einer ihnen unbekanntem Insel landeten. Sie befanden sich in der Nachbarschaft von Rajatea und unter Leuten, die auch bereits das Christentum angenommen hatten. War ihnen schon die menschenfreundliche Art, mit der man ihnen entgegenkam, verwunderlich, so noch mehr die Erzählung von dem neuen Glauben und den weißen Männern, die ihn verbreiteten. Sie suchten selbst deren Bekanntschaft zu machen und waren bald so für das Christentum eingenommen, daß sie baten, einer der Missionare möge mit ihnen nach den Hervey-Inseln zurückfahren. Das der Mission gehörige Schiff hätte ihnen das zwar ermöglicht, aber Williams und seine Genossen konnten zu der Zeit in

Najatea noch nicht abkommen. Sie mußten sich daher einstweilen mit einem farbigen Lehrer begnügen. Für später stellte Williams sein Kommen in Aussicht. Nach Jahr und Tag konnte er das Versprechen erfüllen. Er besuchte die Hervey-Inseln, aber nicht, um länger dort zu bleiben. Ihm lag eine größere Evangelisationsreise im Sinne. Auch auf Karotonga, der größten Insel der Gruppe, wollte er nur kurz verweilen. Hier ward ihm aber ein solcher Empfang bereitet, daß er sich doch zu längerem Bleiben entschloß. Er war noch nicht lange gelandet, als sich ihm ein Schauspiel bot, wie ein Missionar es sich nicht schöner wünschen kann. Die Eingeborenen kamen in feierlichem Zuge daher. Die Vorangehenden schleppten ungeheure Götzenbilder, vierzehn an der Zahl, die sie zu seinen Füßen legten. Es waren lange Hölzer, an deren oberen Ende Gesichter mit groben Zügen eingeschnitzt waren, während der untere Teil in eine schenßliche Figur auslief. Sie hatten bisher als die Heiligtümer der Insel gegolten; nun wurden sie verspottet und zerschlagen.

Es würde zu weit führen, wollten wir das Wirken des Missionars auf Karotonga bis in die Einzelheiten verfolgen. Es ging ähnlich wie auf Najatea, dessen christliche Gesetzgebung bald auch hier Eingang fand. Nur ein rührender Zug von Sehnsucht nach himmlischem Licht mag noch Erwähnung finden. Williams traf einst einen ganz gelähmten Mann, den er niemals in der Versammlung gesehen hatte, und der ihm doch einen christlichen Gruß zurief. Als er sich auf ein Gespräch mit ihm einließ, entdeckte er zu seiner Ueberraschung, daß der Krüppel ziemlich viel vom Christentum wußte. Er fragte ihn, woher er denn seine Erkenntnis habe.

„Von dir“, lautete die Antwort, „wer anders hat uns die Botschaft des Heils gebracht?“

„Ja, aber ich erinnere mich nicht, dich je auf einer unserer Stationen gesehen zu haben, wo du mich von diesen Dingen hättest können reden hören. Du mußt es auf andre Weise erfahren haben.“

„Ei, ich will es dir sagen. Wenn die Leute vom Gottesdienst zurückkehren, setze ich mich da an den Weg auf meine Bank und bettele mir ein Wort von ihnen, während sie vorübergehen. Der eine gibt mir ein Stück, der zweite ein anderes. Die sammle ich dann in meinem Herzen, und so habe ich ein wenig von Gottes Wort verstehen lernen.“

Wo in solcher Weise gebettelt wird, braucht ein Missionar seinen Reichtum an himmlischen Gaben nicht lange für sich zu behalten. In der That ward Karotonga mit seinen 7000 Bewohnern bald eine christliche Insel. Glücklicherweise standen ihm schon genügend viele eingeborene Hilfskräfte von seinen früheren Arbeitsfeldern zur Verfügung, denen Williams die weitere Pflege seiner geistlichen Pflanzung anvertrauen konnte; er selbst strebte weiter. Schwer genug wurde ihm freilich der Abschied; nicht minder den Insulanern, die ihn als ihren „Vater“ verehrten. Schon einige Wochen vor seiner Abreise fanden sich jeden Abend Gruppen von Eingeborenen unter schattigen Bäumen zusammen und übten dort in klagendem Tone das Lied, welches sie auf seinen Abschied gedichtet hatten. Bei der Abreise begleiteten etliche Tausende den geliebten Lehrer bis zur Hafensbucht, und als das Boot vom Lande abstieß, sangen sie, daß sowohl dem Scheidenden wie den Bleibenden das Herz weich wurde:

Segen über euch, geliebte Freunde!

Segen über euch, die ihr dahin fahrt auf der großen Tiefe!“ usw.

John Williams kehrte zu der Zeit noch einmal auf seine früheren Arbeitsfelder zurück. Er besuchte die alten Gemeinden, um ihre Entwicklung zu beobachten und ihren Glauben zu

stärken. Daß er dabei nicht nur erfreuliche Beobachtungen machen konnte, begreift man leicht, wenn man bedenkt, wie eilig es diese Eingeborenen meist mit dem Christwerden gehabt hatten. Hier war der alte Adamsfenn in Einzelnen, die einst einen guten Anlauf genommen hatten, wieder hervorgebrochen; dort lebte das nur äußerlich überwundene Heidentum auf einer ganzen Insel wieder auf. Da fand der geistliche Vater mancherlei zu bessern.

Er begnügte sich aber nicht mit dem Besuch der ihm bekannten Inseln. Vorwärts stand sein Sinn. Wir wollen nicht auf alle Inselgruppen näher eingehen, die er berührte. Aber eine müssen wir doch hervorheben, weil sie für uns von besonderem Interesse ist: die Schifferinseln oder, wie sie jetzt allgemein heißen, die Samoa-Gruppe.

Der Missionar hatte den längeren Aufenthalt in Karotonga benutzt, ein wirklich stattliches Schiff zu bauen, das ihn auf seinen Erkundigungs- und Evangelisationsreisen kreuz und quer durch die polynesishe Inselwelt tragen sollte. Es führte den schönen Namen „Friedensbote“. Um die Mitte des Jahres 1830 näherte sich Williams, von Missionar Barff begleitet, zum ersten Mal den Samoa-Inseln. Wir werden uns in einem späteren Kapitel noch ausführlicher mit dieser denkwürdigen ersten Berührung der deutschen Inseln mit dem Christentum beschäftigen. Hier mag nur erwähnt sein, daß damals auf Upolu und Sawaii noch das ungebrochene Heidentum herrschte. Die Missionare landeten auf der letztgenannten Insel und machten hier die Bekanntschaft des Oberhäuptlings Malietoa, dessen mächtige Hand hart auf der ganzen Gruppe lag. Williams hielt sich diesmal nicht lange bei ihm auf; er ließ nur einige eingeborene Lehrer zurück. Nach zwei Jahren kam er wieder. Hatte er jenes Mal sich nur mit Vorsicht genähert, weil die Schifferinseln in übelm Ruf standen, so kam er diesmal

in Erinnerung an die gute Aufnahme bei Malietoa mit gutem Vertrauen. Seine Erwartungen wurden aber durch den Stand der Dinge noch weit übertroffen. Auch hier hatte das von den farbigen Gehilfen verkündigte Christentum in der kurzen Zeit bereits Wurzel geschlagen. Savaii ward nun an verschiedenen Orten mit christlichen Niederlassungen besetzt. Auch Upolu empfing den Besuch des Missionars. Ja diese Insel gefiel ihm so gut, daß er sie zu seinem Standquartier machte. Bevor er dauernd übersiedelte, unternahm er eine Reise nach England, deren Einzelheiten wir hier übergehen wollen, die aber für die Verstärkung der Arbeiter-schar in der Südsee seitens der Londoner Mission von großer Bedeutung war. Seine in der Heimat gehaltenen Vorträge besaßen eine starke Werbekraft. Nach der Rückkehr kam er mit seiner Frau nach Upolu. Er hatte bei früheren Besuchen immer in Apia beim Oberhäuptling Punipuniolu gewohnt, jetzt aber wählte er das Dorf Fasetutai in der Landschaft Mana zu seinem Wohnsitz. Die dortigen Bewohner, ein bis dahin unter Schmach und Druck seufzendes Völkchen, hießen ihn herzlich willkommen. Fünfhundert Mann marschierten sofort nach dem vier Meilen entfernten Apia, die Sachen des Missionars zu holen. Triumphierend kamen sie in langer Reihe zurück, die Lasten, die sie trugen, durch das schnell gedichtete Marschlied sich erleichternd:

Williams kommt, er kommt, er kommt!

Und er bringt das Lotu (d. i. die neue Religion) nach Fasetutai!

Auch in den nächsten Tagen, als es galt, ein Wohnhaus für die Missionsleute zu bauen, ging der Jubel weiter. Sie schleppten Balken aus dem nahen Walde herbei und sangen lustige Lieder dazu. Ihre laute Freude hätte aber beinahe ein trauriges Ende genommen. Mit Neid sahen die Nachbarn, die ohnehin keine freundschaftlichen Gefühle für die Leute von

Nana hegten, daß der Europäer sich gerade unter der verachteten Sippschaft niedergelassen hatte. Als Williams auf einige Tage verreist war, kamen sie mit ihren Kriegskähnen in die Bucht von Nana. Wäre nicht der Sohn des Missionars da gewesen, die Leute von Fasetutai hätten die Bevorzugung teuer bezahlen müssen. Nur weil der junge Williams für das Völkchen Fürbitte einlegte, ließen die Gegner sich zum Abzug bewegen, ohne großen Schaden anzurichten.

Von Samoa aus entfaltete unser Missionar nun jene Wirksamkeit, die ihm den Titel „Apostel der Südsee“ eingetragen hat. Das Licht, dessen Träger er war, erleuchtete vor allem seine nächste Umgebung. Daß wir in der Samoa-Gruppe und ihrer Nachbarschaft jetzt bereits ganz christianisierte Inseln vor uns haben, geht darauf zurück. Sein Schein drang aber auch weit hinaus nach Ost und West. Von seinen gesegneten Fahrten mit dem „Friedensboten“ mag hier nur noch ein kleines Erlebnis aus Karotonga erwähnt sein. Williams kam 1839 dorthin und herbergte beim Häuptling Mafea, dem er bei seinem bald darauf erfolgten Tode das Lob spendete: „Er war ein Schatz für Karotonga; alle seine Macht gehörte dem Herrn. Er ist selig gestorben. Von allen Häuptlingen ehrte und liebte ich ihn am meisten. Es ist ein großer Trost für uns, daß sein Sohn Davida in seinen Fußtapfen wandelt“. Der Missionar brachte auf dieser Fahrt eine kostbare Schiffs- last mit: 5000 Neue Testamente. Sie wurden mit Jubel aufgenommen, denn auf diese Gabe hatten die eingeborenen Christen lange gewartet. Nirgends hat ein Bibeloverkäufer leichtere Arbeit gehabt. Hier stand einer mit glänzendem Angesicht und hielt seinen Schatz hoch empor. Ein anderer verbarg das erhaltene Buch lieblosend im Busen. Viele küßten es. Etliche flogen pfeilschnell davon und hielten nicht eher an, bis sie nach Hause kamen, wo sie das Kleinod den Angehörigen

zeigten. Andere endlich hüpfen vor Freude umher. Viele kamen mit Tränen in den Augen und bettelten „unverschämt“ um ein Buch. Wenn ihnen gesagt wurde: „Du kannst ja nicht lesen“, antworteten sie: „Aber mein Sohn, meine Tochter kann lesen, und ich kann hören und sie verstehen“. Eine Frau kam und sagte, sie hätte die ganze Nacht erst weinend zugebracht und dann damit, ihren Mann auszuschelten, weil er nichts habe, wofür er ihr ein Testament kaufen könne. Wer Geld zu geben hatte, bekam zuerst ein Buch. Umsonst wurde es grundsätzlich nicht gegeben. Sodann wurden die bedacht, die mit getrockneten Bananen, Nüssen oder dergleichen bezahlten. Diese Ware nahm Williams gern als Geld an. Einer dritten Abteilung endlich wurden die Bücher als Darlehen gegeben.

Nun stand der „Apostel der Südfsee“ auf der Höhe seines Lebens, aber auch kurz vor seinem schrecklichen Tode. Noch in demselben Jahr 1839 ist er auf seinen Berufswegen als Märtyrer gefallen.

Seine Gedanken gingen zu der Zeit nach dem fernen Westen. Die verhältnismäßig gutmütigen, weichen Polynesier hatten das Evangelium bereitwillig angenommen; sie hatten es sich teilweise sogar von den Nachbarinseln selbst herübergeholt. Die westlichen Gegenden aber, wo die polynesishe Rasse in die melanesische übergeht, zeigten sich weniger entgegenkommend. Gerade dort wollte Williams nun einen Versuch machen. Es war Ende November, als sein Fahrzeug die Neuhebriden-Insel Erromanga ansegelte. Der Missionar schaute mit verlangenden Blicken auf das neue Arbeitsfeld. Er überschlug im Geist, wie viele Jahre es wohl dauern würde, bis auch diese Inselwelt, über die sich besonders dunkle Schatten des Heidentums breiteten, vom Licht der christlichen Wahrheit erfüllt sein würde. Unter solchen Gedanken bestieg er mit zwei anderen Missionaren, Harris und Cunningham, ein Boot und fuhr dem Strande zu.

Es war in der schönen Dillonshai, die durch diesen Tag zu trauriger Berühmtheit gelangt ist. Sie begegneten einem Kahn mit drei Eingeborenen, die wild und schen aussahen. Beim Nahen der Weißen ruderten sie eiligst davon. Die am Strande stehenden Wilden gaben zu erkennen, daß die Ankömmlinge nicht landen sollten, griffen aber begierig nach den Perlen, die ihnen zugeworfen wurden. Einer, der ein Häuptling zu sein schien, war sogar zu bewegen, aus dem nahen Bach einen Eimer mit frischem Wasser zu holen.

Williams glaubte auf die abwehrenden Bewegungen der Leute nicht viel geben zu sollen. Ähnliche Zeichen der Ängstlichkeit kamen häufig vor, wenn er zum ersten Male auf einer Insel landete, wo Menschen mit weißer Haut eine noch nie gesehene Erscheinung waren. Er forderte seine Begleiter zum Aussteigen auf und meinte, die Leute würden bald merken, daß sie es gut mit ihnen meinten. Bei ihrem Nahen liefen die erwachsenen Eingeborenen schnell davon, aber die Kinder blieben am Strande sitzen und spielten weiter. Das nahm Williams als ein gutes Zeichen und setzte sich zu den Kleinen. Plötzlich kamen die beiden Freunde, die ein Stück landeinwärts gegangen waren, mit allen Zeichen des Entsetzens aus dem Gebüsch gesprungen. Sie wurden von den Wilden verfolgt und riefen ihm zu, er solle fliehen. Einer von ihnen, Harris, fiel in den Bach; mehrere Wilde schlugen mit ihren Keulen auf ihn los. Er war sofort tot. Cunningham erreichte glücklich das Boot und war nun Augenzeuge von dem, was dem geliebten Freunde wiederfuhr. Williams lief zum Strande und stürzte sich ins Meer, um zum Boote zu schwimmen. Ein Wilder dicht hinter ihm. So oft der Kopf des Missionars aus dem Wasser auftauchte, schlug er ihn mit seiner Keule. Andere kamen hinzu, die dasselbe taten und schließlich auch noch den Körper des Toten mit Pfeilen durchbohrten. Dann

wurde die Leiche aus dem Wasser geschleppt und zerschlagen, wobei sich die braunen Männer wie wilde Tiere geberdeten. Die Knaben, die noch soeben auf dem Schoße des Missionars gefessen hatten, schlugen mit Steinen auf die verstümmelte Leiche los, bis die Wellen sich rot färbten vom Blut des Märtyrers.

Die Leute auf dem Missionschiff waren an jenem Tage nicht im Stande, die Leichen der Erschlagenen zu bergen. Erst einige Monate später konnten sie unter dem Schutze eines Kriegsschiffs die Insel wieder betreten. Es gelang dem Missionar Cunningham, mit den Eingeborenen ein Gespräch anzuknüpfen. Dabei gestanden die gräßlichen Menschen, daß sie die Leiber der Erschlagenen gefressen hätten. Nur einige Knochen und die Schädel wurden nach vielem Bitten herbeigebracht. Mit diesen traurigen Überresten fuhr der Freund nach Upolu und brachte der armen Frau Williams die Kunde vom Tode ihres Mannes. Da erhob sich in Fafetutai eine große Klage, die sich sofort über ganz Upolu verbreitete. Und auf allen Inseln, die die Trauerkunde erreichte, ward der Tod des großen Missionars aufrichtig betrauert. Unzählige braune Christen hatten in ihm den geistlichen Vater verloren.

Wir kehren noch einmal flüchtig nach Tromanga zurück. Es ist selbstverständlich, daß die Londoner Mission in der Folgezeit auf diese Märtyrer-Insel ihr besonderes Augenmerk gerichtet hielt. Mußten die Glaubensboten auch eine Zeit lang an ihr vorüberfahren, weil die Eingeborenen sich immer noch abweisend und drohend verhielten, endlich schien doch die Zeit gekommen, wo der Missionsversuch erneut werden konnte. Ein Eingeborener von Tromanga war nach Samoa gekommen und dort Christ geworden. Er unternahm es im Jahre 1857, den Missionar Gordon nebst Frau in seiner Heimat einzuführen. Einige Jahre ging alles gut. Da verbreiteten sich 1861 die

von einem fremden Schiffe eingeführten Masern auf der Insel. Ein böser Mensch brachte den Verdacht auf, die Missionsleute wären an der Krankheit schuld; und während das Ehepaar sich um einige Kranke bemühte, wurden beide erschlagen. Auch das war noch nicht das letzte Märtyrerblut, das auf Gromanga geflossen ist. Gordons Bruder erklärte schon als Student der Theologie, daß er bereit sei, in die entstandene Lücke einzutreten. Im Jahre 1873 starb auch er eines gewaltsamen Todes von der Hand der Insulaner.

Erst gegen Ende der 70er Jahre war der Widerstand der Heiden gebrochen. Sie nahmen das Evangelium vom Heiland der Sünder endlich an, und die Mörder der Glaubensboten schlugen an ihre Brust. Am 13. Juni 1881 gab es eine ergreifende Feier auf der verüchtigten Insel: eine zum Denkmal für die hier gefallenen Märtyrer bestimmte Kirche ward eingeweiht. Bei dieser Gelegenheit waren drei Söhne des Mannes zugegen, der Williams erschlagen hatte. Einer derselben sprach ein Gebet. Später ließen sich zwei von ihnen als Lehrer in den Missionsdienst stellen und erteilten an derselben Stelle, wo vor 50 Jahren der „Apostel der Südee“ von ihrem Vater ermordet worden war, christlichen Unterricht. Der Mörder Gordons des Älteren nahm auch einen Lehrer bei sich auf und gab ein Stück Land als Bauplatz für Kirche und Schule her. So ist auch dort das Blut der Märtyrer zu einer Aussaat der Kirche geworden.

### Die Melanesische Mission.

Auf den polynesischen Inseln handelte man, wie wir oben sahen, nach der auf den meisten Missionsfeldern angenommenen Methode, das Evangelium durch weiße Missionare unter die Heiden tragen zu lassen, wenigstens in der ersten Periode der Christianisierung. Es liegt ja in der Natur des Arbeitsfeldes

begründet, daß die Mitarbeit eingeborener Pastoren und Lehrer hier verhältnismäßig früh einsetzt, da die kleinen Inseln, um die es sich in Polynesien ausschließlich handelt, schneller erobert sind, als ein nach Hunderttausenden oder Millionen zählendes Heidenvolk in andren Teilen der Erde. Die Londoner Mission ist daher bis zur Gegenwart bei der Arbeitsweise geblieben, die sie zu John Williams Zeiten angenommen hatte. Sie ist auch jetzt noch auf den östlichen Südpazifikinseln tätig. Nur an einer Stelle ging sie westwärts über die Neuhelbriden hinaus. Ihre Sendboten suchten seit 1872 im englischen Teil von Neuguinea festen Fuß zu fassen und haben dort im Papua-Golf tatsächlich ein hoffnungsvolles Arbeitsfeld gefunden. Männer wie Murray, Macfarlane und Chalmers leisteten die sehr gefährlichen Pionierdienste. In Port Moresby und am Flyfluß lagen die Schwerpunkte ihres Wirkens. Der Letztgenannte ward 1901 mit einem Genossen und mehreren eingeborenen Gehilfen auf der kleinen Insel Goaribari ermordet, als er zwischen streitenden Stämmen Frieden stiften wollte.

John Williams hatte durch seine letzte Reise die Brücke von Polynesien nach Melanesien geschlagen. Für diese Inselwelt aber trat bald nach seinem Tode ein besonderes Missionsunternehmen ins Leben, dessen wir auch etwas ausführlicher Erwägung tun müssen: Die Melanesische Mission. Sie unterscheidet sich von der Londoner Gesellschaft durch die viel spärlichere Verwendung europäischer Arbeitskräfte. Will man ihre Methode auf eine kurze Formel bringen, so kann man sagen: Sie sucht die Inseln der Südpazifik durch ihre eigenen Kinder zu christianisieren. Die veränderte Arbeitsweise hängt mit den besonderen Schwierigkeiten dieses Missionsfeldes zusammen. Das melanesische Klima ist dem weißen Manne viel gefährlicher, als das in den östlichen Teilen der Südpazifik. Wir hörten schon bei unserm Besuch in

Kaiser Wilhelms-Land davon. Tritt die Malaria im Bismarck-Archipel, auf den Salomon-Inseln und den anderen Gruppen auch nicht mit solcher Heftigkeit auf, wie auf Neu-Guinea, so bleibt sie doch auf allen diesen Inseln eine Geißel des Europäers; die Eingeborenen werden zwar nicht ganz von ihr verschont, leiden aber doch lange nicht in so hohem Grade. Dazu kommt die Sprachschwierigkeit. In Polynesien ist diese verhältnismäßig gering. Auf den melanesischen Inseln aber wurden die ersten Ankömmlinge durch die Verschiedenheit der Mundarten geradezu erschreckt. Das Sprachgebiet wechselt von einem Eiland zum andern. Sollten nun die weiter ziehenden Glaubensboten sich jedesmal der Mühsal eines neuen Sprachstudiums unterziehen, nachdem sie sich eben erst mit der Redeweise eines kleinen Stammes vertraut gemacht hatten? Das neue Missionsunternehmen, von dem die folgenden Seiten erzählen, sucht diesen Schwierigkeiten zu begegnen.

Sein Ausgangspunkt liegt in der englischen Kolonie Neu-Seeland. Dort hatten sich, wie wir sahen, schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zahlreiche englische Ansiedler niedergelassen. Um diese in kirchlicher und moralischer Hinsicht nicht verwildern zu lassen, ward in ihrer Heimat die „Gesellschaft zur Ausbreitung des Evangeliums in fremden Ländern“ gegründet. Sie sollte dafür sorgen, daß die Pioniere Englands in dieser, wie in allen anderen Kolonien, gleich vom Anfang an sich in christlicher Luft bewegen und ein gutes christliches Beispiel vor Augen haben; daß ihre Kinder christliche Unterweisung empfangen, und daß, sobald Kolonien entstehen, auch die Kirche mitgepflanzt wird. Zu diesem Zwecke schickte die im Jahre 1701 gegründete Ausbreitungsgesellschaft, wie sie kurz genannt wird, Geistliche zu den Kolonisten, half ihnen Kirchen und Schulen bauen und suchte durch Einrichtung von Bischofssprengeln sobald als möglich den ganzen Apparat

der heimischen Kirche in die Kolonien zu tragen. Müßte die Gesellschaft somit die kirchliche Versorgung ihrer Landsleute an die erste Stelle, so tritt daneben, wie schon ihr Name andeutet, auch die Missionstätigkeit unter den heidnischen Völkern, mit denen die Kolonisten in Berührung kommen. Beide Zweige der Arbeit sind von Interesse für uns, da wir hier erörtern, wie das Christentum in die Südsee kam. Leider steht man bei uns in Deutschland der an erster Stelle genannten Aufgabe im Allgemeinen noch allzu kühl gegenüber. Wenn doch die evangelische Kirche Deutschlands ernstlicher darauf bedacht wäre, daß die in unsere Kolonien gehenden Landsleute dort eine christliche Luft atmen und im Zusammenhang mit ihrer Mutterkirche bleiben! Wenn doch unsere Kolonialreise, die sich in mancher Hinsicht für Kolonisten und Beamte so fürsorglich zeigen, ihr Augenmerk auch darauf richten wollten, daß die christliche Kirche mitgepflanzt wird, wo deutsche Niederlassungen entstehen. Die zahlreichen Kolonialgeistlichen und -kirchen der englischen Gebiete beschämen uns.

Es war im Anfang der vierziger Jahre, als der mit trefflichen Gaben ausgerüstete G. Aug. Selwyn zum Bischof von Neu-Seeland ordiniert wurde. Neben der Fürsorge für seine Landsleute ward ihm dabei das Seelenheil der Eingeborenen ans Herz gelegt; und zwar nicht nur der im Bereiche seines Sprengels lebenden Maori. Ein in seiner Bestallungsurkunde untergelaufener Schreibfehler machte ihm die Mission auf den Inseln zu beiden Seiten des Äquators zur Pflicht. Es war klar, daß eine so riesige Aufgabe einem einzelnen Manne im Ernst nicht zugemutet werden konnte. Aber Selwyns Feuergeist ward dadurch zu weitschauenden Plänen und besonderer Kraftentwicklung angeregt. Sobald ihm die kirchliche Versorgung seiner Landsleute Zeit ließ, trat er der Missionsaufgabe näher.

Wir übergehen hier sein Wirken unter den Maori und fragen nur, was er für Melanesien getan hat. Sein Plan ging dahin, an seinem Bischofsitz eine Ausbildungsstätte für junge Männer aus allen Teilen der melanesischen Inselwelt zu errichten. Er wollte auf wiederholten Rundfahrten das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen und sie dahin zu bringen suchen, daß sie ihm einige ihrer Söhne mitgäben. Für diesen Zweck verschaffte er sich ein kleines Segelschiff „Undine“ und fuhr mit ihm nordwärts, Kapitän und Werbemissionar in einer Person. Neben den geistlichen Gaben, die er reichlich besaß, zeichnete ihn auch ein außerordentlich praktischer Sinn aus. Er verstand sein Fahrzeug in jenem fast unbekanntem Meer, wo das kleinste Versehen oder eine Minute der Unschlüssigkeit verhängnisvoll werden konnte, selbst zu steuern und wohlbehalten zwischen den Klippen hindurch zu bringen. Sein scharfes Auge erspähte eher, als jedes andre, ein drohendes Riff. Im Sturm ergriff er das Steuer. Sein starker Arm half das Boot durch die schäumende Brandung rudern. Als er einst mit einem fremden Schiff nach Auckland auf Neu-Seeland zurückkehrte und ohne Lotsen in den Hafen einlief, sagte ein alter Kapitän am Lande: „Mit diesem Schiff muß der Bischof gekommen sein; kein andrer hätte es so sicher zwischen den Korallenbänken hindurchgebracht!“ Das wachsame Auge ließ ihn aber auch alle Gefahren erkennen, die ihm auf seinen Reisen unter den wilden Eingeborenen drohten. Als einer seiner jugendlichen Begleiter sich einst auf einer fremden Insel zu weit vorgewagt hatte und durch seinen Warnungsruf zurückgeholt worden war, sagte er zu dessen größter Überraschung: „Sahen Sie denn nicht, daß alle die Sträucher, an denen Sie vorübergingen, belebt waren?“

Wir wollen jetzt den Bischof im Geist auf einer seiner Fahrten begleiten und sehen, wie er seine Zöglinge zusammenholt.

Sobald die „Undine“ vor einer Inselgruppe angekommen ist, läßt er sich in die Lagune rudern und wadet schließlich durch das seichte Wasser ans Land. Neugierig sehen die Insulaner den Fremdling an, der ohne jede Waffe zu ihnen kommt. Er nähert sich vorsichtig und wirft ihnen Angelhaken, Nägel, Perlen und dergl. zu. Überrascht lassen die Schwarzen ihre schon erhobenen Waffen sinken. Von dem seltsamen Fremdling haben sie offenbar nichts zu befürchten. Er begnügt sich zunächst mit dieser kurzen Berührung. Nur lauscht er mit Spannung auf jedes ihrer Worte und sucht die Namen der angesehensten Männer auf der Insel zu erkunden. Nachdem er durch Zeichensprache nochmals seine freundschaftlichen Absichten zu erkennen gegeben, verabschiedet er sich für diesmal wieder. Auf der weiteren Fahrt bemüht er sich, an andren Orten in derselben Weise bekannt zu werden. Unterwegs werden genaue Notizen über die gemachten Beobachtungen, die gehörten Namen usw. in's Tagebuch eingetragen. Nach einiger Zeit folgt der zweite Besuch auf denselben Inseln. Jetzt werden die Eingeborenen, denen er vielleicht schon einige Worte in ihrer Sprache zurufen kann, zutraulicher. Auch die Frauen und Kinder kommen hervor. Er schenkt den ersteren ein paar schöne Perlen und streichelt die letzteren. Dadurch werden die Herzen gewonnen, sodaß er es diesmal schon wagen kann, eine Hütte zu betreten. Nun fassen die Eingeborenen auch den Mut, auf sein Schiff zu kommen. So geht es Schritt für Schritt weiter, bis der Bischof schließlich das Ansinnen an einen Vater stellt, ihm seinen Sohn für einige Zeit mitzugeben. Das hielt im Anfang freilich schwer. Als aber erst einmal einige schwarze Jungen mitgefahren und nach der vereinbarten Zeit glücklich wieder heimgekehrt waren, bedurfte es keiner großen Überredungskünste mehr.

Die auf diese Weise erlangten Knaben wurden mit nach Neu-Seeland genommen und im Institut zu Auckland den jungen Maori, die der Bischof zu Gehilfen der Mission und als Lehrer ihres Volkes ausbilden ließ, zugesellt. Sie sollten zunächst nur einmal in nähere Berührung mit der Mission kommen und den Segen einer christlichen Hausordnung auf sich wirken lassen. Auch wurden die bisher von allen Kultureinflüssen unberührten Naturkinder während ihres ersten Aufenthalts auf Neu-Seeland mit den Kunstgriffen des Acker- und Gartenbaues und mit den Arbeiten der Handwerker bekannt gemacht. Nach einigen Wochen ward ihnen Gelegenheit gegeben, selbst mit Hand anzulegen. Die Sprachverschiedenheit der Inseln, von denen die einzelnen gekommen waren, machte sich auch hier unliebsam bemerklich. Um dem Übel zu begegnen, ward eine der Inselnsprachen zur Verkehrssprache unter den Zöglingen erhoben. Der Bischof wählte die von Mota, einer der Banks-Inseln im Norden der Neuhebriden.

Die ganze Einrichtung hatte aber einen Fehler. Die Erziehung, welche die jungen Melanesier in Auckland empfangen, war von zu kurzer Dauer. Man wagte es nämlich nicht, sie über Jahr und Tag im kühlen Neu-Seeland zurückzuhalten, aus Furcht, daß das Klima ihnen gefährlich werden möchte. Es wurde daher nur eine „Sommerchule“ dort eingerichtet. Sobald die kühle Jahreszeit nahte, brachte der Bischof seine jungen Freunde jedesmal in ihre wärmere Heimat zurück. Er gewann dadurch immer neue Berührungspunkte mit ihren Volksgenossen und konnte einer größeren Anzahl junger Burschen die Wohlthat eines Aufenthaltes unter den Christen in Neu-Seeland zuteil werden lassen. Aber ein tiefer gehender Einfluß auf die jungen Leute wurde unter solchen Umständen doch nicht erreicht. Nur bei denen, die mehrere Sommer hintereinander mit nach Auckland kamen, war der Segen deutlicher zu spüren.

Anderere legten mit den Kleidern, die sie im Institut getragen, nach der Rückkehr in die heidnische Umgebung bald auch alles andre ab, was sie sich dort angeeignet hatten und brachten wohl gar die Erziehungsmethode des Bischofs in übeln Ruf. Dieser suchte zwar durch Einrichtung einer sogenannten Winterschule auf einer in wärmerem Klima gelegenen Insel dem Schaden beizukommen und benutzte auch die Fahrten der „Undine“ im melanesischen Meer zu vermehrter christlicher Unterweisung seiner Zöglinge. Zu einer gründlichen Abhilfe kam es aber erst unter seinem Nachfolger, dem wir nun unsere Aufmerksamkeit zuwenden. In ihm tritt wieder einer der großen Südseemissionare hervor:

### John Coleridge Patteson.

Aus einer hochangesehenen Londoner Juristenfamilie stammend, lief er mit der Blüte der englischen Jugend durch die Schule von Eton und die Universität Oxford. Eine Studienreise durch Mitteleuropa, die mit einem längeren Aufenthalt in Deutschland schloß, sollte die Ausbildung des jungen Mannes vollenden. Man wählte Dresden zum dauernden Aufenthaltsort. Es ist bezeichnend, daß der künftige Missionsmann sich hier in das Studium des Hebräischen und Arabischen vertiefte und damit seinen Geist für die späteren Sprachstudien schärfte. Neben den Freuden und Genüssen der an Kunstschätzen reichen Stadt ging der Verkehr mit angesehenen Theologen, wie dem Oberhofprediger Harlez, einher. Dieser machte den Jüngling mit der besten theologischen Literatur Deutschlands bekannt. Wenn Patteson später auf seinen Fahrten durch die Südsee die stillen Stunden gern zu einem eingehenden Studium der Prophetenbücher an der Hand des Kommentars von Prof. F. Delitzsch benutzte, so hat er dieses vorzügliche

Hilfsmittel zum Verständnis des Alten Testaments ohne Zweifel in der Dresdner Zeit kennen gelernt.

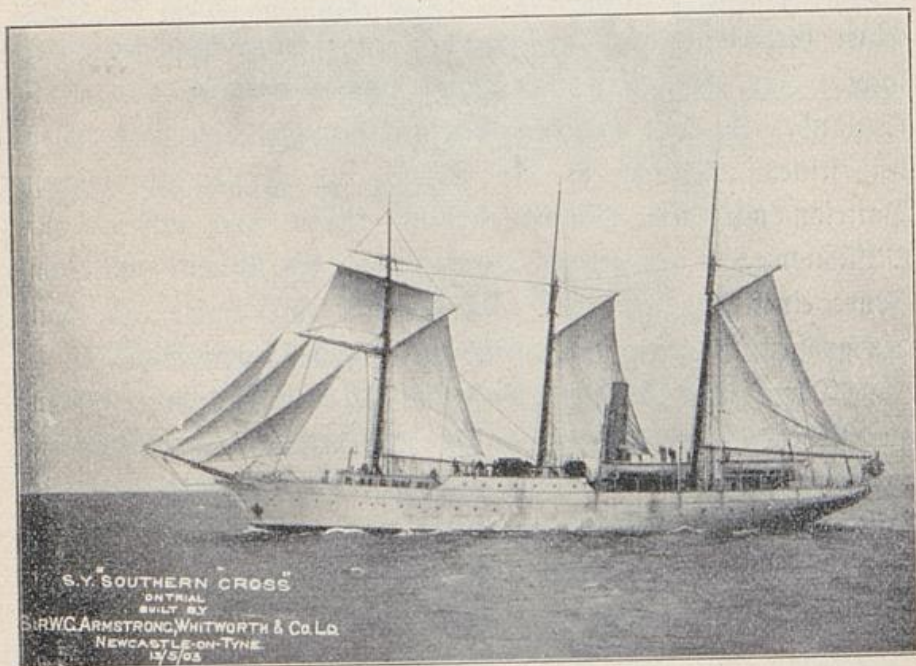
Im Jahre 1853 kehrte der Sechszwanzigjährige in die englische Heimat zurück. Ein kurzer Aufenthalt in Oxford, das Anstellungsexamen in Exeter und die Ordination in der dortigen Kathedrale leiteten zum ersten geistlichen Amt über, das er in einer Dorfpfarrei fand, die unmittelbar neben Feniton, dem elterlichen Landsitz, lag. Er wußte sich bald die Liebe seiner Gemeindeglieder zu erwerben, aber festzuwachsen konnte er nicht. Im Sommer 1854 kam Bischof Selwyn aus Neu-Seeland. Er war mit den Eltern befreundet und hatte schon bei seinem Abgang in die Südsee die Seele des jungen Pateson mit dem Wunsche erfüllt, später auch einmal auf Missionswegen zu gehen. Jetzt redete der Bischof mit dem Feuer eines Mannes, der ganz für eine edle Sache lebt, von den großen Aufgaben der christlichen Kirche in der Südsee.

Der Funke zündete. Pateson entschloß sich, mit Selwyn zu ziehen. Die Eltern gaben unbedenklich ihr Jawort, so sehr auch der Auszug des geliebten Sohnes in die Ferne ihre eignen Pläne durchkreuzte.

Im März 1855 fuhren beide von Southampton ab. In direkter Fahrt erreichten sie nach reichlich drei Monaten Neu-Seeland. Bald nach ihnen kam auch das „Südlische Kreuz“ an, ein Missionschiff, das der Bischof von Freunden in England als Geschenk erhalten hatte.

Um dem jungen Freunde sein Arbeitsfeld zu zeigen, unternahm der Bischof am Himmelfahrtstage 1856 mit ihm eine Rundreise durch Melanesien. Selwyn wählte diesen Tag, weil an ihm, wie er sagte, das Wort: „Gehet hin in alle Welt“ mit besonderer Kraft aus Herz schlägt. Zuerst wurde die Norfolk-Insel angelaufen, die später größere Bedeutung für diese Mission erlangte. Dann besuchte man die Neuhebriden, landete in

Aneityum und, an dem berühmten Gromanga vorbeifahrend, in Esat. Auf der Weiterfahrt wurden die Banks-Inseln, die Santa Cruz-Gruppe, endlich die Salomon-Inseln berührt, sodaß Patejson einen Überblick über das Arbeitsfeld erhielt, dem die Arbeit seines Lebens gewidmet sein sollte. Das neue schöne Schiff, welches die Missionsleute trug, hatte hier einen harmlosen, freundlichen Empfang, dort ward es von scheuen Schwarzen



Das südliche Kreuz.

umschwärmt, am dritten Ort gab's feindliches Drohen und Bogenspannen, am vierten schaurige Spuren des Kannibalismus.

Patejson fuhr voll Spannung durch die Inselwelt und gewöhnte sein Auge an die ihm gewordene Aufgabe unter den Melanesiern, die ihm auf den ersten Blick abschreckend häßlich erschienen, denen er aber schon nach wenig Jahren ein lieber Freund und Seelsorger wurde. Als leichte Lektüre las er in dieser Zeit —

was für uns Deutsche von besonderem Interesse ist — jene Abschnitte aus Neanders Kirchengeschichte, die von der Missionstätigkeit des Columban, Bonifacius und der andren mittelalterlichen Glaubensboten in Deutschland handeln. Er fand es interessant und lehrreich, daß diese bedeutenden Missionsmänner auch großen Wert auf die äußerliche Seite ihrer Arbeit gelegt hatten, auf Ackerbau, Fischfang und andre Mittel, die dazu beitragen, die Lage der Leute menschlicher zu machen. Es ward seinem geschärften Geiste nicht schwer, aus dem geschichtlichen Rückblick eine Lehre für die Gegenwart zu ziehen.

Als Beute brachte er von dieser Fahrt eine kleine Anzahl junger Salomon-Inulaner mit heim. Er schulte sie im Institut von Auckland ein und widmete sich nun ganz der Erziehung und Unterweisung dieser Schwarzen. Selwyn schreibt darüber in einem Briefe an die Missionsfreunde daheim: „Ich wollte, ich könnte Ihnen unsern Patterson inmitten seiner 38 Schüler zeigen, wie er mit heiterem Blick und einem freundlichen Wort für Jeden, während dreizehn verschiedene Dialekte sein Ohr umsummen, mit demselben Eifer, als ob es sich um die Lösung eines tiefen mathematischen Problems handelte, das Abc lehrt, oder wie er mit seiner schwarzen Jugend Spiele und Leibesübungen vornimmt, als triebe er sich noch als munterer Student mit seinen englischen Freunden herum, oder wie er endlich, wenn Schule und Spiel vorüber ist, mit seinen vielsprachigen Zuhörern in der Missionskapelle den Abendgottesdienst hält“.

Nach mehreren Jahren gemeinsamer Arbeit wollte Selwyn sich von dem Werke, das er geschaffen, zurückziehen. Er hatte in J. C. Patterson gerade den Mann gefunden, den er sich als Nachfolger wünschte, und betrieb in London seine Ernennung zum Missionsbischof von Melanesien. Am 24. Februar 1861 war der Weihetag. Die Bischöfe von Neu-Seeland, Wellington

und Nelson standen in der Kirche von Auckland um ihn her, dazu 10 seiner schwarzen Schüler, die bereits getauft waren. Einer von diesen hielt die Bibel, die Pattenon einst als 5-jähriger Knabe von seinem Vater als Geschenk erhalten hatte, dem weihenden Bischof zur Vorlesung hin. Selwyn war tief bewegt, als er nach der Predigt über den Spruch aus der Apostelgeschichte: „Herr, aller Herzen Sünder, zeige an, welchen du erwählt hast“ dem jungen Freunde das Geleitwort zurief: „Teurer Bruder, möge jeder Schritt deines Lebens in Gemeinschaft mit dem Herrn Christus geschehen. Er sei mit dir als ein Licht, zu erleuchten die Heiden. Er schenke dir Gnade, deinen Mund weit aufzutun, um die Geheimnisse seines Evangeliums zu verkündigen. Er lasse dich seine Nähe fühlen in der einsamen Wildnis, auf der Spitze der Berge, auf dem sturmbewegten Meere. Mögest du mit ihm im Gebet ringen, mit ihm in seinen Tod gekreuzigt und in sein Grab gelegt werden, mit ihm zu einem neuen Leben auferstehen und dein Herz dahin senden, wohin er uns vorangegangen ist, und wo er nun lebt und für dich bittet, daß dein Glaube nicht aufhöre“. Augenzeugen der feierlichen Handlung waren ganz hingerissen davon, mit welcher Liebe und wie freudigem Vertrauen des Bischofs Auge auf Pattenon ruhte, und wie dieser jedes Wort, das von dessen väterlichen Lippen floß, gleichsam zu trinken schien.

Wir müssen es uns leider an dieser Stelle versagen, die Wirksamkeit des Bischofs Pattenon bis in alle Einzelheiten zu schildern. Sein Lebensbild kann hier nur mit flüchtigen Strichen gezeichnet werden. Eine seiner ersten Aufgaben war die Verlegung der Ausbildungsstätte für die jungen Melanesier. Die Schule zu Auckland war schon lange als unzureichend erkannt worden. Ihre Lage, ohne Schutz gegen Wind und Wetter, brachte direkte Gefahren für die Gesundheit der aus

dem äquatorialen Klima gekommenen Eingeborenen. Nun wurden in der geschützten Bucht von Kohimarama neue Gebäude aufgeführt. Die Mittel dazu erhielt Potteson von lieben Händen. Sein Vater erinnerte sich, daß sein Sohn während der Studienzeit viel weniger Geld verbraucht hatte, als der jüngere Bruder, und stellte die auf diese Weise ersparte Summe ihm jetzt zur Verfügung. Dazu kam eine reiche Beisteuer von der auch in Deutschland wohlbekannten Schriftstellerin Charlotte Yonge, seiner Verwandten. Sie hatte in eines ihrer vielgelesenen Bücher manches aus Pottesons Missionsberichten aufgenommen, so daß sie das Honorar, das sie für das Werk empfing, der Melanesischen Mission schuldig zu sein glaubte. Damit hatte Potteson leichtes Bauen. Seinen endgültigen Platz fand das Institut aber in Kohimarama auch noch nicht. Im kühlen Neu-Seeland konnten sich die Melanesier nun einmal nicht akklimatisieren. Ihre Gesundheitsverhältnisse wurden erst besser, als die Schule näher an ihre Heimat gerückt wurde, auf die unter dem 30. Grad südlicher Breite liegende Norfolk-Insel. Hier konnten die schwarzen Burschen auch den Winter hindurch bleiben und nachhaltiger beeinflusst werden. Auch die abgechiedene Lage dieses Eilands, das außer den Missionsleuten nur die Pittairner mit ihrem an die Brüdergemeinde erinnernden Gemeinwesen beherbergte, war für ihre Erziehung vorteilhafter, als das unruhige Neu-Seeland. Schon Selwyn hatte seiner Zeit die Überführung der Zöglinge nach der Norfolk-Insel betrieben. Die englische Regierung unterhielt aber damals dort eine Verbrecher-Kolonie. Erst Potteson erreichte die Verwirklichung des Planes.

Von hier aus wurde nun in der Folgezeit das Werk geleitet. Das „Südliche Kreuz“ war fast immer unterwegs, heidnische Melanesier herbeizuführen und sie nach Durchlaufen des Kurjus wieder heimzubringen; nicht wenige von ihnen als getaufte

Christen. Der Bischof war selbst viel auf Reisen. Eine seiner wichtigsten Aufgaben bei der fortschreitenden Entwicklung bildete der wiederholte Besuch bei den eingeborenen Lehrern, die er auf ihren Heimatsinseln eingesetzt hatte. Auch mußten immer wieder neue Gebiete aufgesucht und neue Verbindungen angeknüpft werden.

Wir lassen die anderen Reisen bei Seite und begleiten ihn auf einer Fahrt nach den Salomon-Inseln. Sein fernstes Ziel ward dort die Insel Bugotu (Isabel), die später eine Zeit lang zum deutschen Besitz gehörte. Unter den Eingeborenen, die er bei dieser Reise in ihre Heimat zurückschaffte, waren mehrere junge Männer von Bugotu, auf deren Bewährung und spätere Hilfe der Bischof große Hoffnungen setzte. Gerade hier war ein Wandel zum Besseren sehr erwünscht. Die Salomon-Inulaner waren durch ihre Wildheit berüchtigt. Sie lebten in fortwährenden Kämpfen untereinander. Das Missionschiff aber ward von ihnen immer als neutraler Boden behandelt. Männer und Jünglinge von feindlichen Stämmen trafen auf dem „Südlichen Kreuz“ zusammen, gingen auch gelegentlich miteinander nach der Norfolk-Insel. Dort war von der alten Feindschaft keine Rede mehr. Aber nach der Rückkehr hatten sie dann mit den neugewonnenen christlichen Anschauungen unter ihren Volksgenossen einen schweren Stand. Und wenn es nur das gewesen wäre. Aber die Unsicherheit der Verhältnisse stellte auch in anderer Hinsicht den Erfolg der Arbeit in Frage. Ein ganzer Stamm, mit dem man Bekanntschaft gemacht, dessen Sprache man mit vieler Mühe erlernt hatte, konnte von seinen feindlichen Nachbarn innerhalb weniger Wochen verjagt, zerstreut oder ganz ausgerieben werden. Der Bischof ließ es natürlich bei seinen Besuchen nicht an Vorstellungen und Ermahnungen fehlen, doch die alte Feindschaft und Rachsucht zu lassen. Aber diese fruchteten nicht viel, so

lange die Mehrzahl der Bewohner noch Heiden waren; und von der starken Hand eines Gouverneurs oder Bezirksamtmanns, die jetzt auch auf den Salomon-Inseln, wenigstens im deutschen Gebiet, sich Respekt verschafft, war damals noch nicht die Rede.

Mit herzlichem Mitleid sah Potteson, in welcher Furcht das arme Volk seine Tage zubachte. Das war namentlich an der Anlage ihrer Wohnungen zu erkennen. Das Dorf, in dem er das eine Mal schlief, war auf einem hohen, fast senkrecht aufsteigenden Felsen erbaut. Ein anderes Mal besuchte er Leute, die in Baumhäusern wohnten. Man sollte lieber sagen in „Nestern“, denn solchen glichen diese Wohnungen auf den Bäumen. Hohe Stämme, die an steilen, schlüpfrigen Abhängen wachsen, werden mit Vorliebe dazu benutzt. Wenn der Umfang der Baumkrone es erlaubt, werden gleich mehrere Hütten darin angelegt. Bei einem Baumhaus stellte der Bischof eine genaue Messung an. Er fand, daß das Haus, zu dessen Besuch er eingeladen war, in einer Höhe von 44 Fuß über dem Erdboden errichtet war, oder vielmehr über einer steilen Felswand, aus der der Baum hervorwuchs. Die ganze Höhe, in der die lustige Wohnung schwebte, betrug 94 Fuß. Die Leiter, welche den Verkehr vermittelte, kam dem Europäer höchst unsicher vor. Wie staunte er aber, als eine Frau, die noch dazu eine Last trug, freihändig mit der Leichtigkeit eines Seiltänzers hinaufstieg. Auf den nackten Ästen des Baumes, wo ein einziger Fehltritt den Tod bringen mußte, ging, gleichfalls ohne sich anzuhalten, ein Mann umher, um sein Fischnetz aufzuhängen.

Die armen Leute wissen nichts von einer bequemeren Existenz. Unsicherheit des Lebens und des Besitzes scheint ihnen eine unerläßliche Bedingung des menschlichen Daseins zu sein. Sind sie einmal in ihrem Wolkenfuchtsheim geborgen, so fürchten sie keinen Angriff. Sie sagen, niemand würde es

wagen, den Baum zu fällen oder Feuer daran zu legen, denn sie haben da oben einen Vorrat von Steinen und Speeren. Von den Baumästen aus oder durch die Falltür am Boden der Hütte werfen sie ihre Geschosse auf die unten stehenden Feinde so sicher und furchtlos, als ob sie festen Grund unter den Füßen hätten. Alle diese Berechnungen werden freilich zu schanden, sobald ihre Feinde mit Schießgewehren bewaffnet sind. Deren Einfuhr bringt auch in dieser Hinsicht eine große Umwälzung mit sich.

Patteson wünschte bei diesem Besuch der Insel, die, wie gesagt, den äußersten Punkt seiner Einflußsphäre darstellte, zwei seiner ältesten verheirateten Schüler, die mit ihren Frauen schon einmal im Institut gewesen waren, wieder mit dorthin zu nehmen, um ihre Erkenntnis zu vertiefen. Sie konnten sich aber noch nicht entschließen, ihre Freunde zu verlassen, und verschoben ihr Kommen auf das nächste Jahr.

Dafür war ihm ein unerwarteter Erstlingserfolg auf der Insel Bauro, die auch zur Salomon-Gruppe gehört, beschieden. Gleichzeitig mit seinem Besuch traf hier die Nachricht ein, daß der Sohn des Häuptlings Iri auf einer Reise den Tod gefunden hatte. Während die Männer des Dorfes eine Platte von dem Kahn des im fremden Lande gestorbenen jungen Häuptlings herbeibrachten, und die Weiber eine Totenklage anstimmten, saß der Vater einsam am Strande, eine große Perlenmuschel, die seinem Sohne gehört hatte, in der Hand haltend. Er kümmerte sich anscheinend nicht um die lauten Ausbrüche des Schmerzes rings um ihn her; auch beachtete er es kaum, als ein Bewaffneter aus der Menge hervortrat und mit wilden Geberden dem unbekanntem Urheber des Todes Rache schwur. Schweigend schritt er seinem Hause zu und setzte sich neben Patteson nieder, um den sich bald ein Kreis von Männern sammelte.



John Coleridge Patteson,  
Missionsbischof von Melanesien.

Es war ein Augenblick, den der Bischof nicht unbenuzt lassen konnte. „Viele eurer Söhne“, hob er an, „können euch jetzt schon sagen, daß es nicht meine Absicht ist, ihnen bloß Gelegenheit zu geben, fremde Länder zu sehen, und euch Ärte und Angeln zu schenken, sondern daß ich euch zur Erkenntnis des großen Vaters im Himmel und seines Sohnes Jesu Christi führen möchte. Ihr habt gehört, daß ihr, wenn ihr sterbet, nicht verkommt, wie die Vögel und Fische. Ihr werdet alle vom Tode auferstehen, und wenn ihr jetzt den großen Gott lieben und ihm gehorchen lernet, wird er euch auf immer zu sich in seinen Himmel nehmen. Wenn ihr aber in Haß und Unfrieden mit einander lebet und fortfahret zu stehlen, zu lügen und ein unreines Leben zu führen, wird der große Vater, der euch so sehr liebte, daß er seinen Sohn für euch sterben ließ, euch nie glücklich machen und bei sich im Lichte wohnen lassen, sondern eure Herzen werden hier finster bleiben, und drüben werdet ihr auch für immer in der Finsternis sein.“

Tiefe Stille herrschte nach diesen Worten. In der nächsten Nacht lag Pattenon an Iri's Seite. „Glaubst du wirklich“, unterbrach da auf einmal der Häuptling die nächtliche Stille, „daß ich meinen Sohn wiedersehen werde?“ Das Wort von der Auferstehung hatte in seinem bekümmerten Vaterherzen einen bereiteten Boden gefunden.

Es war eine von jenen Nächten, von denen Pattenon einmal sagte: „Wenn ich auf einer fernen Insel, allein unter achtzig oder neunzig Kannibalen meine Kniee vor Gott beugte, überströmte mich plötzlich das selige Gefühl, daß die Gebete meiner Freunde in Neu-Seeland, England und Australien auch für dieses Werk und für mich zum Throne der Gnade aufsteigen, und mein einsames Flehen sich in das aller Gläubigen auf dem weiten Erdenrund mischt“.

Auch dieses Leben voll Glauben und Liebe hat einen jähen Abschluß durch den Märtyrertod gefunden. Es war am 20. September 1871, als das „Südlische Kreuz“ auf die Santa Cruz-Insel Nukapu zu segelte. Pattenon hatte schon wiederholt versucht, junge Männer von diesem kleinen Eiland in seine Anstalt zu bekommen. Aber die Bewohner schienen eine besonders starke Abneigung zu haben, in die Fremde zu ziehen. Doch der Bischof versuchte es aufs neue. Jetzt lag die Insel vor ihm in hellem Sonnenschein, umgeben von den blauen Wogen, die sich an dem ringsum laufenden Riffgürtel brachen; dahinter das stille Lagunenwasser, begrenzt von einem weißen Streifen Korallensand, über dem sich schattenspendende Bäume erhoben. Den Leuten im Missionschiff war es befremdlich, daß die Eingeborenen mit ihren Booten nicht zu ihnen herangerudert kamen. Doch wurden innerhalb des Korallenriffs schließlich vier Rähne sichtbar. Da bestieg der Bischof mit dem ihn begleitenden Missionar Atkin und drei christlichen Melanesiern das Schiffsboot. Dieses konnte wegen des niedrigen Wasserstandes nicht über das Riff kommen. Nach mehreren fruchtlosen Bemühungen boten ihm die Eingeborenen an, er möge in ihr Fahrzeug steigen, um so ans Land zu gelangen. Pattenon, dem viel daran zu liegen schien, die Insel zu betreten, und der durch die Benutzung des Eingeborenen-Kanus gleichzeitig die Leute arglos machen wollte, bestieg den Kahn zweier ihm von früher her bekannten Häuptlinge. So fuhr er hinüber, während die Freunde am Riff im Schiffsboote warteten.

Was sich in der folgenden halben Stunde auf der Insel zutrug, konnten die Männer vom Missionsboot aus nicht sehen. Der Bischof war mit seinen Begleitern unter den Bäumen des Ufers verschwunden. Endlich kamen einige Boote in die Nähe der Harrenden zurück. Aus einem derselben wurde plötzlich

ohne alle Warnung ein ellenlanger Pfeil mit den Worten abgeschossen: „Habt ihr etwas wie dieses?“ Und schnell flogen weitere Pfeile, die von dem merkwürdigen Rufe begleitet wurden: „Dieser ist für den Neu-Seeland-Mann! Dieser für den Mota-Mann! Dieser für den Bauro-Mann!“ Mehrere Insassen des Missionsbootes, das sich schnell zurückzog, wurden durch sie verwundet. Sie ruderten eiligst nach dem Schiff zurück, aber die Besorgnis um das Leben des Bischofs trieb sie wieder an die verhängnisvolle Stelle. Da stießen zwei Kähne vom Ufer, deren einer jedoch bald zurückkehrte. Der andre blieb ohne Ruderer auf der blauen Flut. Als die Freunde sich ihm näherten, sahen sie eine verhüllte Last in dem Fahrzeug liegen. Sie schoben die Matten bei Seite und erblickten — die Leiche Pattenjons. Ein friedliches Lächeln lag auf seinem Angesicht; auf der Brust war ein Palmblatt befestigt. Bei näherer Untersuchung zeigte sich, daß der Leichnam 5 Wunden hatte. Ebenso viele Knoten waren in das gefiederte Blatt der Kokospalme geknüpft. Die Erklärung hierfür erhielt man erst später. Der Tod des unschuldigen Mannes sollte die Sühne für die Ermordung von fünf Eingeborenen sein. Die Mörder ahnten freilich nicht, daß in der Nachfolge Christi 5 Wunden auch noch eine andere Deutung zulassen.

Am nächsten Morgen hielt Missionar Atkin einen kurzen Trauergottesdienst auf dem „Südlichen Kreuz“ und ließ die Leiche des Bischofs in die tiefen Fluten der Südsee versenken.

Es dürfte hier am Platze sein zu fragen, wie es kommt, daß die Südsee-Mission so viele Märtyrer aufzuweisen hat, und daß auch gerade Pattenjon, der so oft mitten unter die Wilden gegangen war, erschlagen wurde? Die Antwort nötigt uns, noch einmal auf die unselige Menschenjagd der Werber-schiffe zu kommen. Ihr schändliches Treiben hatte die Eingeborenen auf vielen Inseln furchtbar gereizt. Grausige Mordtaten waren

die Folge davon. Sie wußten natürlich, wie der deutsche Kapitän Karcher einmal warnend bemerkte, zwischen den Nationalitäten nicht zu unterscheiden, und rächten am ersten besten Weißen die Unbill, die ihnen vorher von einem Weißen angetan worden war.

Die Untersuchung über Pottesons Tod aber förderte noch besonders schändliche Dinge zu Tage. Etliche dieser Menschenjäger pflegten sich so zu verkleiden, daß sie wie ein Bischof aussehenden. Um die Täuschung zu vervollständigen, nahmen sie ein Schiffsbuch, das dem Format der Bibel ähnlich war, und lasen darin, worauf sie mit ihrem Gefolge die Geberden des Gebets nachahmten, um die herbeikommenden Eingeborenen in völlige Sicherheit zu wiegen. Nun fiel man über sie her und scheute auch Blutvergießen nicht, um möglichst viele als Beute hinwegzuführen. Zweifellos waren die Bewohner von Nukapu hierdurch erregt, und Potteson mußte das ihnen angetane Unrecht mit seinem Leben bezahlen.

Sein Tod aber hielt das gute Werk, dem die Arbeit seines Lebens gegolten hatte, nicht auf. Im Gegenteil, der Sturm fachte das Feuer zu neuer Glut an. Bei der nächsten Eröffnung des englischen Parlaments wurde die Aufmerksamkeit auf die Mißstände bei den Arbeiteranwerbungen gelenkt. Eine schärfere Aufsicht seitens der Regierungsorgane war die Frucht davon.

Die Melanesische Mission aber entwickelt sich seitdem ungestört weiter. Der Platz des Bischofs blieb mehrere Jahre unbesetzt, bis der Sohn des Gründers, J. Selwyn junior, ihn 1877 einnahm. Aunderthalb Jahrzehnte hat dieser ebenfalls fromme und selbstverleugnende Mann ganz im Sinne seines Vaters und Pottesons dem Werke vorgestanden, bis ihn eine hartnäckige Krankheit aus dem Dienste trieb. Der Stand der Melanesischen Mission wird gegenwärtig durch folgende Zahlen

bezeichnet: Auf 28 Inseln der Neuhebriden und der Salomon-Inseln bestehen 100 Stationen, die mit 380 eingeborenen Lehrern besetzt sind und etwa 13 000 schwarze Christen aufzuweisen haben. Das auf Seite 100 abgebildete „Südlische Kreuz“ ist bereits das vierte Schiff dieses Namens.

### Die australische Methodisten-Mission.

In Ostindien findet sich ein seltsamer Baum, die Baniane. Er gehört mit seinem weitausladenden, dunkelbelaubten Astwerk zu den beliebtesten Schattenbäumen des sonnigen Landes. Seine Eigentümlichkeit aber besteht darin, daß von den horizontal ausgestreckten Ästen zahlreiche Luftwurzeln sich zum Erdboden herabsenken. Haben sie diesen erreicht, so wachsen sie in ihm fest und bilden schnell sich verdickend neue Stämme, die das in immer größerem Umfange sich ausbreitende Blätterdach tragen helfen und den ursprünglichen Stamm bei der Nahrungszufuhr für die Baumkrone unterstützen. Ein solcher Banianenbaum bildet schließlich einen kleinen Wald für sich und gewährt einen majestätischen Anblick.

Die missionierende Kirche gleicht dieser Baniane. Wohin sie kommt, schlägt sie Wurzel. Die so entstandenen Tochterkirchen aber erstarken mit der Zeit und fangen auch ihrerseits an, Mission zu treiben, wenn anders ein gesundes Leben in ihnen pulsiert. In der Südsee können wir schon mehrfach Gebilde dieser Art beobachten. Unre besondere Aufmerksamkeit verdient in dieser Hinsicht die Methodistische Missionsgesellschaft von Australien, die ihren Sitz in Sydney hat.

Unter den Methodisten Englands, die den Ursprung ihrer Gemeinschaft auf den bekannten Prediger John Wesley zurückführen, regte sich schon im 18. Jahrhundert der Missionsgedanke mit Macht. Ihre ersten Sendboten wurden nach

Nordamerika und Westindien geschickt; bei Beginn des 19. Jahrhunderts auch in verschiedene Teile Afrikas, nach Ceylon und Ostindien. 1822 kamen Australien und die Südsee hinzu. Unter den für uns hier in Betracht kommenden Missionsfeldern war die ungefähr in der Mitte von Polynesien liegende Tonga-Gruppe das erste. Nachdem die Londoner Mission die ersten tastenden Versuche gemacht, traten im Jahre 1826 dort John Thomas und John Hutchinson als Pfadfinder in die Arbeit. Sie ließen sich aber durch die Anfangsschwierigkeiten abschrecken und machten im nächsten Jahre neuen Glaubensboten Platz. Diese fanden einen überraschend leichten Eingang, so daß die Berichte aus Tonga binnen kurzem wie helle Siegeslieder klangen. Schon 1835 wurden auf dieser Inselgruppe und in der Nachbarschaft 14000 Christen, 130 Schulen mit 960 Lehrern und 7241 Schülern gezählt. Von besonderer Bedeutung für den schnellen Sieg des Christentums war die Bekehrung des Häuptlings Laufaahu, der später als König Georg auch eine nicht unbedeutende kirchliche Rolle gespielt hat. Er lebte bis 1893 als einer der angesehensten eingeborenen Machthaber in der Südsee und empfing auch von unserer Reichsregierung das Lob eines eben so tapfern wie klugen Regenten, dem das wirkliche Wohl seines Volkes am Herzen lag, und der die von ihm erkannten Vorteile eines höheren Kulturstandes seinen Untertanen zuzuwenden bestrebt war.

Von Tonga trugen die wesleyanischen Glaubensboten seit 1835 das Evangelium zu den Fidjchi-Inseln, was ihnen durch die gleiche Sprache erleichtert ward. Die kleinen Inseln Lakemba und Ono wurden hier die ersten Stützpunkte des Christentums. Erst später nahmen die Hauptinseln Missionare bei sich auf. Schon vorher hatte man Fühlung mit den Samoanern gewonnen, merkwürdiger Weise in demselben

Jahre 1830, in dem John Williams erstmalig nach Sawait kam. Der Häuptling Tui von Satupaitea an der Südküste dieser Insel ward der Hauptvertreter des „Lotu Tonga“, wie man die Lehre der Methodisten im Lande bezeichnete. In Samoa kam es leider zu fortgesetzten Reibereien mit den Boten der Londoner Mission, die erst in neuester Zeit einem schieblich, friedlich Nebeneinanderarbeiten gewichen sind.

Diese drei Gebiete Tonga, Fidjchi und Samoa erhielten mit der Zeit Ausbildungsstätten für eingeborene Lehrer und Prediger — die samoanische befindet sich in Lufilufi auf Upolu —, aus denen die methodistische Mission sich ihre Evangelisten holte, die sie für deren Landsleute oder für neu in Angriff genommene Arbeitsfelder brauchte.

Die Situation veränderte sich im Jahre 1854. Das Festland von Australien, das vor einem Jahrhundert noch als ein Land der Heiden galt, hatte inzwischen in seinen östlichen und südöstlichen Teilen durch starke Besiedelung mit Kolonisten eine fast ganz christliche Bevölkerung erhalten. Neben der „Kirche von Australien“, die als eine Tochter der englischen Staatskirche anzusehen ist, fanden sich hier auch die wichtigsten anderen Kirchengemeinschaften der englischen Heimat wieder. Schon vorher waren die Methodisten in Australien die eifrigsten Pfleger der obengenannten Mission in der Südsee gewesen. In der Mitte der 50er Jahre aber bildete sich in Sydney geradezu eine selbständige Missionsgesellschaft der Methodisten von Australien, welche die von London aus ins Werk gesetzten Arbeiten in diesem Teil des Erdballs übernahm und auch auf ihre Ausdehnung in neue Gebiete bedacht war.

Unter den letzteren interessiert uns am meisten die im Jahre 1875 begonnene Mission im Bismarck-Archipel, deren Bekanntschaft wir schon bei unserer Rundfahrt machten.

Georg Brown, vorher längere Zeit in Samoa tätig und später zum Generalsekretär der Missionsgesellschaft ernannt, war ihr Gründer. Der schöne Hunterhafen in Neu-Lauenburg ward als Ausgangspunkt ersehen. Von hier breitete sich diese Mission erst westlich auf die Gazelle-Halbinsel von Neu-Pommern, dann ostwärts nach Neu-Mecklenburg aus. Wir werden uns später noch eingehender mit ihr beschäftigen. Hier soll nur nochmals darauf hingewiesen werden, welche wichtigen Dienste die von den vorhin genannten alten Arbeitsfeldern herübergerufenen eingeborenen Gehilfen bei der Besetzung des neuen Gebiets geleistet haben. Selbst ein fernstehender Beobachter, wie der Forschungsreisende Joachim Graf Pfeil, bekam davon einen tiefen Eindruck. Er schreibt in seinen „Studien und Beobachtungen aus der Südsee“, daß die günstigen Resultate der Methodisten-Mission hauptsächlich auf ihre vortrefflichen Hilfskräfte zurückzuführen wären, die er folgendermaßen charakterisiert: „Sie entsendet im Verhältnis nur wenige Missionare, gibt diesen aber sogenannte Katecheten zur Unterstützung. Diese sind gewöhnliche Fidschilente, die allerdings zur Ausübung ihres Berufes eine ganz spezielle Vorbildung in der Missionschule der Wesleyaner in Fidschi erhalten. Es sind einfache Eingeborene, die, selbst an das primitive Leben im Busch völlig gewöhnt, durchaus kein Ungemach darin erblicken, sich bei den Farbigen, unter denen sie tätig sein sollen, anzusiedeln, genau wie diese zu leben und im engsten Verkehr mit ihnen stehend der Ausbreitung der Lehre obliegen. Die als sehr intelligent zu bezeichnenden Leute besitzen meist Sprachtalent, lernen schnell sich mit den Eingeborenen verständigen, müssen über ihre Tätigkeit in kurzen Zwischenräumen ihrem Missionar Bericht erstatten und haben an diesem einen moralischen, politischen (?) und wirtschaftlichen Rückhalt. Der Einfluß jener Katecheten ist ungeheuer und bewundernswert . . . . Wo sie

leben, gibt es keine Überfälle, kein gegenseitiges Niederhauen von Stofspalmen, und der Kannibalismus wird gänzlich hinweggefegt.“



Eingeborener Lehrer von Neu-Pommern mit Familie.

Wir werden noch Gelegenheit haben, die Missionstätigkeit dieser eingeborenen Gehilfen kennen zu lernen. An die Stelle der polynesischen sind mit der Zeit immer mehr eingeborene Lehrer aus Neu-Pommern und Neu-Lauenburg gerückt.

Neben der Mission im Bismarck-Archipel eröffneten die Methodisten im Jahre 1891 auch eine solche im englischen Teil von Neu-Guinea, wohin sie der Gouverneur Sir William McGregor rief. Der damalige Generalsekretär G. Brown ging auch hier wieder als Pfadfinder voran. Das jüngste Werk der Gesellschaft erstreckt sich auf die zu den Salomon-Inseln gehörige Gruppe Neu-Georgia. Ihre Bewohner gelten als besonders wilde Kannibalen.

### John Paton, der Presbyterianer-Missionar.

Das Interesse an der Südsee, das so viele Missionsunternehmungen hervorrief, zog seine Kreise auch in Schottland. Die dortigen Presbyterianer suchten neben andren Missionsfeldern auch ein solches im fernen Inselmeer. Sie fanden es auf den Neuhebriden, die uns als John Williams' Märtyrerstätte bekannt sind.

Wir wollen hier nicht die ganze Geschichte der Neuhebriden-Mission erörtern. Aber einen der Presbyterianer-Missionare, die dort gewirkt haben, können wir in dieser Skizze der Südsee-Mission nicht ganz mit Stillschweigen übergehen, weil er zu den bekanntesten Missionaren der Neuzeit gehört: John Paton. D. Warneck bezeichnet ihn in dem Vorwort, mit dem er seine schöne Selbstbiographie in Deutschland einführte, als einen Missionar der alten Schule: schlicht, fromm, vor Gott wandelnd, im Glauben und in der Liebe gegründet, demütig, geduldig, tapfer, todesfreudig, der in kindlicher Einfachheit ohne alle Ruhmrederei seine innere und äußere Lebensgeschichte erzählt.

Diese ist wirklich erbaulich im schönsten Sinne des Wortes. Sie hebt in einem Pachtthof bei Dumfries im südlichen Schottland an, wo Patons Vater als Strumpfwirker lebte. Seine zahlreichen Knaben und Mädchen wurden in jeder Hinsicht kärglich gehalten. Nur in einem Stück war das Elternhaus reich. Im Gebetsleben. Gar häufig hörten die Kinder ihren Vater durch die verschlossene Thür seiner Kammer beten und zwar so innig und inbrünstig, als ob es ihr Leben gelte. Die übrigen Menschen ahnten wahrscheinlich nicht, woher die Strahlen von Glück und Freundlichkeit, das liebevolle Lächeln in des armen Mannes Zügen kamen. Die Seinigen aber wußten es. Es war der Widerschein der Nähe Gottes, in deren Bewußtsein er stets lebte.

Das ist ein trefflicher Nährboden für Missionsgedanken. Sie schlummerten tatsächlich schon während der Jugendzeit Johns in den Eltern wie beim Sohne. Letzterer sah aber zu der Zeit noch keine Möglichkeit, einen so weitsehenden Plan zu verwirklichen. Zunächst ergriff er das Handwerk des Vaters. Dann ging er, um sich die Mittel zu einer besseren Ausbildung zu verschaffen, in die Landwirtschaft; zeitweilig auch in den Dienst einer Militär-Abteilung, die in seiner Heimat kartographische Aufnahmen machte. Er war einer jener nicht eben häufigen jungen Männer, die ein großes Ziel vor Augen haben, aber unterwegs keine Gelegenheit verlieren, etwas zu lernen, auch wenn es scheinbar mit ihrem Ideal nichts zu tun hat.

Eine kurze Hilfslehrtätigkeit des strebsamen Jünglings leitete zu seiner Anstellung in der Stadtmission von Glasgow über. Er war schon einmal dort gewesen, um einen Kursus an der Hochschule zu durchlaufen. Sein Vater hatte ihn damals ein Stück des Weges begleitet. Der Sohn schildert das mit ergreifenden Worten: „Die letzte Zeit gingen wir fast

schweigend nebeneinander. Mein Vater hatte den Hut in der Hand; seine langen blonden Locken, die später schneeweiß wurden, hingen über seine Schultern. Seine Lippen bewegten sich in stillem Gebet für mich, und seine Augen waren voll Tränen. Am bestimmten Orte, wo wir uns trennen wollten, standen wir still. Er hielt meine Hand fest, blickte mir stumm in die Augen und sagte dann feierlich und liebevoll: „Gott segne dich, mein Sohn! Deiner Väter Gott geleite dich und bewahre dich vor allem Übel!“ Unfähig mehr zu sprechen, bewegten sich seine Lippen wieder in leisem Gebet; in Tränen umarmten wir einander und schieden. Ich lief, so schnell ich konnte, und als ich an einer Biegung des Weges mich umsah, stand der gute Vater noch, wo ich ihn verlassen hatte.“

Die Tätigkeit, die dem jungen Helfer in der Glasgower Stadtmission übertragen wurde, war nicht leicht. Man setzte ihn in ein Arbeiterviertel der großen Industriestadt, das in kirchlicher Hinsicht sehr verkommen war. Manche Leute, mit denen er zu tun bekam, waren Jahrzehnte lang nicht in einer Kirche gewesen. Er begegnete auch vielen, die sich ihres Unglaubens rühmten. Gerade für diese war er angestellt; sie sollte er zum Glauben und zur Kirche zurückführen. Ein schwerer Posten für den jungen Mann aus frommem Elternhause, der bis dahin noch keine Bekanntschaft mit Zweiflern und Spöttern gemacht hatte. Aber, wie sich später herausstellte, eine treffliche Vorbereitung für den künftigen Missionar.

Nach einigen Jahren traf ihn der Ruf in den Missionsdienst. Die presbyterianische Kirche hatte bereits Sendboten nach den Neuhebriden geschickt und wollte ihre Zahl vermehren. Ein diesbezüglicher Aufruf ging durch ihre Gemeinden, und Paton erkannte darin einen Wink, der gerade ihm galt. Als sein Entschluß, unter die Heiden zu gehen, in Glasgow bekannt wurde, suchten ihn die Leiter der Stadtmission zwar durch

glänzende Versprechungen zu halten; doch er blieb fest und ließ sich im April 1858 zum Missionsdienst abordnen. Er war 33 Jahre alt. Mit ihm zog seine junge Frau.

Vier Monate später finden wir ihn auf Aneityum, der südlichsten unter den Neuhebriden. Zwei Missionare seiner Kirche, Dr. Geddie und Dr. Inglis, bewillkommneten ihn dort, hielten ihn aber nicht lange auf. Die weiter nördlich gelegene Insel Tanna ward ihm als Arbeitsfeld angewiesen. Noch vor Ausgang des genannten Jahres hielt er seinen Einzug dort.

Paton hat bis in sein hohes Alter auf den Neuhebriden gewirkt, und zwar fast ausschließlich auf den nahe beieinander liegenden Inseln Tanna und Aniwa. Gleichwohl konnte er am Schluß auf ein reich bewegtes Missionsleben zurückblicken. Unter den Tannesen erfüllte sich wieder einmal das Wort: „Das Licht scheint in der Finsternis, aber die Finsternis hat's nicht begriffen“. Auf Aniwa dagegen erlebte er nach längerer Zeit treuer Arbeit die Freude: „Die Nacht ist vergangen, der Tag aber herbeigekommen“. Man kann an der Geschichte dieser beiden Inseln, wie sie uns aus Patons Selbstbiographie entgegentritt, recht deutlich sehen, daß derselbe Mann unter verschiedenen Verhältnissen doch ganz verschiedene Erfolge haben kann.

Beschlossene Türen und hartnäckiger Widerstand vereitelten auf Tanna alle seine Liebesmühe. Gleich in den ersten Tagen bekam er eine Vorstellung von der Finsternis des Heidentums. Die fast ganz nackt gehenden Insulaner machten einen abschreckenden Eindruck, zumal da unmittelbar nach Ankunft der Missionsleute ein blutiger Kampf zwischen zwei Stämmen ausbrach, wobei die Gefangenen von ihren Feinden nicht nur getötet, sondern auch gebraten und verzehrt wurden. Da half kein glütliches Zureden. Die Wilden zeigten nicht das geringste Verständnis für die Vorstellungen des Friedensboten. Dieser wurde aber alsbald auf eine weitere schwere Probe gestellt.

Seine Lebensgefährtin fiel einem Malariaanfall zum Opfer, und bald darauf mußte er auch das Knäblein begraben, das sie ihm kurz vorher geschenkt hatte. Ein Besuch des uns schon bekannten Bischofs Selwyn, der gerade zu dieser Zeit auf Tanna landete, brachte dem Schwergebeugten, der keine mitfühlende Seele in der Nähe hatte, reichen Trost.

Baton hat 3 1/2 Jahre auf Tanna gewirkt. Zuweilen schien es, als ob der Widerstand der Heiden gebrochen wäre. Einzelne Häuptlinge stellten sich freundlicher zu ihm und milderten die greulichen Sitten ihres Stammes; andre dagegen zeigten sich um so härter und brachten ihm geradezu fanatische Feindschaft entgegen. Letzteres galt namentlich vom Oberhäuptling Miaki, der schließlich sogar einen Überfall auf die Station ins Werk setzte, so daß der Missionar fliehen mußte. Er rettete nur seine Bibel, die fertig gewordenen Übersetzungen ins Tannesische und zwei leichte Decken. Wäre nicht Nowar, ein ihm freundlich gesinnter Häuptling, und dessen Schwiegersohn Faimungo gewesen, er wäre wohl nicht mit dem Leben davongekommen. Ein gerade noch zur rechten Zeit ankommendes Schiff, das von den Freunden aus Aneithum gesandt war, half dem Verfolgten aus der höchsten Not.

Wie ganz anders gestaltete sich sein Leben auf Aniwa, das er nun bezog, nachdem er eine Erholungsreise nach Australien und in die Heimat gemacht hatte. Eine ganz geringfügige Sache verhalf ihm zu einem guten Eingang bei den Insulanern. Aniwa hat keine Quellen, so daß die Bewohner bei seiner Ankunft aufs Regenwasser angewiesen waren. Baton machte daher den Versuch, durch Graben eines Brunnens besseres Trinkwasser zu erlangen. Die Eingeborenen schüttelten zwar den Kopf dazu, als er Regen aus der Erde holen wollte, wie sie sagten. Sie erklärten ihn geradezu für verrückt. Als er aber endlich das ersehnte süße Wasser aus der Tiefe

heraufbrachte, eilte die merkwürdige Kunde wie ein Lauffeuer durch die ganze Insel, und ein Häuptling, der sich bisher immer ablehnend zu allem verhalten hatte, was der Missionar sagte und tat, rief vor allem Volk aus: „Wir haben ihn bisher verspottet, und trotzdem war das Wasser in der Erde. Wir haben auch über andere Dinge, die er uns sagte, gelacht, weil wir sie nicht fassen konnten. Aber nun glaube ich, daß alles wahr ist, was er uns über Jehovah sagt, wenn wir diesen auch nicht sehen“.

Es folgte eine herrliche Zeit für den auf Tanna so schwer geprüften Mann. Freilich ging es auch hier nicht ohne Schwierigkeiten ab. Aber Patons Wirken auf der Insel glich dennoch einem frohen Siegeszuge. Noch im hohen Greisenalter, als er die Arbeit schon längst in andere Hände übergeben hatte, zog es ihn immer wieder nach Aniwa zurück.

Von den Presbyterianern Schottlands war er ausgesandt, und sie haben ihm auch stets die Treue gehalten. Der ihn unterstützende Freundeskreis aber verlegte sich mit den Jahren mehr und mehr nach Australien. Wir machen also auch hier die Beobachtung, daß die Christen der australischen Kolonien das Missionswerk auf den Südsee-Inseln als ihre nächste Pflicht erkannten. So hatte Paton schon nach seiner Flucht von Tanna unter seinen Glaubensgenossen in Victoria, Neusüdwales und Tasmania die Geldmittel zu einem Missionschiff „Morgenröte“ sammeln können. Das Band wurde im Laufe der Zeit immer enger. Als der Missionar sich nach einem reichlichen Tagewerk zur Ruhe setzte, wählte er Melbourne zum Alterssitz. Dort ist er im Januar 1907 als 83jähriger Greis entschlafen.

Für die Befehrung der wilden Tannesen aber hatte inzwischen auch die Stunde geschlagen, und zwar war es Patons Sohn Frank bechieden, die scheinbar fruchtlos gebliebene Arbeit seines Vaters fortzusetzen. Er hat uns die Überwindung des

Heidentums auf Tanna in einem kürzlich erschienenen Buche beschrieben, das auch ins Deutsche übersetzt ist. Ungefähr die Hälfte der Tannesen genießt jetzt christliche Unterweisung in Kirche und Schule. So schnell wie in Aneityum ist es freilich bei ihnen nicht gegangen. Dort konnte dem Schotten Geddie die schöne Inschrift gesetzt werden: „Als er hierher kam, gab es keinen einzigen Christen auf der Insel; als er sie verließ, gab es keinen einzigen Heiden mehr“.

### Die Mikronesische Mission des American Board

hat, wenn man die Organisation und die Arbeitsweise betrachtet, eine gewisse Ähnlichkeit mit der Methodistenmission. Die Sandwich-Inseln (Hawaii) bildeten die Brücke, auf der das Christentum von Nordamerika nach Mikronesien kam. Der American Board, die größte unter den amerikanischen Missionsgesellschaften, begann 1820 mit der Evangelisation dieser mitten im Stillen Ozean gelegenen Inselgruppe. Da der damals regierende König Kamehameha I., sowie mehrere seiner gleichnamigen Nachfolger dem Christentum zugetan waren und ihren ganzen Einfluß für dessen Einführung anboten, war bald die ganze einheimische Bevölkerung dem neuen Glauben gewonnen. Nach dreißig Jahren schien für die Heidenmission keine Arbeit mehr in Hawaii zu sein. Ja die amerikanischen Glaubensboten brachten es sogar fertig, nach einer so kurzen Zeit den Missionseifer unter den eingeborenen Christen zu entzünden. Ein Feld der Betätigung brauchte man nicht lange zu suchen. Die nächstliegenden heidnischen Inseln der Südsee (als solche kamen die Marshall-Inseln, Karolinen und das übrige Mikronesien in Betracht) boten sich von selbst dar.

Im Hinblick auf sie entstand im Jahre 1851 die hawaiische Missionsgesellschaft. Sie war als ein Unternehmen

der im Feuer der ersten Liebe stehenden Kirche gedacht. Der American Board sollte nur die Oberleitung behalten und einige führende Männer stellen; die Christen von Hawaii dagegen wollten aus den Reihen ihrer eingeborenen Pastoren die Mehrzahl der Arbeiter liefern, auch die nötigen Geldmittel aufbringen. Im Jahre 1852 machte sich die erste große Reisegesellschaft, halb aus weißen halb aus farbigen Mitgliedern bestehend, in einem eigens für diesen Zweck gekauften Schiff „Karoline“ von Honolulu auf. Sie berührte zuerst die Gilbert-Inseln und kam dann nach Kusaie und Ponape, die schon damals als Vororte in den östlichen Karolinen galten. Diese wurden die Stützpunkte des neuen Unternehmens. Nach einiger Zeit wurde auch Ebon in der Marshall-Gruppe besetzt.

Die Berichte der Glaubensboten waren anfangs auf einen sehr hohen Ton gestimmt. Das von amerikanischen Schulkindern gestiftete Missionschiff „Morgenstern“ führte die Glaubensboten von Sieg zu Sieg. Der Ausbreitung des Christentums stellten sich anscheinend gar keine Hindernisse in den Weg. Da legte sich wie ein dunkler, böser Schatten die Kolonialgeschichte über diese Inseln. Die Missionsblätter von Europa und Nordamerika mußten eine Zeit lang ihre Spalten mit den spanischen Greneln auf den Karolinen füllen. Es war eine schmerzliche Heimsuchung, die damit über die Anfänge des evangelischen Glaubenslebens kam. Zugleich aber stellte sich heraus, daß der Grund der jungen Kirche leider nicht solid genug gelegt war. Im American Board tritt als Eigenart der amerikanischen Missionsgesellschaften das Bestreben hervor, die Missionsgemeinden so schnell als möglich auf eigne Füße zu stellen. Das ist nur zu loben, soweit es sich um die finanzielle Selbständigkeit der heidenchristlichen Gemeinden handelt, und in dieser Hinsicht können die Missionsgesellschaften Europas, namentlich auch die deutschen, von ihrer amerikanischen

Schwester etwas lernen. Aber geradezu verhängnisvoll wurde die Anschauung, daß die farbigen Gemeinden auch hinsichtlich der Selbstverwaltung und geistlichen Versorgung bald selbstständig gemacht werden müßten. In Hawaii selbst hat dieser Grundsatz traurige Resultate gezeitigt. Dort kam als erschwerender Umstand hinzu, daß die amerikanischen Missionare sich in der ersten Zeit der Christianisierung allzusehr auf die einheimischen Herrscher gestützt und die Kirche mehr von oben statt von unten her gebaut hatten, wie es sonst nur die Weise der katholischen Mission ist. Als dann infolge der starken amerikanischen und europäischen Einwanderung eine kritische Zeit für Hawaii kam, die durch den Zuzug heidnischer Chinesen und Japaner noch verstärkt wurde, spielte das Christentum der Sandwich-Inulaner eine traurige Rolle.

Die Mikronesische Mission blieb davon auch nicht unberührt. Die hawaiischen Lehrer, die in ihr wirkten, waren ihrer Aufgabe häufig nicht gewachsen, zumal da die politischen Verhältnisse auf den Karolinen und Marshall-Inseln in den letzten Jahrzehnten sich besonders schwierig gestalteten. Erst hatten die Missionare es mit einheimischen Herrschern zu tun, dann mit spanischen „Kolonisatoren“, zuletzt mit deutschen Beamten. Mittlerweile waren auch die weißen Händler und Plantagenunternehmer viel zahlreicher geworden. Nur zielbewußte, energische weiße Missionare, von denen jede größere Inselgruppe einen haben müßte, sind solchen Schwierigkeiten gewachsen. Aber an diesen fehlte es. Man begnügte sich, von Amerika aus einige wenige zu senden. Es waren eifrige, tüchtige Männer unter ihnen. Aber die Eigenart des Missionsfeldes, das sich in Hunderte von kleinen Inseln zerlegt, beschränkte naturgemäß ihre Einflußsphäre.

Infolgedessen bot die Mikronesische Mission, die sich allmählich über die Truk-Gruppe bis nach Guam, der Hauptinsel

der Marianen, ausgedehnt hatte, in der letzten Zeit kein erfreuliches Bild. Die aus der spanischen Zeit verbliebene katholische Konkurrenz erschwert ihre Lage noch.

Da die Inseln um die Jahrhundert-Wende endgültig zum deutschen Besitz geschlagen wurden, reifte in Amerika der Wunsch, das Missionsfeld in die Hände einer deutschen Gesellschaft zu übergeben. Es ist in der Weise geschehen, daß der deutsche Zweig des Jugendbundes für entschiedenes Christentum sich zunächst bereit erklärte, dem American Board die nötigen deutschen Arbeitskräfte zur Verfügung zu stellen. An begeisterten jungen Männern fehlt es ihm nicht. S. Jugenschmidt und G. Wiese, die als die ersten kamen, übernahmen die beiden Niederlassungen auf Ponape. Andere, die ihnen bald nachfolgten, verteilten sich auf die wichtigsten Gruppen. Die amerikanischen Sendboten, die schon lange auf Ablösung gewartet hatten, reisten daraufhin größtenteils ab. Wie viele von ihnen wieder zurückkehren, ist fraglich. Jedenfalls geht auch die Leitung aus den amerikanischen in deutsche Hände über. Möge es den letzteren gelingen, die verworrene Geschichte der Mikronesischen Mission zu einem guten Abschluß zu bringen.

### Deutsche Missionare auf Neu-Guinea.

Von allen Seiten waren evangelische Glaubensboten herbeigeeilt, um zur Erfüllung der Weissagung zu helfen: „Es sollen ihn anbeten alle Inseln der Heiden!“ Aus England und Schottland, Nordamerika und Australien sahen wir Missionare kommen, nur die deutschen Missionsgesellschaften hatten noch keine gesandt. Sie unterhielten seit Mitte des vorigen Jahrhunderts Beziehungen zu den verschiedensten Heidenländern in Asien, Afrika und Amerika. Mit dem fernen Inselmeer aber hatten sie noch keine Verbindung angeknüpft.

Diese kam erst durch die deutsche Kolonialära. Als in den Jahren 1884 u. 85 Dr. Finck im Auftrag der eben gegründeten Neu-Guinea-Kompagnie eine Untersuchungsreise an der Küste der großen Insel unternahm und die Station Finckhafen gründete; als in schneller Folge weitere Plätze in dem mit Kaiser Wilhelms Namen bezeichneten Lande mit deutschen Ansiedlern und Pflanzern besetzt wurden, lenkten sich auch die Blicke unserer Missionskreise auf Neu-Guinea, das merkwürdiger Weise bisher bei der Auswahl der Südsee-Missionsfelder am wenigsten bedacht worden war.

Es hatte bis Mitte des 19. Jahrhunderts noch keinen Missionar gesehen. Die ersten vereinzelt Funken flogen nun von Niederländisch-Ostindien auf die Nordwestspitze von Neu-Guinea herüber, und zwar geschah das durch Missionare deutscher Herkunft. Der allbekannte Missionsmann „Vater“ Gofner in Berlin schickte durch Vermittelung des Holländers Helbring 1855 zwei Glaubensboten, Ottow und Geißler, die sich an der Dorehbai niederließen. Ihr Werk nahm einen zwar langsamen aber stetigen Fortgang. Da die niederländische Regierung bald darauf ihre Hand auf die ganze nordwestliche Hälfte der Insel legte, ist auch die Mission, die, wie gesagt, schon durch holländische Vermittelung zustande gekommen war, ganz in die Hände einer niederländischen Gesellschaft, der von Utrecht, übergegangen.

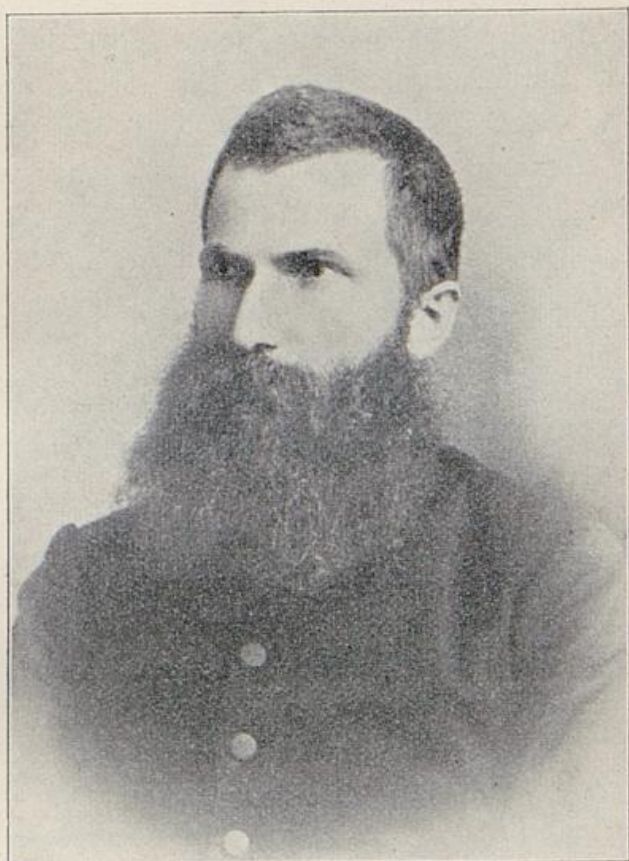
Im Jahre 1872 folgte der Eintritt der Londoner Mission am Papua-Golf im südöstlichen d. i. englischen Teil der Insel, wohin gegen Ende des Jahrhunderts auch die Methodisten-Missionare von Australien gerufen wurden. Von beiden war oben schon die Rede.

Nur in das jetzt unter deutscher Flagge stehende Gebiet hatte sich bis 1885 noch kein Glaubensbote gewagt. Um so stärker kam es in der Zeit der Besitzergreifung den Missionskreisen

des evangelischen Deutschland zum Bewußtsein, daß sie die Pflicht hatten, hier einzutreten. Zwei Gesellschaften fanden sich gleichzeitig bereit dazu: die von Neuendettelsau in Bayern und die Rheinische.

Die von Pastor Löhe im mittelfränkischen Dorfe Neuendettelsau gegründete „Gesellschaft für innere und äußere Mission im Sinne der lutherischen Kirche“ (wir nennen sie der Kürze halber: Neuendettelsauer Mission) ward auch über Australien in die Südsee geführt. Das ist bemerkenswert. Es tritt dadurch immer mehr hervor, welche Rolle der fünfte Erdteil in der Missionsgeschichte der Südsee spielt. Den ersten Anstoß zur Besetzung des Missionsfeldes in Kaiser Wilhelms-Land gab Missionar Joh. Flierl, den die Neuendettelsauer Gesellschaft an die Immanuelssynode in Südaustralien abgetreten hatte, als diese sich entschloß, den Schwarzen in ihrem Lande das Evangelium zu bringen. Flierl stand seit einer Reihe von Jahren als Heidenmissionar in Bethesda am Atalpanina-See. Als er im Jahre 1885 von der deutschen Besitzergreifung auf Neu-Guinea hörte, schrieb er nach Neuendettelsau, sein Aufenthalt unter den Papua (so werden nämlich auch die Schwarzen in Australien vielfach genannt, obwohl die Verwandtschaft mit den Eingeborenen von Neu-Guinea zweifelhaft ist) habe ihm immer ein lebhaftes Interesse für Neu-Guinea eingeflößt. Er sei bereit, wenn der Ruf an ihn erginge, in Begleitung eines eingeborenen Christen von Bethesda als Rundschaffter nach Kaiser Wilhelms-Land zu ziehen. Was er über die Pflichten der deutschen Christenheit gegenüber den neuen Reichsgenossen hinzufügte, fand in der Missionsanstalt seiner Heimat einen schon bereiteten Boden, sodaß er alsbald den Auftrag empfing, eine Untersuchungsreise zu unternehmen. Gewisse Bedenken, die seitens der Neu-Guinea-Kompagnie erhoben wurden, hielten ihn aber noch ein halbes Jahr in

Cooktown an der Nordostspitze Australiens auf. Er benutzte den unfreiwilligen Aufenthalt zur Gründung einer Missionsstation unter den dortigen Schwarzen und betrat am 12. Juli 1886 in Finschhafen zum ersten Male den Boden von Neu-Guinea.



**Johann Flierl,**

Pionier der Neuenhettelsauer Mission.

Als Ausgangspunkt für seine Unternehmungen diente ihm die Station der Neu-Guinea-Kompagnie. Die Neuenhettelsauer Mission hat in der Anfangszeit von dieser viel Wohlwollen und Förderung erfahren. Die obersten Beamten der Mission in unsern Kolonien. IV.

Gesellschaft waren missionsfreundliche Männer. Das gilt vor allem von Freiherrn v. Schleinitz, dem ersten Landeshauptmann von Deutsch-Neu-Guinea, der seine christliche Gesinnung bei jeder Gelegenheit betätigte. Der Umstand, daß er seine Gattin mit auf den gefährlichen Posten brachte, übte von vornherein eine veredelnde Wirkung auf die deutsche Niederlassung aus. Auch unter seinen Nachfolgern v. Kräfte (dem jetzigen Leiter des ganzen deutschen Postwesens) und Rose bestanden immer freundliche Beziehungen zwischen den Kolonisten und den Missionaren. Ja als bei der Aufgabe von Finschhafen der deutsche Schiffsverkehr gänzlich in die Astrolabe-Bai verlegt werden sollte, wodurch die Neuendettelsauer Stationen ihre direkte Verbindung mit der Heimat verloren hätten, wies die Neu-Guinea-Kompagnie ihre Beamten an, billigen Wünschen der Missionare auf Erhaltung einer Schiffsverbindung entgegenzukommen.

Flierl war bei Anlage der ersten Station, die unweit Finschhafen zu Simbang in der Tiefe der Langemakbucht erfolgte, nicht allein. Ein Vierteljahr nach seiner Ankunft traf der ihm von Neuendettelsau zu Hilfe gesandte Missionar Tremel bei ihm ein. Beide Männer teilten nun alle Mühsale der Pionierarbeit miteinander. Gleich im Anfang hatten sie eine ernste Gefahr zu bestehen. Die Eingeborenen von Simbang verhielten sich trotz der Zustimmung des Häuptlings, deren sich die Missionare versichert hatten, feindselig. Ein Eingeborener ging sogar eines Tages wütend mit einem Steinbeil gegen Flierl an. Diesem gelang es aber mit Hilfe seines Freundes, den Wilden unschädlich zu machen, ohne dabei eine Waffe zu gebrauchen. Das ist der einzige Fall von Feindseligkeit der Bewohner gegen die Missionare geblieben. So oft diese auch bei der ersten Niederlassung hören mußten, sie sollten wieder gehen, "man erwarte nichts gutes von ihnen, in

nicht allzu langer Zeit verwandelte sich die Abneigung in Freundschaft.

An die Gründung von Simbang schloß sich in den nächsten Jahren die auf den Tami-Inseln und die aus Gesundheitsrückfichten erbaute Sattelbergstation an. Dann trat eine längere Pause ein. Von 1899 an, wo Deinerzhöhe besetzt ward, entstanden dann in schneller Folge unter Flierls Leitung und meist auch unter seinen eigenen Händen alle jene Missionsniederlassungen, die wir beim Beginn unserer Rundfahrt durch die deutsche Südsee kennen lernten. Ende des Jahres 1906 verfügte die Mission über 10 Stationen, auf denen 20 Missionare und 2 unverheiratete Missionarinnen tätig waren. Einen der ersteren, den Missionar Georg Pfalzer, zeigt das Titelbild. Er ist von eingeborenen Jünglingen umgeben, auf deren Angesicht die heidnische Wildheit sich schon in tiefen Ernst verwandelt hat. Es wird nicht lange dauern, bis der milde Schein des Evangeliums auch aus den Gesichtern vieler Papua-Christen hervorleuchtet. Die Seelenzahl der Gemeinden belief sich zur genannten Zeit auf etwa 750; von diesen waren nicht weniger als 590 im Jahre 1906 getauft. Das war ein Jahr froher Taufstage. Die Mehrzahl der Getauften gehört den Küstenstämmen der Yabim und Bukaua an (vergl. die Bilder S. 14 u. 18). Aber auch die landeinwärts wohnenden Kai kommen neuerdings in größerer Zahl zum Taufwasser.

Die ersten Sendboten der Rheinischen Mission langten unmittelbar nach den Neuendettelsauer Brüdern in Neu-Guinea an. Thomas und Eich, so hießen sie, hatten beide schon im Missionsdienst gestanden. Der Erstgenannte auf Nias, einer bei Sumatra gelegenen kleinen Insel, wo er im August 1886 die Weisung seiner heimischen Behörde empfing, alsbald nach Kaiser Wilhelms-Land zu reisen. Dorthin sollte der zur Zeit auf Urlaub in der deutschen Heimat weilende afrikanische

Missionar sich ihm nachfolgen, um in Gemeinschaft mit ihm ein neues Missionsunternehmen ins Werk zu setzen. Thomas kam denn auch zuerst am Bestimmungsort an und benutzte von Finschhafen aus den der Kompagnie gehörigen Dampfer „Samoa“ zu einer Erkundungsreise. Sie führte ihn an der ganzen Küste entlang bis zur Mündung des Kaiserin Augusta-Flusses und auf diesem gewaltigen Strome 380 Seemeilen landeinwärts. So weit im Innern durfte man aber damals noch nicht an eine Niederlassung denken. Die reich bevölkerte Küste bei Hatzfeldhafen schien sich zur Anlegung einer Missionsstation zu empfehlen; jedoch ließ es die feindliche Haltung der Eingeborenen nicht dazu kommen.

Nach reiflicher Überlegung wurde das große Dorf Bogadjim unweit Stephansort als erster Missionsplatz ersehen. Die beiden Brüder konnten auch noch einige Baulichkeiten vornehmen, dann aber mußten sie schon dem schlimmen Klima von Neu-Guinea ihren Tribut zollen. Thomas kehrte als kranker Mann nach Deutschland zurück, während der einsame sich von den zur Unterstützung ankommenden Missionaren Bergmann und Scheidt im nächsten Jahre auch als Patient angetroffen wurde. Diese Krankheitsfälle zeigten der Rheinischen Mission gleich von vornherein, mit welchen klimatischen Schwierigkeiten sie hier zu kämpfen hatte. Ihre Arbeit in Kaiser Wilhems-Land ist in der That während der folgenden beiden Jahrzehnte eine besonders verlustreiche geworden. Krankheiten, Unglücksfälle und Ermordung durch die wilden Papua haben die Reihen der Missionare wiederholt bedenklich gelichtet, so daß in Barmen zeitweilig die Frage auftauchte, ob das gefährliche Arbeitsfeld nicht wieder aufgegeben werden sollte. Aber die vielen Gräber waren auch zu einem Bande für die Missionsgemeinde geworden. Man blieb und hat das jetzt nicht zu bereuen. Wohl hat eine der ersten Niederlassungen,

die auf der Dampier-Insel, wieder aufgegeben werden müssen. Auf den anderen aber ist das Widerstreben der Heiden völlig überwunden und in sein Gegenteil verkehrt. Es sind zur Zeit 5 Stationen besetzt. Die Zahl der Getauften ist allerdings noch sehr klein; Ende 1906 waren es 25 Seelen. Aber eine in letzter Zeit hervorgetretene Bewegung läßt hoffen, daß künftig nicht mehr einzelne Leute sondern ganze Dorfschaften zum Taufunterricht kommen werden.

### Die katholische Mission.

Man nennt die Mission wohl einen heiligen Krieg und die Missionare die Streiter Christi. Die vielfachen Gefahren des Missionsfeldes legen uns besonders nahe, das Missionswerk in der Südsee unter diesem Gesichtspunkt anzusehen. Von einem heiligen Krieg kann aber nicht mehr die Rede sein, wenn die Boten Christi gegen einander streiten.

Es ist eine in konfessioneller Hinsicht sehr bunte Schar, die wir von allen Seiten her aufmarschieren sehen: Lutheraner und Reformierte; Anglikaner der hochkirchlichen Richtung neben Sendboten der Londoner Mission, in der der Unionsgedanke auf englischem Boden am stärksten zum Ausdruck kommt; Presbyterianer und Methodisten. Sie alle gehen auf die Überwindung des Heidentums aus. Wie stellen sich diese Sonderkirchen aber zu einander, wo sie sich begegnen?

Selwyn, der erste Missionsbischof für Melanesien, berührte diese Frage, als er einst in Cambridge die Studenten für den Missionsberuf zu begeistern suchte. Er sagte da: „Ich sehe auf meinen Rundreisen das Werk Gottes in jedem Stadium seines Wachstums: wie der anspruchlose Lehrer erst gelandet ist unter einem Volk von fremder Sprache und wilden Sitten; und nach etlichen Jahren finde ich denselben Mann von seinen

Befehrten umringt, seine Kapelle und sein Wohnhaus von ihren Händen erbaut, seinen Unterhalt durch ihre Gaben gedeckt. Ich habe diese Inseln in den Tagen ihrer Finsternis gesehen und freue mich daher des jetzt hervorbrechenden Lichtes, wer auch immer seine Träger sein mögen. Ich fühle, daß es einen Episkopat der Liebe so gut wie der Autorität gibt, und daß diese schlichten, über den weiten Ozean zerstreuten Lehrer meinem Herzen so nahe stehen, wie einst Apollon dem Aquila. Ich sehe sie mit den Wegen des Herrn vertraut, brünstig im Geist, fleißig, sein Werk zu treiben; und dabei fühle ich, daß, wenn ihre Erkenntnis noch lückenhaft ist, es uns obliegt, nicht als Herren über ihren Glauben aufzutreten, sondern als Gehilfen ihrer Freude ihnen brüderlich den Rat des Herrn noch vollständiger zu erklären. Vor Allem aber ist es unsre Pflicht, ihnen den Fluch kirchlicher Streitigkeiten zu ersparen, damit nicht jedes Inselchen des Weltmeers ein Abklatsch der Zerrissenheit unsrer heimischen Kirche wird. Schon die natürliche Beschaffenheit dieses Missionsgebiets erleichtert das. Jede von ihrem Korallenriff umschlossene Insel ist eine kleine Welt für sich, in der jeder Missionar sein Werk treiben oder durch von ihm gebildete Gehilfen seine Pläne ausführen kann, ohne seinem Nachbar in den Weg zu kommen. Es ist unsre feste Regel, die Glaubenseinfalt dieser jungen Christen in keiner Weise zu stören, und ich kann es aus meiner über die Hälfte des südwestlichen Teils des Großen Ozeans reichenden Erfahrung bezeugen, daß, wo immer diese Einigkeit des Geistes durch das Band des Friedens gewahrt wird, das Evangelium seine Gotteskraft beweist, und die eingeborenen Christen zur Erkenntnis Eines Herrn, Eines Glaubens, Einer Taufe, Eines Gottes und Vaters unser aller kommen.“

Das sind goldene Worte aus einem ebenso weiten wie liebevollen Herzen, das von Konkurrenzneid und Konfessionshader

nichts weiß. Sieht man aber die Geschichte der Südsee-Mission im letzten Jahrhundert einmal daraufhin an, inwieweit diese schönen Grundsätze zur Tat geworden sind, so läßt sich leider nicht leugnen, daß die Wirklichkeit weit hinter dem Ideal zurückbleibt. Der Konfessionsstreit ist auch auf diesem Gebiet entbrannt. In einzelnen Fällen haben sich sogar evangelische Missionare eines gewissen Mangels an gegenseitiger Rücksichtnahme schuldig gemacht. Im schönen Samoa z. B., wo die Methodisten ungefähr gleichzeitig mit der Londoner Mission einzogen, hat es mehrerer Jahrzehnte bedurft, bis es zu einem friedlichen Nebeneinander beider kam. Aber im Allgemeinen kann man sagen, daß unter den evangelischen Missionaren der friedfertige und duldsame Sinn Selwyns die Herrschaft hat. Sie beobachten alle den Grundsatz, ein Gebiet zu meiden, in dem schon andre Brüder missionieren. Tritt aber beim fortschreitenden Wachstum des Werkes doch eine Grenzberührung ein, so helfen sie sich mit der friedfertigen Lösung, die einst Abraham dem Lot vorschlug: „Willst du zur Rechten, so gehe ich zur Linken“.

Nur die katholische Kirche nimmt grundsätzlich eine andre Haltung ein. Die Vertreter aller übrigen Missionen sind gegebenenfalls zu Vereinbarungen bereit, die Sendboten der römischen Propaganda nicht. Ja, man kann ihnen den Vorwurf nicht ersparen, daß sie den Zusammenstoß der Konfessionen mit all seinen garstigen Begleiterscheinungen nicht nur nicht gemieden, sondern geflissentlich herbeigeführt haben. Die Geschichte mehr als einer Inselgruppe liefert den aktenmäßigen Beweis dafür.

Die katholische Mission ist verhältnismäßig spät in die Südsee gekommen. Während die spanischen und portugiesischen Entdecker in andren Teilen der Erde meist auch die Vermittler der katholischen Religion wurden, ließen die Spanier in den

vergangenen Jahrhunderten nur auf einigen mikronesischen Inseln solche Spuren zurück. So auf den Marianen. Zu einer planmäßigen Missionierung der Inselwelt kam es aber erst gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts. Wir geben die nachfolgende Übersicht nach einer katholischen Quelle.

Der „Steyler Missionsbote“, das Organ der in Kaiser Wilhelms-Land tätigen „Gesellschaft des göttlichen Wortes“ schrieb im Jahre 1905: „Von 1825 bis 1845 rückten im Auftrage der Propaganda die Picpus-Väter nach Hawaii (1827), den Gambier-Inseln (1834), den Markefas (1838), nach Tahiti (1841); die Maristen nach Wallis, Tonga und Neu-Seeland (1837), nach Neu-Kaledonien (1843), Fidjchi (1844), Samoa (1845) vor. Nachdem die Picpus-Gesellschaft 1849 auch den Paumotu-Archipel in Angriff genommen, trat eine längere Pause in der Erweiterung des Missionsfeldes ein. Während bis dahin fast ausschließlich die polynesischen Inseln und von Melanesien nur Neu-Kaledonien und Fidjchi besetzt waren, wurden im Zusammenhang mit den kolonialen Ereignissen zwischen 1882 bis 1903 auch Melanesien und Mikronesien in den Kreis der Missionstätigkeit gezogen. In Polynesien wurde von der Picpusgesellschaft nur noch der Cook- oder Hervey-Archipel neu bearbeitet, während die Missionare vom heiligsten Herzen Neu-Pommern (1882), Britisch-Neu-Guinea (1884), die Gilbert- (1888) und Ellice-Inseln (1897?), den deutschen Marshall-Archipel (1899) und Holländisch-Neu-Guinea (1903); die spanischen Kapuziner die Karolinen (1886); die Maristen die Neuhebriden (1887) und Salomonen (1898); die Steyler Missionare endlich Kaiser Wilhelms-Land (1896) besetzten“.

Wer in dieser chronikalischen Tabelle zwischen den Zeilen lesen kann, wird in ihr, auch wenn er vom Auftreten der katholischen Missionare noch keine Einzelheiten weiß, schon eine Anklage gegen sie finden. Aus den Lebensbildern von John

Williams und Bischof J. C. Patteson, sowie aus der Geschichte der Londoner Mission, des American Board und der australischen Methodisten-Mission wissen wir, daß fast alle die genannten Gebiete vorher schon von der evangelischen Mission besetzt waren. Bei den im deutschen Besitz befindlichen Inselgruppen wollen wir die betreffenden Jahreszahlen nochmals nebeneinander stellen:

In Samoa kam die evangel. Mission	1830,	die kathol.	1845.
Auf den Carolinen	" "	1852,	" " 1886.
Auf den Marshall-Inseln	" "	1855,	" " 1899.
Im Bismarck-Archipel	" "	1875,	" " 1882.
In Kaiser Wilhelms-Land	" "	1886,	" " 1896.

Wie befremdlich! Zu einer Zeit, da noch viele Inselgruppen unbefetzt waren, hesteten sich die katholischen Missionare an die Fersen der evangelischen. Warum benutzten sie nicht die Anknüpfungspunkte, die sie von der spanischen Zeit her auf den westlichen Carolinen und den Marianen hatten? Was veranlaßte sie zu einer Haltung, die zu der des edlen Selwyn im ausgesprochenen Gegensatz steht?

In die Beweggründe läßt uns der Verfasser des Artikels im „Steyler Missionsboten“ auch einen Einblick tun. Er schreibt: „Die protestantische Mission war in der Südsee zuerst auf dem Blage und hatte daher, als 1827 die Picpus-Väter auf Hawaii den ersten Missionsversuch machten, bereits einen großen Vorsprung gewonnen. In der Hoffnung, eine Massenkonversion auf den mehr oder weniger schon protestantisierten Inseln zu bewirken, und getrieben durch die natürliche Entwicklung des einmal Begonnenen beschränkten sich nun allerdings die katholischen Missionare nicht auf die Besetzung und kraftvolle Bearbeitung der wichtigsten Punkte, sondern dehnten ihre Tätigkeit viel weiter aus. Doch ihre Hoffnung erfüllte sich nicht. Fast überall behielt der Protestantismus eine starke Mehrheit,

und so wurde der katholischen Kirche auf manchen Inselgruppen der Südsee eine ausgedehnte Diaspora geschaffen, die im Verhältnis zu der geringen Bevölkerung einen sehr großen Aufwand von Kräften und Mitteln erfordert“.

Das ist ein trauriges Geständnis. Die Hoffnung, einen Massenübertritt auf den schon von der evangelischen Mission gewonnenen Inseln zustande zu bringen, bewog die Katholiken zu ihren Missionsunternehmungen! Wir hätten es nicht gewagt, das als böse Vermutung auszusprechen. Hier aber steht das Bekenntnis klipp und klar aus katholischer Feder. Mit dem neunten Gebot verträgt sich ein solches Verhalten nicht.

Der schändliche Plan, die evangelische Mission wieder zu verdrängen, ließ sich also nicht verwirklichen, wie auch der katholische Schriftsteller zugeben muß. Tatsächlich bleibt bis zum heutigen Tage der römische Missionserfolg trotz großer Kraftanstrengung und skrupelloser Konkurrenz hinter dem evangelischen weit zurück, wenn man die Resultate im Großen und Ganzen betrachtet. Professor D. Warneck hat auf Grund umfassender statistischer Studien erst neuerdings festgestellt, daß die evangelische Mission in der Südsee mit Einschluß von Australien 290 000 Heidenchristen, die katholische aber nur 110 650 aufzuweisen hat, wobei er ausdrücklich darauf hinweist, daß in der letztgenannten Zahl nicht wenige sein werden, die aus der evangelischen Kirche herübergeholt sind, also von Rechtswegen gar nicht katholische „Heidenchristen“ genannt werden dürfen.

Mit welchen Mitteln die Sendboten der Propaganda gearbeitet haben, soll an dieser Stelle nicht weiter ausgeführt werden. Das ist ein sehr dunkles Blatt aus der Geschichte des Christentums in der Südsee. Bei den Carolinen werden wir uns mit einem speziellen Falle beschäftigen müssen. Lieh dort die spanische Regierung der katholischen Kirche bei den Zwangsbefehrungen ihren Arm, so tat das in anderen Teilen der

Südsee die französische Kolonialmacht. Sie wurde früher deshalb geradezu der „Soldat der katholischen Kirche“ auf den Missionsfeldern genannt. Sobald Frankreich seine Hand auf eine Inselgruppe legte, wurde die evangelische Mission wenn nicht ausgetrieben so doch furchtbar drangsalirt. In einigen besonders schwierigen Fällen blieb kein anderer Ausweg übrig, um der mit einem politischen Mäntelchen verhüllten Feindschaft zu entgehen, als daß die Pariser evangelische Missionsgesellschaft das Werk der bedrohten Schwestergesellschaften übernahm. So geschah es z. B. in Tahiti. In jüngster Zeit hat Frankreich ja in der Heimat mit der katholischen Kirche gebrochen; der der evangelischen Mission zugefügte Schaden aber bleibt als Denkmal jener traurigen Zeit bestehen.

Man glaubte eine Zeit lang an die Möglichkeit, die evangelischen und die katholischen Missionsfelder gegeneinander abzugrenzen. Wenn das durch eine Vereinbarung der Beteiligten nicht zu erreichen war, so mußte doch, dachte man, die deutsche Kolonialregierung imstande sein, solche Grenzlinien in ihren Gebieten zu bestimmen. Im Bismarck-Archipel ist es versucht worden. Hans Blum weist in seinem Buche „Neu-Guinea und der Bismarck-Archipel“ auf den Mißerfolg dieser gutgemeinten Bemühungen hin. Im Jahre 1891 hatte man tatsächlich auf Neu-Pommern eine konfessionelle Grenzlinie gezogen. „Die Methodisten“, schreibt nun Blum, „die als Erstlinge des Glaubenswerkes im Lande doch wahrlich ein natürliches Vorrecht hatten, haben sich als gehorsame Diener des Staates, der ihnen Leib und Leben sichert, wie in alle, so auch in dieses Regierungsgebot ohne Murren geschickt. Für den welschen Zögling der Jesuiten aber hatte eine im Namen des deutschen Kaisers gegebene Verordnung keine Bedeutung. Trotz der häufigen Vorstellungen des kaiserlichen Richters Dr. Hahl hat Monseigneur Couppé (das ist der Apostolische Vikar von

Neu-Pommern), sobald ihm Mittel und Macht zu Gebote standen, die Propaganda der katholischen Mission in das den Methodisten zugesprochene Gebiet hinübergetragen.“ Die Nachwirkungen davon machen der Methodisten-Mission noch heute zu schaffen. Es besteht zur Zeit nirgends in der deutschen Südsee ein so erbitterter konfessioneller Kampf, wie in Neu-Pommern. „Groß Macht und viel List sein grausam Rüstung ist.“

Das vom Zentrum im deutschen Reichstag eingebrachte und von diesem wie von der Regierung angenommene Gesetz über die Freiheit des Kultus in unsren Schutzgebieten nötigt die evangelische Mission, künftig auf einen solchen Schutz ihrer Arbeitsfelder zu verzichten. Der konfessionale Zwiespalt der christlichen Kirche überträgt sich also auch in die deutsche Südsee. Die verschiedenen evangelischen Missionsgesellschaften suchen ihn, wie wir sahen, auf jede Weise zu mildern und zu überbrücken. Es wäre bei gegenseitiger Achtung und gutem Willen wohl denkbar, daß auch zwischen Protestanten und Katholiken wenigstens die garstigen Zusammenstöße vermieden würden, die bei den Eingeborenen so viel Verwirrung anrichten. Während der in Berlin gehaltenen Kolonialkongresse schien es, als ob eine solche Rücksichtnahme sich anbahne. Aber auf den Missionsfeldern lodert immer wieder einmal die Brandfackel der Zwietracht auf. Besonders im Bismarck-Archipel müssen sich die deutschen Beamten fortgesetzt mit konfessionellen Streitigkeiten befassen. Man kann zu den deutschen Regierungsorganen ja das Vertrauen haben, daß sie mit unparteiischer Gerechtigkeit ungeseklichen Übergriffen und Vergewaltigungen wehren. Ist es aber nicht traurig, daß evangelische Missionare in einer deutschen Kolonie überhaupt genötigt werden, die weltlichen Gerichte zu diesem Zwecke anzurufen?

Wir sahen bei unsrer Rundfahrt durch das deutsche Gebiet gelegentlich schon, an welchen Stellen die katholische Mission

sich niedergelassen hat. Hier soll im Zusammenhang noch einmal kurz gezeigt werden, welchen Stand sie im Jahr 1906 aufzuweisen hatte\*):

In Kaiser Wilhelms-Land ist eine Apostolische Präfektur errichtet, die der „Gesellschaft des göttlichen Wortes“ übertragen wurde. Ihre 6 Hauptstationen verteilen sich auf die große Küstenstrecke zwischen der holländischen Grenze und der Astrolabe-Bai. Zuletzt wurde die Niederlassung in Alexis-Hafen bei Friedrich Wilhelms-Hafen angelegt. Personal: 21 Priester, 18 Brüder und 18 Schwestern.

Der Bismarck-Archipel und die Marshall-Inseln sind der „Genossenschaft der Missionäre vom heiligsten Herzen Jesu“ zugewiesen und bilden zusammen ein Apostolisches Vikariat (Sitz des Bischofs auf der Gazelle-Halbinsel). Die Missionstätigkeit wird von 36 Priestern, 49 Brüdern und 39 Schwestern ausgeübt, denen 55 eingeborene Katecheten zur Seite stehen. Von ihren 33 Hauptstationen liegen weitaus die meisten auf Neu-Pommern. Die westliche Hälfte der Gazelle-Halbinsel ist ausschließlich in ihren Händen, sie sitzen aber auch im östlichen Teile allenthalben zwischen den evangelischen Niederlassungen. Auf Neu-Lauenburg blieben sie diesen bis vor kurzem fern; in Neu-Mecklenburg sind auch bereits beide Konfessionen vertreten. Das gilt sogar von dem kleinen Inselchen Nauru, das trotz der großen Entfernung zum Verwaltungsbereich der Marshall-Inseln gehört. Auf ihm finden sich neben der evangelischen Station zwei katholische.

Die Samoa-Inseln sind von den Maristen („Vätern der Gesellschaft Mariens“) besetzt. Auf 14 Hauptstationen, die in der Mehrzahl auf Upolu liegen, stehen dem in Apia wohnenden Bischof 21 europäische und 3 eingeborene Priester,

\*) Nach einer vom Domkapitular Prälat Prof. Dr. Jespers (Cöln) in „Gott will es“ März 1907 veröffentlichten Übersicht.

11 Brüder, 13 europäische und 14 eingeborene Schwestern sowie 105 eingeborene Katecheten zur Verfügung. Das ist ein sehr reichliches Personal für die 6000 Katholiken auf der Inselgruppe. Heiden gibt es hier ja nicht mehr zu bekehren.

Die Apostolische Präfektur der nördlichen Salomon-Inseln hat 4 Stationen mit 6 Priestern, 6 Brüdern, 5 Schwestern und 5 Katecheten. Da es hier keine evangelische Mission gibt, ist dieser Teil des deutschen Besitzes ihre unbestrittene Domäne. Sie ist den „Maristen“ überlassen.

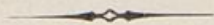
Auf den Karolinen und Palau-Inseln wurde Ende 1905 eine Apostolische Präfektur eingerichtet, die den neueintretenden deutschen Kapuzinern übertragen wurde. Sie haben 13 Stationen mit ebensovielen Priestern besetzt, zu denen die gleiche Zahl Laienbrüder und 6 Schwestern kommen.

Endlich die Marianen. Sie sind zwar das älteste (seit 1768 besetzte), aber gleichwohl sehr stiefmütterlich behandelte Arbeitsfeld der katholischen Kirche. Nachdem die spanischen Augustiner-Rekollekten nach der deutschen Besitzergreifung noch eine Zeit lang hier verweilt, ward Mitte 1907 eine eigene Apostolische Präfektur eingerichtet und den westfälischen Kapuzinern übertragen. Zunächst wirken 3 Priester auf den deutschen Inseln. Sie haben nur auf der auch zu den Marianen gerechneten und den Vereinigten Staaten gehörigen Insel Guam evangelische Missionare neben sich.

Die katholische Mission macht auf diesen erst kürzlich von ihr besetzten Arbeitsfeldern offenbar große Anstrengungen, unsere Südsee-Inseln zu erobern. Sie hat zwar, auf's Ganze gesehen, noch nicht so viele Plätze inne, wie die evangelische, und kann sich mit dieser auch hinsichtlich des farbigen Personals bei weitem nicht messen. Aber die Zahl ihrer Priester, Laienbrüder und Schwestern ist viel größer. Ihnen gegenüber haben die Vertreter der evangelischen Mission einen schweren Stand.

Der Umstand, daß mehrere Arbeitsfelder der letzteren von Missionsleuten englischer, amerikanischer und australischer Herkunft bedient werden, läßt sich in den Kolonialkreisen, die den nationalen Gedanken gern überspannen, leicht zu deren Ungunsten ausnugen. Andererseits ziehen die eingeborenen Lehrer und Pastoren der evangelischen Mission bei konfessionellen Zusammenstößen mit Katholiken, die einen deutschen Priester auf ihrer Seite haben, häufig den Kürzeren. Überdies versteht sich der Katholizismus auch in Ozeanien vortrefflich auf das, was in die Augen fällt und die Fernstehenden blendet. Die schönen Kirchen von Apia und Wunapope bei Herbertshöhe sind Beispiele hierfür.

Die evangelische Mission wird sich daher sehr anstrengen müssen, wenn sie ihren Platz behaupten will. Sie hat, wie wir sahen, in der Geschichte der Christianisierung der Südsee das Vorrecht des zuerst gekommenen. Das wird ihr aber wenig nützen, wenn sie sich mit der Zeit von der Nebenbuhlerin überflügeln läßt. Diese Gefahr ist auf mehreren deutschen Inselgruppen unverkennbar vorhanden.





# eschichten und Bilder

aus der Mission

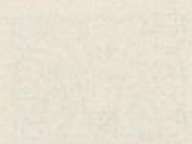
auf den deutschen Inseln.



Einleitung

aus der Fiktion

aus dem deutschen Leben



## Bei den Pfadfindern der Rheinischen Mission an der Astrolabe-Bai.

Es war im Juli 1890, als ein der Neu-Guinea-Kompagnie gehöriger Dampfer von Bogadjim durch die Astrolabe-Bai gen Norden fuhr. Nach einer sechsständigen Fahrt kam er vor der Dampier-Insel an. Er überbrachte drei Sendboten der Rheinischen Mission und ihre zur Anlegung einer neuen Station nötige Ausrüstung. \*)

Der Führer der kleinen Schar, Missionar Kunze, hatte in der letzten Zeit mit seinem Freunde Bergmann die Station Siar bei Friedrich Wilhems-Hafen gebaut. Nun war ihm der Auftrag geworden, mit zwei Neulingen, Klaus und Bösch, auch eine Niederlassung auf der Dampier-Insel zu gründen. Von Bogadjim, das schon seit mehreren Jahren besetzt war, hatte man ihnen nicht nur guten Rat, sondern auch allerlei Gebrauchsgegenstände für Haus und Hof mitgegeben.

Es wehte ein heftiger Wind, so daß auf den Riffen, die dem Strande von Dampier vorgelagert sind, eine starke Brandung stand. Wohin das Auge blickte, überall weißschäumende Wellen als Warnungszeichen für den nahenden Dampfer. Der Kapitän schritt unruhig auf der Kommandobrücke hin und her und spähte scharfen Auges, wo sich ihm ein leidlich sicherer Ankerplatz bieten möchte. Kaum hatte er einen solchen gefunden und den Lauf des

\*) Zur Orientierung ist der geographische und geschichtliche Ueberblick auf Seite 19 und 132 zu vergleichen.

Schiffes gehemmt, als auch schon ein ganzer Schwarm von Eingeborenen aus den in einiger Entfernung sichtbaren Stranddörfern auf leichten Kanus herbeieilte. Wie die Bienen schwärmtten sie um das Schiff her. Es wohnte zu der Zeit noch kein Weißer auf ihrer Insel. Kunze war wohl als der erste in ihre Nähe gekommen. Er hatte einige Zeit vorher einen flüchtigen Besuch auf Dampier gemacht. Jetzt rief er ihnen in der Siar-Sprache zu, er käme mit seinen Gefährten, um dauernd bei ihnen zu bleiben. Sie verstanden aber nur wenig von seiner Rede, denn auf der Insel wird trotz der Nähe von Siar eine andere Sprache geredet. Immerhin ward den Eingeborenen so viel klar, daß der Weiße diesmal bei ihnen zu wohnen gedachte, und das gereichte ihnen offenbar zur größten Freude. Jeder Europäer ist in ihren Augen ein reicher Mann; auch der bescheidenste Missionar, der auf die meisten Gaben und Errungenschaften der Kultur verzichtet, wenn er seinen in die Wildnis vorgeschobenen Posten bezieht.

Das zur Ausstattung der Missionare gehörige Boot ward ins Wasser gelassen und mit ihrem Gepäck beladen. Dessen gab es immerhin eine ansehnliche Menge. Da die Dampier-Insel nur aus besonderem Anlaß von einem Dampfer angelaufen wird, mußten die Ankömmlinge alles mit sich führen, was sie in den nächsten Monaten voraussichtlich brauchten. Neben Kleidern und Wäsche, Küchen- und Hausgerät hatten sie eine Menge Werkzeuge, Nägel und andere zum Hausbau nötige Dinge eingepackt. Mehrere Kisten waren mit Tauschwaren gefüllt, für die man von den Eingeborenen die erforderlichen Nahrungsmittel einzuhandeln gedachte, denn auf den Gebrauch des Geldes verstehen sich diese Naturkinder noch nicht. Statt der Geldtasche braucht der Missionar bei ihnen eine gefüllte Vorratskammer, die eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Kaufladen eines

Händlers hat. Da waren billige Küchenmesser, Hobeisen, Beile; auch Perlen und Tabak in ziemlicher Menge. Außerdem hatte man den Brüdern etwas Vieh mitgegeben; etliche Ziegen mit ihren Lämmern, zwei Schweine, einen Stamm Hühner und auch ein paar Enten. Die Papua haben nur wenige Haustiere; und die sie besitzen, sind von sehr geringer Qualität. Die Missionare erhofften für sich selbst wie für die Eingeborenen einen guten Nutzen von dem kleinen Viehstand.

Alle diese Habseligkeiten durch die Brandung zu bringen, war keine Kleinigkeit. Das Boot mußte die Fahrt zum Strande wiederholt zurücklegen. Eben war es schwer beladen wieder abgefahren, als es auf einem der vielen Riffe hängen blieb. Trotz aller Bemühungen der Mannschaft schlugen die Brandungswellen über ihm zusammen. Die Insassen mußten, um wenigstens das Fahrzeug zu retten, ihre Fracht schleunigst in die See werfen und kamen nach diesem Verlust triefend ans Ufer. Glücklicherweise lagen die versunkenen Kisten in verhältnismäßig seichtem Wasser, so daß die Eingeborenen, die sehr geschickt tauchen, sie später herausholen konnten. Vom Inhalt war aber nur wenig brauchbar geblieben. Das eingedrungene Seewasser hatte die Kleider fast ganz verdorben; noch mehr die für die erste Zeit bestimmten Nahrungsmittel.

Sobald die Ausschiffung beendet war, gab der Dampfer ein Signal. Das war der Abschiedsgruß der deutschen Schiffsbefahrung. Für die drei Missionare ward dadurch die letzte Verbindung mit der Kulturwelt gelöst. Von nun an sahen sie sich auf den Verkehr mit den dunkelbraunen, fast schwarzen Leuten angewiesen, die neugierig umherstanden. Es waren zum Teil wilde und herausfordernde Gesichter, in die sie schauten. Man konnte diesen Gesellen wohl zutrauen, daß sie Diebe, Mörder und andere Missetäter waren. Mit wem sollten sie anbinden, wessen Gastfreundschaft erbitten?

Die hereinbrechende Nacht überhob sie vorläufig der Entscheidung. Die Eingeborenen, deren Dörfer nicht in unmittelbarer Nähe der Landungsstelle lagen, boten den Ankömmlingen keine Herberge an. Zum Fortschaffen ihrer Habseligkeiten wäre an diesem Abend auch schwerlich Zeit genug gewesen. So blieb den Missionaren, die einige Miokesen (das sind eingeborene Arbeiter aus dem Bismarck-Archipel) mitgebracht hatten, nichts andres übrig, als sich am schmalen Ufersaum für die erste Nacht ein notdürftiges Obdach herzurichten. Es war ein nicht ungefährliches Nachtquartier. Auf der einen Seite die Brandung des Meeres, die bei eintretender Flut noch höher stieg, auf der andern der dichte, düstere Urwald, von dem die Fremdlinge nicht wußten, was er barg. Die Ziegen und Schweine wurden an die Bäume gebunden, schienen sich aber sehr zu fürchten. Für die Missionare ward aus dem Mastbaum, den Ruderstangen und dem Segel des Bootes ein provisorisches Zelt hergerichtet. Ihre Arbeitsleute mußten mit einer noch einfacheren Lagerstelle vorlieb nehmen.

Als die Inselbewohner, die noch immer als müßige Zuschauer umhergestanden hatten, diese Vorbereitungen für die Nachtruhe sahen, zogen sie ab. Sie unterließen es nicht, nach Papua sitte sich höflich zu verabschieden. Dem Dorfältesten von Kulobob, so hieß das nächste Dorf, gab Kunze beim Abschied zu verstehen, er möchte am folgenden Tage, sobald der Hahn gekräht hätte, mit seinen Leuten wiederkehren. Nun waren die Missionare sich selbst überlassen. Es kam ihnen erst jetzt recht zum Bewußtsein, daß der denkwürdige Tag sich neigte, an dem sie ihr künftiges Arbeitsfeld betreten hatten. Unter solchen Umständen wird der Abendsegen mit besonderer Inbrunst gebetet.

Nach einer unbehaglichen Nacht — es regnete in Strömen — kam Madom, der Dorfälteste, richtig wieder und hatte es auffällig eilig, die Fremden in sein Dorf zu bringen. Daß

das nicht aus selbstloser Fürsorglichkeit geschah, sollten sie bald erfahren. Die freundschaftlichen Gefühle galten weniger den weißen Männern, als vielmehr den in ihren Kisten enthaltenen Schätzen. Er mochte fürchten, daß die Bewohner der Nachbardörfer Sehu und Potulu als Mitbewerber um die Weißen und ihre Habseligkeiten auftreten möchten. Daher suchte er sie so schnell als möglich in sein Dorf zu bekommen.

Dort hielt es nicht schwer, eine Hütte als Unterkunftsraum für die nächsten Tage zu mieten. Sie gehörte dem ältesten Sohne des Madom. Wie es in den Papuadörfern Sitte ist, stand das Haus auf Pfählen, sodaß der Wind frei unter der Wohnung hindurchstreichen konnte. Da die Eingeborenen am liebsten im Schatten der Bäume sich anbauen, ist diese Durchlüftung sehr nötig. An die Hausstützen wurden die Ziegen und Schweine der Missionare angebunden. Die Hütte enthielt nur einen einzigen Raum, der zugleich als Wohnzimmer, Küche und Schlafkammer dienen mußte. Wie die Insassen beim ersten Schlafengehen entdeckten, hatte der Besitzer eine Menge Wurfspere und Pfeile zurückgelassen, die an der Decke hingen. Ein ungewohnter Zimmerschmuck für die Boten dessen, der die Spieße der wilden Völker in Sichelu verwandelt.

Eine der ersten Aufgaben war die Wahl eines Stationsplatzes. Die Missionare hatten ihr Auge auf den bewaldeten Rücken einer niedrigen Hügelkette geworfen, der die Bucht von Kulobob umrahmt. Dort oben hofften sie gesunder zu wohnen, als hart am Strande oder im Schatten der Bäume bei den Hütten der Insulaner. Auch wünschten sie ihrer Habseligkeiten wegen nicht in allzuenger Nachbarschaft mit den Dorfbewohnern sich anzubauen. Wir werden sehen, daß diese Vorsicht sehr angebracht war. Aber Madom und seine Leute wollten vom Verkauf jenes Hügels nichts wissen. Sie brachten allerhand Einwände vor und boten eine Baustelle an, die den Missionaren

am allerungeeignetsten erschien. Erst als Kunze erklärte, dann würde er sich nach einer andren Gegend umsehen, ward guter Wille. Eine neue Schwierigkeit bereitete der Umstand, daß das unbebaute Urwaldland nach Papuasitte gemeinsamer Besitz ist, sodaß jeder einzelne Mann des Dorfes seine Zustimmung geben mußte und auch ein Anrecht an die Kaufsumme zu haben glaubte. Über diesen Punkt kam Kunze leichter hinweg. Er breitete in kluger Berechnung sämtliche Gegenstände, die er als Bezahlung bot, vor der versammelten Bewohnerschaft auf ebener Erde aus: ein halbes Duzend Beile, eine Anzahl Busch- und Küchenmesser, ferner eine Menge Hobeisen und Bandedeisenstücke. Das wirkte. Madom setzte sich mit den Männern vor die zur Schau gelegten Sachen, während die jungen Leute sich an den Seiten grupperten, und die Frauen und Mädchen im Hintergrund Aufstellung nahmen. Der Älteste ließ erst einige Zeit sein Auge mit Wohlgefallen auf den begehrenswerten Eisensachen ruhen. Dann prüfte er sie Stück für Stück mit der Hand. Endlich nahm er die Verteilung vor. Die wertvolleren Gegenstände, wie Beile und Buschmesser, fielen ihm selbst und den älteren Männern zu, die Hobeisen und Bandedeisen der Jugend, die Küchenmesser den Knaben. Als Zugabe reichte schließlich der Missionar jedem einen kleinen Posten Perlen und Tabak. Auch die Frauen und Mädchen gingen nicht ganz leer aus. Man war zulezt auf beiden Seiten mit dem Handel zufrieden. Die Leute von Kulobob hatten eine Menge Werkzeuge bekommen, wie sie sie noch nie besessen hatten; die Mission aber kam in den Besitz eines Grundstücks von mehreren Hektaren und hatte doch nur Tauschwaren im Werte von etwa 35 Mark ausgegeben.

Auf der Baustelle wurde nun in der Folgezeit tüchtig gearbeitet. Erst mußte der Urwald niedergelegt und ausgerodet werden. Dann ging es an den Wegebau und die Herrichtung

eines Stückes Land für neue Anpflanzungen; zuletzt an den Hausbau.

Für die erste Zeit mußte ein ganz aus einheimischem Material hergestelltes Häuschen genügen. Später ward ein solides, geräumiges Wohnhaus errichtet, dessen Holzwerk vorgerichtet von



Missionare in Kaiser Wilhelms-Land bei der Bauarbeit.

Australien kam. Wegen der gefräßigen Ameisen, die nur gewisse Holzarten verschonen, mußte man zu diesem Aushilfsmittel greifen. Als aber die Balken und Bretter vom Dampfer ans Land befördert wurden, kam ein Teil des Holzes abhanden, so daß den Brüdern und ihren Gehilfen immer noch reichliche Arbeit

verblieb. Ein Hausbau in den Tropen kostet unter allen Umständen viele Tropfen Schweiß.

Während dieser Bauzeit trat ein garstiger Zug im Wesen der Eingeborenen hervor. Sie stahlen wie die Raben. Die Missionare durften kein Werkzeug, überhaupt keinen Gegenstand von einigem Werte aus den Augen lassen, sonst wußten es die herumlungernenden Männer oder Jungen an sich zu bringen. Sie waren darin äußerst geschickt. Sah man ihnen scharf auf die Finger, so benutzten sie schlauer Weise ihre gelenkigen Zehen. Wenn sie beim Diebstahl ertappt wurden, schämten sie sich zwar und brachten auf Verlangen das Gestohlene wohl auch wieder, waren aber frech genug, nachträglich eine Belohnung für die freiwillige Rückgabe zu fordern.

Einmal geriet Kunze bei solcher Gelegenheit in ernste Lebensgefahr. Er sah, wie einige Männer aus den Bergen, die sich als Arbeiter angeboten hatten und von ihm angestellt waren, sich mit seinen Werkzeugen auf und davon machten. Der Missionar rief sie an und eilte hinter den Flüchtlingen her. Die entwendeten Sachen waren ihm unentbehrlich. Die Schwarzen konnten aber natürlich schneller laufen. Um sein Eigentum nicht fahren zu lassen verfolgte er die Diebe bis in ihr Dorf. Dort aber trat ihm die schnell alarmierte Bewohnerschaft in höchster Aufregung entgegen. Die Männer erhoben drohend ihre Wurfspeere. Glücklicherweise gelang es dem Missionar, an einen großen Baum als Rückendeckung zu kommen. Da flog ein Speer, der ihm den Hut durchbohrte. Schon wollte, der ihn geworfen, einen zweiten senden, als ein Weib hervorprang und dem wütenden Manne in den Arm fiel. Sie rettete dem Missionar damit das Leben. Als dieser sie genau ansah, erkannte er in ihr eine Eingeborene, die einige Zeit vorher auf der Station gewesen war, um sich eine Wunde verbinden zu lassen.

Die Glaubensboten nahmen nun jede Gelegenheit wahr, die Sprache der Insel zu erlernen. Eine schwierige Aufgabe, zu deren Lösung sie nicht das geringste Hilfsmittel hatten mitbringen können. Sie tasteten anfangs völlig im Dunkeln. Später ist festgestellt worden, daß auf dem von der Rheinischen Mission an der Astrolabe-Bai in Angriff genommenen Arbeitsfelde zwei voneinander stark abweichende Sprachgruppen zu unterscheiden sind. Die im Innern der Bai liegenden Stationen Bogadjim und Bongu gehören zum eigentlichen Papua-Sprachgebiet, auf den Inseln Siar, Ragetta und Dampier aber handelt es sich um melanesische Dialekte, die den im Bismarck-Archipel gesprochenen Idiomen verwandt sind. Doch ist auch die Siar-Sprache von der auf Dampier noch so verschieden, wie das Deutsche und Englische. Da galt es, mit Unverdroffenheit und Scharfblick einen gangbaren Pfad durch den Urwald der neuen Sprache zu suchen.

Nach beendeter Tagesarbeit setzten sich die Brüder unter die Eingeborenen und suchten ihnen eine Bezeichnung nach der andern abzulauschen. Der kleine Vorrat an Wörtern, die sie aufzeichneten, wuchs trotz der immer wieder nötig werdenden Streichungen und Korrekturen von Tag zu Tag. Die Papua wunderten sich nicht wenig über das Aufschreiben. Sie fragten, was das „Einfragen“ zu bedeuten hätte. Als es ihnen erklärt wurde, und einer der Weißen seine Niederschrift vorlas, riefen sie mit unbändiger Freude: „Das Gefragte redet!“

Die Namen und Bezeichnungen der sichtbaren Dinge waren ja ohne sonderliche Schwierigkeit zu ermitteln. Aber wie mühsam war die Feststellung bei Begriffen, die der über-sinnlichen Welt angehören. Kunze fand eines Tages das ihm noch völlig unverständliche Wort „miai“. Er schrieb es in sein Notizbuch und sann lange darüber nach, ob er es nicht mit anderen Ausdrücken in Verbindung bringen könnte. Immer

vergebens. Nach mehreren Wochen sagte ein Jüngling zu ihm: „Wenn ein Mann stiehlt, so schlägt ihn miai“. Wie freute er sich, das unverständene Wort in solchem Zusammenhang wieder einmal zu hören. Er fragte sofort, was das wäre, das den Dieb schlägt. Die Antwort lautete natürlich „miai“, und er war nicht klüger als vorher. Da kam ihm der Gedanke, ob es vielleicht die Bezeichnung für das Gewissen sei. Das wäre ja köstlich, dachte er; dann wäre ein Wort gefunden, das für die christliche Predigt von ganz besonderem Werte ist. Und richtig, als er fragte, ob „miai“ gesehen werden könne, verneinte der Papua das. Auf weiteres Drängen sagte er, miai sei im Innern des Menschen. Nun ward der Forscher seiner Sache immer sicherer. Um jeden Irrtum auszuschließen, drehte er den zuerst gehörten Satz um und fragte, ob miai den Mann auch schlage, wenn er das Gestohlene zurückgäbe. „Nein“, lautete die Antwort, „wenn er die Sache zurückgibt, so zerreißt miai, und es ist Ruhe und Frieden“. Somit war also wirklich das wichtige Wort gefunden und zugleich ein interessanter Beleg für die Richtigkeit dessen, was im zweiten Kapitel des Römerbriefes über das Gewissen der Heiden steht. Ähnlich ging es beim Finden der Worte für „Seele“, „Verföhnung“ und andere Begriffe, die bei der Verkündigung des Evangeliums unentbehrlich sind.

Es ist im Vorstehenden meist von Kunze die Rede gewesen. Klaus und Bösch, die mit ihm gekommen, waren nicht lange an seiner Seite geblieben. Klaus starb an einer Lungenentzündung, nachdem er kurz vorher einen schweren Anfall von Dysenterie überstanden hatte. Bösch aber wurde von der Missionsleitung wieder abgerufen, um an der Festlandsküste mit einem andren Missionar, namens Scheidt, eine weitere Station anzulegen. Sie fanden dabei, wie wir an anderer

Stelle schon erfahren, ein schreckliches Ende. In der Franklin-Bai wurden sie von den Eingeborenen erschlagen.

Kunze sollte aber nicht allein bleiben. Eines Tages erhielt er die Freudenbotschaft, daß seine Braut aus der deutschen Heimat gekommen sei und drüben in Bogadjim seiner harre. Unbekümmert um Wind und Wetter bestieg er sein kleines Segelboot, das ihn schon bei mancher gefährlichen Fahrt durch die Astrolabe-Bai getragen hatte. Über den Trautag und das kurze Zusammensein mit den Freunden zu Bogadjim legten sich freilich tiefe Schatten. Das dortige Missionshaus hatte sich wieder einmal in ein Hospital verwandelt. Es waren nicht weniger als drei schwere Patienten zu pflegen. Selbst der den Missionsleuten von Barmen zur Hilfe gesandte Arzt Dr. Frobenius war unter ihnen. So bekam Kunzes Braut gleich bei ihrer Ankunft in Neu-Guinea einen Vorschmack der Berufsleiden und mußte eine Probezeit als Krankenpflegerin bestehen.

Die am Trautag vermißte Freude kam nach, als die junge Frau ihren Einzug auf der Dampier-Insel hielt. Wie schauten und jubelten die Leute von Kulobob, als der Dampfer diesmal eine weiße Frau ans Land setzte! Von diesem Tage an stellten sich auch die scheuen Weiber und Kinder häufiger im Missionshaus ein. Die ganz spärlich bekleideten Papuafrauen wurden nicht müde, ihre schönen Kleider, und was sie sonst als Ausstattung mitbrachte, zu bewundern. Nur daß sie nicht Tabak rauchen mochte, wollte ihnen nicht in den Sinn. In Neu-Guinea raucht das weibliche Geschlecht nämlich ebenso leidenschaftlich, wie das männliche, und selbst die kleinen Kinder drehen sich schon ihr Zigaretten.

Nun wurden die Beziehungen zwischen dem Missionshaus und den Eingeborenen immer enger. Die in den Hütten der letzteren geübte Krankenpflege gab den Missionsleuten willkommenen Anlaß, hier und da ein gutes Wort anzubringen, die

Geisterfurcht aber und das mit der Krankenbehandlung verbundene Zauberwesen zu unterminieren. Ja nach einiger Zeit fanden sich sogar zwei Knaben aus der Nachbarschaft bereit, als Kostschüler in das Missionshaus zu ziehen. Frau Kunze gab sich alle erdenkliche Mühe mit ihnen. Sie hatte auch die Freude, daß die Jungen ein christliches Lied singen lernten, das sich wie ein Lauffeuer unter der Dorfjugend verbreitete. Aber das böse Nationallaster brach auch hier wieder hervor. Die braunen Burschen bestahlen ihre Pflegeeltern. Diese sahen den Fall nicht allzuschwer an. Was die Alten so häufig taten, dessen mußte man auch bei ihren Kindern gewärtig sein. Doch das gute, freundschaftliche Verhältnis war gestört. Als die Knaben ihre Unredlichkeit entdeckt sahen, verwandelte sich ihr zutrauliches Wesen in Scheu und Argwohn. Sie liefen eines Tages davon. Die wilde Bevölkerung der Insel war offenbar noch nicht reif für ein so nahes Verhältnis zu den weißen Leuten.

Nur kurze Zeit, kaum ein Jahr währte das Geglück im Missionshause. Frau Kunze hatte schon bald nach ihrer Ankunft merkwürdige Anfälle von Schwäche gehabt. Nach einiger Zeit stellte sich die gefürchtete Malaria ein und zwar so heftig, daß ihre Kräfte zusehends schwanden. Zu ihrer Stärkung ließ sie sich über dem Fußende des Bettes den Spruch anbringen: „Uns ist bange, aber wir verzagen nicht.“ Auch sonst trat in diesen Tagen des Leides ihre tiefgegründete Frömmigkeit aufs schönste hervor. Dem armen Manne, der sie nur so kurze Zeit als Lebensgefährtin bejessen, wollte das Herz brechen, da er ihr Ende kommen sah. Als sie bemerkte, wie der Schmerz an ihm nagte, sagte sie: „Versprich mir, daß du dich in mein Sterben schicken willst. Ja, willst du dafür danken? Bitte, versprich es mir, ich kann mich sonst nicht freuen.“ Mit den Worten: „So, nun will ich mich still hinlegen“, rüstete sie sich

zu ihrem letzten Stündlein. Sie versank in einen schlafähnlichen Zustand und nannte in ihm noch die Namen aller Frauen und Mädchen, die zu ihr in die Nähischule gekommen waren, ein Zeichen, daß sie ihrer bis zuletzt liebend und segnend gedachte.

Der trauernde Witwer mußte trotz seiner tiefen Bekümmerniß selbst für alle Einzelheiten des Begräbnisses Sorge tragen. Bei der Herstellung des Sarges stand ihm erfreulicher Weise Madom bei. Auch die übrigen Dorfbewohner zeigten sich teilnehmend und anhänglich. Der Missionar aber hielt tapferen Herzens die Grabrede und richtete dabei Hammerschläge an die Herzen der Heiden. „Seht“, sagte er, „meine Frau, eure gute Missis, wie ihr sie nanntet, ist nun gestorben, ebenso wie früher Missionar Klaus. Sie haben gewußt, daß euer Land ein böses, ungesundes Land ist. Aber sie sind doch zu euch gekommen, weil sie euch lieb hatten und euch den Weg zu Jesus zeigen wollten, damit auch ihr in das Jesusreich kommen könntet. Hier liegen nun ihre Leiber. Ihre Seelen aber sind zu Jesus in den Himmel gegangen. Nicht der Nawir (Zauberer) hat sie gebunden, wie ihr sagt, wenn Leute bei euch sterben. Wer ein Jesusfreund ist, den kann der Nawir nicht binden, denn Jesus ist stark. Er macht los vom Bösen und vom Nawir.“ Zuletzt sprach er noch von der Auferstehungshoffnung der Christen.

Wie in diesem Falle, benutzte der Missionar auch bei besonderen Vorkommnissen im Leben der Eingeborenen jede sich bietende Gelegenheit, ihnen den Wert des christlichen Glaubens zu zeigen. Noch viel häufiger aber mußte das Zwiegespräch unter vier Augen dazu dienen. Diese Form der Verkündigung machte in der Regel einen tieferen Eindruck, als die öffentliche Rede. Mit Bezug darauf sagte einst ein Papua: „Wir kommen zwar alle zum Gottesdienst, aber viele halten dein Wort nur für eine „Rede“, wie bei uns auch oft eine Rede gehalten

wird, weil das einmal so Sitte ist. Eine Rede trifft nur das Ohr. Aber wenn du abends im Dorf sitzt und mit Einzelnen redest, dann triffst du die Leber." (Er meinte das Herz.)

Deutlicher noch war die Sprache der Liebe, die der Missionar bei jeder sich bietenden Gelegenheit zur Anwendung brachte. Einst war ein Brand in der Nähe der Missionsstation ausgebrochen, wobei ein junger Mann, der noch einmal in das brennende Haus geeilt war, sich furchtbare Brandwunden zugezogen hatte. Als Kunze ihn aufsuchte, saßen sämtliche Dorfbewohner heulend und klagend um ihn her, aber niemand tat etwas zur Vinderung seiner furchtbaren Schmerzen. Sie riefen nur immerfort: „Er ist von Nawir gebunden, er muß sterben.“ Der Missionar forderte die Leute auf, sie sollten Kokosöl bringen und damit den verbrannten Körper betupfen. Aber keiner tat es. Da holte er selber Öl herbei und strich es auf die Brandstellen. Der Mann starb zwar am nächsten Tage, aber unvergeßlich blieb seinem Pfleger der warme Blick, mit dem er ihn ansah, und wie er ihn dankbar am Arme faßte. Die Sprache der Liebe versteht auch der Papua.

Am hoffnungsvollsten ließ sich die Arbeit unter den Kindern an. Mit der Zeit kam eine regelrechte Schule in Gang. Den kleinen Krausköpfen wurde es zwar nicht leicht, das Abo zu bezwingen. Und das Stillsitzen fiel ihnen offenbar noch schwerer. Wenn sie sich wieder rühren durften, klagten sie wohl: „O, meine Knochen sterben!“ Aber schließlich befreundeten sie sich doch mit der neuen Kunst und kamen auch außer der Schulzeit ins Missionshaus, namentlich so lange die Missionarsfrau noch lebte.

An einigen Jungen, die Kunze auf diese Weise näher an sich herangezogen, hatte er besondere Freunde, als er später einmal eine Erkundungsreise mit dem Boot rings um die Insel machte. Er nahm sie in der Absicht mit, daß die ihm

noch gänzlich fremden Eingeborenen auf der andern Seite von Dampier an seinen Begleitern gleich erkennen sollten, er sei ein Freund ihres Volkes. Dieser Zweck ward vollständig erreicht. Zugleich aber waren die Jungen vorzügliche Dolmetscher des Evangeliums unter den Heiden. In einem Dorfe, wo sie im Männerhaus nächtigten, kamen sie fast gar nicht zum Schlafen, weil die Ortsbewohner die Nacht hindurch nicht aufhörten, sie über den Missionar und den Zweck seines Auf-



Papuanmädchen.

enthalt's unter den Dampier-Leuten auszufragen. Ein andermal hörte Kunze, der sich nur stellte, als ob er schlief, daß sie den umherliegenden Leuten alles erzählten, was sie bis dahin von Jesus gehört hatten, und zwar so klar und lebendig, wie er es selbst in der fremden Sprache nicht hätte sagen können. Im Stillen knüpfte er die Hoffnung daran, daß er sie später noch einmal zu tüchtigen Evangelisten ihres Volkes würde ausbilden können.

Diese schönen Anfänge sind leider wie eine im Frühjahr erfrorene Blüte zu nichte geworden. Die Rheinische Mission sah sich genötigt, die Tätigkeit auf der Dampier-Insel abzugeben. Das kam so. Kunze hatte viel vom Fieber zu leiden, sodaß er nach mehreren Jahren um einen Heimatsurlaub nachsuchen mußte. An seiner Stelle ward Missionar Dassel, der schon zwei Jahre an seiner Seite tätig gewesen war, mit der Leitung der Station beauftragt. Ihm standen Schreckenstage bevor. Der die Insel beherrschende Berg, den man für einen gänzlich erloschenen Vulkan gehalten hatte, fing plötzlich wieder an zu rumoren. Der drohende Ausbruch brachte die Missionsniederlassung in die höchste Gefahr. Zu gleicher Zeit brach eine Pockenepidemie aus. Die Dampier-Leute starben in großer Anzahl dahin. Der Überlebenden bemächtigte sich eine furchtbare Panik; sie gingen mit dem Gedanken um, die Insel ganz zu verlassen. Unter diesen traurigen Umständen ward die Station aufgegeben, nachdem vorher noch ein Grab auf dem kleinen Gottesacker gegraben worden war. Ein vorübergehend anwesender Missionar hatte das Unglück gehabt, daß sein Jagdgewehr sich unversehens entlud und ihm eine tödtliche Verwundung beibrachte.

So ist die Dampier-Insel eine jener Stätten, wie man sie auf vielen Missionsfeldern findet, wo das Licht eine Zeit lang in der Finsternis geschienen hat und dann weggenommen wurde. Jetzt erinnern nur die Gräber auf dem verwilderten Missionsgrundstück noch an jene Zeit. Hoffentlich kann die unterbrochene Arbeit später wieder aufgenommen werden. Die Missionare der andern Stationen haben die Verbindung mit den Dampier-Inselanern nicht ganz verloren.

Auf den vorstehenden Seiten war wiederholt von Krankheiten und Todesfällen die Rede. Das ist leider die Signatur der Rheinischen Mission in Kaiser Wilhelms-Land

bis in die jüngste Zeit geblieben. In den ersten zwei Jahrzehnten verlor sie 20 Missionsleute durch den Tod. Von diesen liegen 19 in Bogadjim und Bongu, Siar, Nagetta und Dampier begraben. Das zwanzigste Grab entstand in Sydney, wo einer ihrer tüchtigsten Pioniere, Missionar Bergmann, auf der Heimreise starb. Außerdem mußten 9 Männer wegen ihrer gefährdeten Gesundheit das Land für immer verlassen.

Was für ergreifende Episoden sind aus dieser Leidenszeit zu verzeichnen! Im Jahre 1893 ward Missionar Arff beauftragt, auf einem Berge in der Nähe von Bogadjim eine Gesundheitsstation anzulegen. Seine junge Frau begleitete ihn. Bald nach seiner Ankunft stellte sich ein Fieberanfall bei ihm ein, dessen Keime er aus der Niederung mit hinaufgenommen hatte. Der Kranke mußte in einer elenden Papuahütte Zuflucht suchen. In einer Ecke des dürftigen Raumes war sein Lager, daneben die Hängematte seiner Frau. Der eingeborene Junge, den sie zur Hilfsleistung mitgenommen hatten, mußte auch in demselben Raume schlafen. Das Fieber hielt Tage lang an und schwächte den Kranken mehr und mehr. Ein nächtlicher Unfall, bei dem die auf Pfählen stehende Hütte sich senkte, führte seinen Tod herbei. Was sollte die arme Witwe nun in der Bergwildnis tun, wo ihr niemand ratend und helfend zur Seite stand? Sie brachte es nicht übers Herz, die Leiche des geliebten Mannes dort oben, wo es noch keine Christen gab, zurückzulassen. Es ward ein Gilbote hinab nach Bogadjim gesandt. Das heiße Klima, in dem die Verwesung so schnell eintritt, läßt keinen langen Aufschub der Beerdigung zu. Die Stunden des Wartens dünkten der Ärmsten eine Ewigkeit zu sein, zumal da es Nacht wurde, ohne daß Antwort kam. Schon hatte sie das Handwerkszeug zurechtgelegt, um selbst einen Sarg zu zimmern; da schimmerte endlich ein Licht durch den Urwald. Der Missionar Hoffmann von Bogadjim kam

als Tröster und Helfer; er brachte auch Träger mit, die den Leichnam bei Fackelschein durch den finstern Wald und über gefährliche Abhänge hinab zur Missionsstation schafften. Das sind Trübsalszeiten schwerster Art. Wenn dann eine Witwe, wie es in diesem Falle geschah, noch bittet, sie nicht heimzuziehen, sondern als unverheiratete Missionarin weiter dienen zu lassen, so darf man das wohl einen Heroismus nennen, wie ihn deutsche Frauen in der Heimat nicht leicht zu beweisen haben. Die Zeit der Pfadfinder auf Neu-Guinea ist reich an ähnlichen tragisch-heroischen Tüchten.

Solche Arbeit und solche Opfer können doch nicht vergeblich sein. In der Tat hat auch in der Astrolabe-Bai die Wartezeit nach 20 Jahren ihr Ende gefunden. Die Missionare hatten nach und nach entdeckt, wo der Kern des passiven Widerstands gegen das Christentum lag. Im Geheimkult der Papua. Von Götzendienst ist in ihren Dörfern wenig zu sehen. Eigentliche Tempel gibt es nicht. Als Stätten des religiösen Kultus kommen nur die sogenannten „Männerhäuser“, wie sie an der Astrolabe-Bai heißen (im Huon-Golf ist ihr Name „Lum“), in Betracht. Hier findet man auch eine Art Götzbilder. Sie werden in Bogadjim „Sillum“ genannt. Das sind grob geschnitzte Holzfiguren, die eine menschliche Gestalt darstellen. Zuweilen auch lange Balken, die an der Stirnseite der Männerhäuser angebracht sind und eine ganze Reihe solcher Figuren aufzuweisen haben. Dieser Sillum hat nach dem Aberglauben der Eingeborenen die Macht, ihnen allerlei Schaden zuzufügen. Um ihn abzuwenden, bringt man Opfer von Schweinefleisch und dergleichen. Die erwachsenen Männer, die einen Geheimbund unter sich bilden und den Weibern nichts verraten, verzehren diese Opfergaben, behaupten aber öffentlich, der Geist habe sie aufgeessen. Das geheimnisvolle Wesen, von dem da gefabelt wird, trägt in den einzelnen Landschaften

verschiedene Namen, die schon im verhältnismäßig kleinen Gebiet der Rheinischen Mission mehrfach wechseln. Hier wird es Usa oder Ai, dort Messias oder Barak genannt. Er scheint auch eine Art Ahnenverehrung damit verknüpft zu sein.

Mit diesem Aberglauben mußte das Christentum den Kampf aufnehmen. Es haben wohl einzelne Missionare den Versuch gemacht, das Bollwerk des Heidentums kurzer Hand zu stürmen und zu stürzen. Die meisten gingen jedoch mit Behutsamkeit zu Werke. Sie sagten sich, daß Menschen, die ihr Leben lang in der Geisterfurcht befangen gewesen und von der Wirklichkeit der Zauberei fest überzeugt sind, nur langsam aus dieser ungesunden geistigen Atmosphäre herauszubringen sind. So konnte es Missionar Hoffmann wohl verstehen, daß ein zutraulicher Mann in Bogadjim ihm einst sagte: „Hoffmann, wir beide sind in allen Dingen eins. Unsere Herzen würden den gleichen Schlag tun, wenn nicht der Usa zwischen ihnen stände.“ Ähnlich verhielten sich die Leute von Star, die zu ihrem Missionar Weber sagten: „Die Gottesrede wollen wir hören; wir kommen ja auch jeden Sonntag. Aber taufen lassen wir uns noch nicht.“ Nach dem Grunde gefragt, antwortete einer: „Ich mag mich nicht von Gott binden lassen.“

Trotzdem fühlten sie sich mehr und mehr zu den Weißen hingezogen, die es so gut mit ihnen meinten, und sprachen das auch unzweideutig aus. Die Missionare, die so lange scheinbar vergeblich gearbeitet hatten, freuten sich natürlich über jedes kleine Zeichen einer kommenden Sinnesänderung. So, wenn dem einen gesagt wurde: „Helmich, du mußt noch etwas warten. Du hast wohl recht. In meinem Innern ist auch eine Stimme, die mir sagt, daß deine Jesusrede wahr ist. Aber verstehe, ich habe noch zwei Herzen.“ Solche Aeußerungen lassen in der Volksseele lesen und zeigen, daß

das Menschenherz im Grunde dieselbe Stellung zur „Jesusrede“ einnimmt, mag es in der Südsee oder in Europa schlagen.

Deutlicher sah Hoffmann schon die Bollwerke des Heidentums fallen, als er 1902 zum ersten Male in siegesgewissem Tone von Bogadjim berichtete, die Eingeborenen wollten den Asakult nun abschaffen. Sie hätten ihm erklärt, aus dem Dorfe solle der heidnische Spektakel ganz entfernt werden, nur an verschwiegenen Plätzen im Walde möge er sein Dasein weiter fristen. Der Missionar hatte erwidert, wenn sie mit dem Asa ein Ende machen wollten, dürften sie es auch im Geheimen nicht mehr mit ihm halten. Gott sähe auch ins Verborgene. Damit war die Sache scheinbar abgetan. Hoffmann schrieb, er habe im Anfang des Jahres die Asahörner noch einmal gehört, seitdem nicht mehr. Zunächst erlebte er freilich eine Enttäuschung. Während er sich eine Zeit lang auf der Sattelberg-Station bei den Neuendettelsauer Brüdern aufhielt, lebte der alte Aberglaube nochmals auf. Es wurde wieder ein richtiges Asafest gefeiert. Der Missionar war kaum auf seine Station zurückgekehrt, als die Bogadjim-Leute am Sonntag eine Menge Gäste aus den Gebirgsdörfern mitbrachten, die aus Anlaß des heidnischen Festes an die Küste gekommen waren. Diese Fremden nahmen sich sogar heraus, dem Missionar gegenüber die väterliche Sitte des Asa zu verteidigen, was die Einheimischen nicht mehr wagten. Es kam an diesem Tage zu einer sehr heftigen Auseinandersetzung. Hoffmann bekennt, daß er im Stillen doch Respekt vor der Zähigkeit bekommen habe, mit der diese Heiden an ihrer alten Religion hingen. Er vergleicht sie mit den alten heidnischen Recken Norddeutschlands, die auch lieber mit ihren Ahnen in die Hölle wollten, als dem Christentum gehorchen.

Trotz dieser rückläufigen Bewegung mehrten sich die Zeichen, daß es bei dem Teile der Bevölkerung, der in ständiger

Berührung mit den Missionaren lebte, mit der alten Geister- und Zauberfurcht vorbei war. Hoffmann mußte einmal bei Nacht nach Siar fahren und nahm mehrere junge Burschen mit. Diese waren bei der Abfahrt sehr zuversichtlich, denn ein Alter im Dorfe hatte nach ihrer Gewohnheit durch einen Zauber gutes Wetter und guten Wind für die Reise gemacht. Als sie aber die offene See erreichten, brach ein furchtbares Unwetter los. Da kam eine schreckliche Angst über die jungen Leute.

„Hoffmann“, riefen sie, „erkennt Jesus auch in der Nacht die Menschen?“

„Gewiß, Jesu Augen sehen bei Tag und Nacht.“

„Hoffmann, unsere Alten im Dorfe können nichts. Willst du nicht Jesus sagen, daß er hilft, wie damals den Menschen auf dem kleinen See Tiberias?“

Während dieser Worte kam ein besonders starker Wasserguß über Bord. Hoffmann wollte seine Schüler erst noch ein Weilchen auf die Probe stellen und sagte:

„Betet ihr selbst zu Jesus, ihr habt ja genug von ihm gehört.“

„Das hilft gewiß nicht. Jesus kennt uns nicht. Rede du lieber mit ihm. Aber schrei' auch laut, damit er hört, daß du im Boote bist. Er möchte dich in der Finsternis nicht sehen.“

Es war eine eigenartige Situation; aber der Missionar konnte nicht umhin, in Sturm und Wetter laut mit ihnen zu beten. Nach mehrstündiger Fahrt kam die kleine Gesellschaft glücklich in Siar an. Auch diese stürmische Nacht mußte dazu dienen, dem neuen Glauben den Weg zu bereiten.

Bald darauf geschahen merkwürdige Dinge an den uns bekannten Orten in der Astrolabe-Bai. Fuhr da eines Tages Missionar Bergmann von Siar nach Kuo. Ein Mann,

namens Talab, bat ihn, mitfahren zu dürfen. Er trug einen geschmückten Speer. Das bedeutet nach Papuasitte, daß er den Leuten auf Kuo eine Botschaft zu überbringen hatte. Man sprach auf der Hinfahrt nicht davon. Während der Heimreise aber sagte der Bote: „Bergmann, wir haben in Siar gestern abend beschlossen, den Meßiab aufzugeben und dafür deinen Jesus anzunehmen. Die Kuoleute geben den Meßiab auch auf; ebenso die von Seg und Sab, von Ragetta und Jakob, Bilibili, Bogadjim und Bongu.“ Der Missionar glaubte zu träumen; so überraschte ihn die Freudenbotschaft. Er drang in den Mann, ihm weiteren Aufschluß zu geben. Der aber antwortete nur, die Männer von Siar würden bald in sein Haus kommen und es ihm sagen. Wirklich stellten diese nach Verlauf von einigen Tagen sich ein und erklärten in Gegenwart der Frauen, vor denen doch sonst der ganze Geheimkult mit einem undurchdringlichen Schleier verhüllt wird, der Meßiab sei schlecht, sie wollten jetzt Jesum dafür haben.

Zum vollständigen Zusammenbruch der alten Geisterfurcht aber mußte noch eine wunderbare Erscheinung, eine Art Vision oder Traumgesicht helfen, wie sie auch sonst auf den Missionsfeldern wohl vorkommen, wo das Alte stürzt. Nach Bongu drang eines Tages das Gerücht, weit hinten im Lande sei ein Himmelsmann mit seinem Kinde auf die Erde gekommen und habe alle Speere, Pfeile, Bogensehnen und Zaubergeräte zerbrochen. Diese Gegenstände hätte er in mehrere Körbe gepackt, sein Kind aber in einen besonderen Korb. Er habe gesagt, der Ai sei erlogen; die Männer sollten die beim Geheimkult gebrauchten Instrumente den Frauen und Kindern zeigen, dann aber verbrennen. Alles dagegen, was der Missionar den Bonguleuten und anderen von der Gottesrede gesagt habe, sei gut und wahr. Mit dieser hier nur verkürzt wiedergegebenen Botschaft, die von Dorf zu Dorf gegeben

worden war, hatte man 10 wohl verwahrte Körbe an die Küste gebracht. Die erschreckten Bonguleute kamen zu ihrem Missionar und fragten, ob von dieser Geschichte auch etwas in seinem Buche stünde, oder ob er schon vorher Nachricht bekommen habe. Er mußte beides verneinen, knüpfte aber die ernstliche Mahnung daran, daß sie doch endlich den ganzen heidnischen Betrug fahren lassen und den christlichen Glauben annehmen sollten.

Das geschah Mitte November 1906. Einen Monat später wurden die vier Erstlinge von Bongu getauft. \*) Drei von ihnen waren seit anderthalb Jahren im Taufunterricht gewesen. Die heilige Handlung hatte ein denkwürdiges Vorspiel. Man brachte die oben erwähnten Körbe mit den zerbrochenen Waffen und Zaubergeräten, um sie zu verbrennen. Als die gefürchteten Dinge zum Vorschein kamen, — ein Kind war übrigens nicht in den Körben zu finden — wich zuerst alles schon zurück. Nun wurden die Flammen ihres Scheiterhaufens geschürt. Sobald sie emporloderten, stimmte der Missionar mit den Schülern an: „Gotoiga al biniöba“ d. h. „Nun danket alle Gott“. Unter diesem Gesang und einem sich anschließenden Gebet erfolgte die Verbrennung. Dann ging man in die Kirche zur Tauffeier.

Einige Tage später brachten die Männer von Bongu ihren eigenen Zauberkrum herzu. Es war eine für die Bewohner dieses Dorfes bedeutsame Stunde, als sie noch einmal auf den Instrumenten bliesen, um sie dann zu zerschlagen und ins Feuer zu werfen. Die herbeigerufenen Frauen zitterten vor Furcht am ganzen Leibe. So tief saß der alte Aberglaube in ihren Herzen. Erleichtert atmete alles auf, als die Flammen die Wahrzeichen der alten Spukgeschichten verzehrten.

\*) In Bogadjim war 1903 ein einzelner junger Mann namens Gumbo getauft worden.

Nur eine besonders schöne Maske „Ai gate“, d. h. Kopf des Ai genannt, behielt der Missionar zurück, um sie an das Museum des Missionshauses in Barmen zu schicken. Alles übrige aufzubewahren, hätte keinen Zweck gehabt, da die genannte Sammlung und andere ethnographische Museen bereits genügende Proben besitzen.

Ob damit das Heidentum an der Astrolabe-Bai wirklich in seinen Grundfesten erschüttert ist, wird die Zukunft lehren. Die Zahl der Taufbewerber mehrte sich in der Folgezeit von Woche zu Woche. Es haben inzwischen wieder mehrere größere Tauffeste stattgefunden. Jedenfalls liegt hier ein wichtiger Abschnitt in der Geschichte der Rheinischen Mission auf Neu-Guinea vor. Die Zeit der vorbereitenden Arbeit ist beendet. Es nahen die frohen Tage der Ernte.

## Der verheißungsvolle Anfang der Neuendettelsauer Mission.

---

Die bayerischen Missionare haben in Kaiser Wilhelms-Land auf einem langen Küstenstreifen, der von Samoahafen in der Tiefe des Huon-Golfs nordwärts bis weit über Finschhafen hinausreicht, eine ununterbrochene Kette von Stationen, die in schönster Entwicklung begriffen sind. An den Orten, wo die Missionsarbeit zuerst einsetzte (auf den Tami-Inseln Bonam und Kalal, in Simbang und auf dem Sattelberge), findet man Erstlingsgemeinden mit größerer Seelenzahl. Aber auch die später entstandenen Niederlassungen Deinzerhöhe, Yabim und Pola, die noch kein Jahrzehnt alt sind, haben schon Gemeinden von mehr als 100 Seelen aufzuweisen.

Wenn man damit die lange Wartezeit der Rheinischen Mission vergleicht, fragt man sich unwillkürlich, wie diese Verschiedenheit der nicht weit voneinander liegenden Arbeitsfelder, die uns in der Geschichte von Williams, Pattenon und Paton auch schon begegnete, wohl zu erklären ist.

Man wird später vielleicht noch einmal klarer erkennen, was der Mission an der einen Stelle förderlich, an der andern hinderlich gewesen ist. Jetzt kann es nur als Vermutung ausgesprochen werden, daß das größere Entgegenkommen der Papua-Stämme am Huon-Golf möglicher Weise mit ihren Beziehungen zur polynesischen Inselwelt, in der das Christentum schon lange Eingang gefunden hat, zusammenhängt. Solche sind namentlich auf den Tami-Inseln deutlich erkennbar. Allem Anschein nach haben die Neuendettelsauer Brüder auch einen besonders

glücklichen Griff getan, als sie die männliche Jugend ihres Gebietes planmäßig an sich heranzogen und nach kürzerem oder längerem Aufenthalt auf der Missionsstation wieder nach Hause schickten, wodurch sie eine Menge Verkündiger der neuen Botschaft unter ihren Volksgenossen gewannen. In diese eigenartige Missionsmethode, die mit der der Melanesischen Mission eine gewisse Ähnlichkeit hat, soll uns der nächste Abschnitt einen Einblick verschaffen.

### Durch die Schule zur Taufe.

Als Flierl und Tremel sich 1886 in Simbang niederließen, mußten sie monatelang im Zelt wohnen, bis ihr erstes Häuschen fertig war. Sie hatten damals noch keine Hilfskräfte zur Verfügung und begnügten sich zunächst mit einem sehr bescheidenen Junggesellenheim. Erst nach Jahr und Tag ward ein stattliches Wohnhaus errichtet. Auch hierbei benutzten sie nur das landesübliche Material, teils um Kosten zu sparen, teils um den Eingeborenen ein leichter nachzunehmendes Vorbild zu geben.

Um bei dieser größeren Bauarbeit nicht lediglich auf die mehr oder weniger willig geleisteten Handlangerdienste der Leute von Simbang angewiesen zu sein und für ihre Person mehr Zeit zur eigentlichen Missionstätigkeit zu gewinnen, ließen sie sich einige junge Burschen von der Methodisten-Mission in Neu-Lauenburg schicken, die bereits Christen waren und sich den beiden Europäern aufs engste angeschlossen. Die Missionsstation erhielt dadurch schon frühzeitig eine kleine christliche Hausgemeinde.

Ein unliebsames Vorkommnis machte die Missionare auf den Teil der eingeborenen Bevölkerung aufmerksam, der bei der Einführung des Christentums im Lande eine wichtige Rolle

spielen sollte. Eines Morgens drängte sich die neugierige Jugend von Simbang in großer Zahl um die Tür des Missionshauses. Tremel forderte sie auf wegzugehen. Die Jungen gehorchten. Aber der unter ihnen stehende alte Ngakau, der sich schon wiederholt schlecht gegen die Weißen benommen hatte, wich nicht von der Stelle. Da faßte der Missionar ihn am Arme und bedeutete ihm, er möge auch Platz machen. Das nahm der trotzig Mensch furchtbar übel und drohte mit seiner eisernen Hacke. Als ihm diese entwunden und fortgeworfen war, griff er nach seinem Handbeil. Das ward ihm auch entrisen und folgte der Hacke nach. Der entwaffnete Heide geriet nun in schreckliche Wut. Die unweit stehenden Kinder sahen das, und da sie aus seinen Geberden erkannten, daß er seine Werkzeuge aufheben und Unheil anrichten wollte, kamen sie ihm zuvor und liefen mit der Hacke und dem Beil in den Wald. Einer von den Knaben, die in dieser Weise den Missionaren zu Hilfe kamen, war Ngakaus eigener Sohn Bolatu.

Dieser kleine Zug prägte sich den Glaubensboten tief ein und gewann noch mehr an Bedeutung, als dieser Bolatu einer ihrer ersten und besten Schüler ward. Das Zutrauen der Knaben, die gern im Missionshaus verkehrten, legte ihnen den Gedanken nahe, durch sie eine Brücke zum Herzen des Volkes schlagen zu lassen. Sie kamen dadurch sehr bald zu einer planmäßig betriebenen Schultätigkeit. Nicht als ob sie den altbewährten Weg der evangelischen Mission, mit der Predigt des Evangeliums an die ganze heidnische Bevölkerung zu gehen, aufgegeben hätten. Den benutzten auch sie, sobald ihnen die Zunge durch Erlernung der Landessprache gelöst war. Aber mehr als in andern Missionen half ihnen dabei die durch ihren Unterricht gehende männliche Jugend.

Die Neuendettelsauer Mission sucht bei Anlegung ihrer Stationen gleichzeitig einen größeren Grundbesitz zu erwerben.

In Simbang beträgt er gegen 60 ha, auf dem Sattelberge mehr als 500 ha. Nur auf den Tami-Inseln mußte sie sich aus örtlichen Gründen mit einer kleinen Scholle Landes begnügen. Soll dieses Missionsland nutzbar gemacht werden, so sind eingeborene Arbeitskräfte unentbehrlich. Sie waren in Simbang und bei den später angelegten Stationen unschwer zu bekommen. Ließen sich die Männer des Yabim-Stammes doch schon für die Plantagen der Neu-Guinea-Kompagnie anwerben. Warum nicht für die Missionsstationen, die ganz nahe bei ihrer Heimat lagen? Es wurden bestimmte Termine und ein ordentlicher Lohn mit ihnen vereinbart. In erster Linie waren sie also Arbeiter im Dienst der Missionare. Sie mußten beim Bau der Häuser und bei der Urbarmachung des Landes helfen. Ein Teil von ihnen ward auch in der Hauswirtschaft und bei der Versorgung des Viehes beschäftigt; die aus den Stranddörfern als Ruderer usw. Diese praktische Arbeit füllte aber nur einen Teil des Tages aus. Die übrig bleibenden Stunden gehörten dem Unterricht. Wer nur einigermaßen Begabung dafür zeigte, wurde im Lesen und Schreiben unterwiesen. Daß die Missionare die Gelegenheit benutzten, die Schüler auch mit der biblischen Geschichte bekannt zu machen, versteht sich von selbst.

Der Yabim-Stamm, in dessen Bereich die erste Station lag, lieferte, wie gesagt, sehr bald junge Burschen in größerer Zahl. Wenn sie ihr halbes oder ganzes Jahr ausgedient hatten, kehrten sie in ihre Dörfer zurück. Es war in der Regel kein Mangel an solchen, die an ihre Stelle traten. Zuweilen boten sich mehr an, als aufgenommen werden konnten. Bei den nach dem Huon-Golf zu wohnenden Bukaua hielt es schwerer. Auch als in ihrer Mitte schon die Station Deinzerhöhe errichtet war, mußte der dort wohnende Missionar manchen vergeblichen Gang tun. Hier spielten die Zauberer noch eine

zu wichtige Rolle, und der Argwohn der wilden Leute war schwer zu überwinden. Die Häuptlinge des Landes (einen derselben zeigt die Abbildung auf Seite 14) verhielten sich daher lange Zeit ablehnend. Endlich aber sah auch die Jugend dieser Landschaft ein, daß das Leben bei den Missionsleuten mit keinerlei Gefahr für sie verbunden war, sondern nur Gewinn brachte.

Die religiöse Bedeutung einer solchen Arbeits- und Schulzeit auf der Station schien anfangs nicht sonderlich groß zu sein. Die jungen Leute gingen als Heiden zurück, wie sie gekommen waren. Es hat sich noch keiner von ihnen während seiner „Schulzeit“ taufen lassen. Ja die Missionare mußten häufig Klage führen, daß ihre Schüler beim biblischen Unterricht schwerfälliger wären, als in den andern Stunden. Doch übte der Aufenthalt in der christlichen Atmosphäre offenbar einen sittigenden Einfluß auf sie aus; auch erhielten ihre abergläubischen Anschauungen einen starken Stoß. Und das um so mehr, wenn ein junger Mann, wie es nicht selten geschah, nach einiger Zeit um erneute Aufnahme nachsuchte.

Die Missionare verloren manche der ehemaligen Hausgenossen wieder aus den Augen. Bei einigen aber machten sie die interessante Beobachtung, daß diese in ihren Dörfern als Lobredner der Mission, ja geradezu als Werber für den neuen Glauben auftraten. So hatte also der Religionsunterricht bei ihnen doch tieferen Eindruck gemacht, als ihre Lehrer erst dachten. Und die gemeinsamen Abendandachten waren ihnen so zur Gewohnheit geworden, daß sie sie auch in ihrer heidnischen Umgebung fortsetzten. In gleicher Weise auch die Sonntagsgottesdienste. Besondere Ereignisse der Station mögen ihnen unvergeßlich geblieben sein. So der Tod des Missionars Held, welcher wie der im Nachfolgenden wiederholt erwähnte Pfälzer mit zu den Bahnbrechern der Mission in diesem Teile

von Kaiser Wilhelms-Land gehörte. Als dieser fühlte, daß seine Sterbestunde nahte, ließ er die sämtlichen Stationschüler vor sein Zimmer rufen und in ihrer Sprache das Lied singen: „So nimm denn meine Hände“. Hierauf mußten die Jungen an sein Bett treten. Während sie in feierlicher Stille vor ihm standen, sagte der Sterbende mit fester Stimme: „Napali, ai yana Yesuni“, d. h. „Ihr Jungen, ich gehe hin zu Jesu“. Dann fuhr er fort: „Und ihr, hört sein Wort, glaubt es, haltet seine Lehre! Dann werdet ihr auch dahin nachfolgen.“ Sie mußten ihm darauf alle der Reihe nach die Hand geben und gingen dann zu ihrem täglichen Unterricht. Einem Alten von Simbang, der zugegen war, traten bei dieser Szene die Tränen in die Augen.

Daß die jungen Burschen später, wenn sie wieder zu ihren Eltern und Jugendfreunden kamen, von solchen und ähnlichen eindrucksvollen Ereignissen erzählten, ist selbstverständlich. Die Missionare ließen es auch, so oft sie eine Abteilung verabschiedeten, nicht an Ermahnungen hierzu fehlen. Besonders empfänglichen Knaben gaben sie wohl auch direkte Anweisung, wie sie das auf der Station Gelernte draußen anwenden sollten. Einzelne baten geradezu, sie mit einem guten Vorrat auszurüsten, um ihn weiter geben zu können. So wünschte ein Küchenjunge beim Ende seiner Kontraktzeit, der Missionar möge ihm einige Gebete einprägen, die er in seinem Dorfe weiter sagen wolle. Dieser Wunsch ward ihm in der Weise erfüllt, daß sein Lehrer eine Perlschnur der schönsten Bibelsprüche zusammenstellte, die der Junge vor dem Abschied auswendig lernte.

Es war hocherfreulich zu sehen, wie die jungen Leute, die doch immerhin nur in eine oberflächliche Berührung mit dem Christentum getreten waren, draußen mit ihrem Pfunde wucherten. Die Papua haben in ihren Dörfern schön verzierte

Versammlungsräume, in denen sie viel sitzen und schwätzen. Diese auf gemeinsame Kosten errichteten Häuser heißen „Lum“. Das nachstehende Bild zeigt ein solches. Hier werden die beim Geheimkult benutzten Balumhölzer aufbewahrt, deren Ver-



Dorfsplatz mit Lum.

fertigung bisher den Bewohnern der Tami-Inseln als Einnahmequelle diente. Die Missionare bequerten sich bald nach ihrem Einzug der Landessitte an und bauten für ihre Versammlungen ein ähnliches Haus, das zum Unterschied von den

alten „Lum Papia“, d. h. „Versammlungshaus für Papier“, genannt wurde, weil man in ihm las und schrieb. Nun hörten die Missionare zu ihrer Freude, daß die ehemaligen Schüler in ihren Heimatdörfern auf eigene Kosten solche neue Lums bauten, um dort ihre Freunde mit allem dem bekannt zu machen, was sie vom Unterricht und aus den Andachtsstunden behalten hatten.

In dieser Weise bereiteten die entlassenen Arbeitsburschen den Boden für die Predigtgänge der Missionare vor. Wenn diese in ein solches Dorf kamen, fanden sie schon einen geeigneten Platz und eine Zuhörerschar. Ja die Zubereitung der Dörfler erstreckte sich noch weiter. Die jungen Männer hatten sich auf der Station an die Sonntagsruhe gewöhnt. Auch diese Einrichtung übertrugen sie in das heimische Dorf, sodaß das dritte Gebot in manchen Dörfern äußerlich schon gehalten wurde, als es noch gar keine Christen dort gab. Es konnte freilich geschehen, daß ein Vertreter der neuen Ordnung, der weitab von einer Missionsstation wohnte, sich bei der Zählung der Wochentage versah und erst beim gelegentlichen Zusammentreffen mit seinem Missionar darauf aufmerksam wurde, daß sein Dorf den Sonntag einen Tag zu spät feierte.

So bildete sich um die Missionsstationen ein Kreis von Dörfern, in denen christlich angeregte Leute wohnten. Man hörte Tag für Tag christliche Lieder aus dem neuen Lum durch den Ort schallen. Die Missionare kehrten häufig hier ein, um den von ihren Schülern gehaltenen Abendandachten beizuwohnen. Daß das, was die selbst noch mit einem Fuß im Heidentum stehenden Burschen ihren Landsleuten boten, nur auswendig Gelerntes und häufig auch Mißverständenes war, versteht sich von selbst. Um diesen Mißstand zu beseitigen, trafen die Lehrer, wo es anging, die Einrichtung, daß ihre freiwilligen Helfer am Freitag zur Station kamen und sich

für den Sonntag vorbereiten ließen. Immerhin konnte der neue Lum bereits als eine Quelle christlichen Lichtes in der heidnischen Finsternis angesehen werden. Er stand in einem immer mehr hervortretenden Gegensatz zum bisherigen Versammlungshaus. Während in diesem die alten Heiden sich über Jagd und Fischfang, Feldbau und Bootsfahrten, Schweinemärkte und andere Dinge des irdischen Lebens unterhielten, häufig aber auch über Streitigkeiten, Zauberei, böse Weibergeschichten und Mordtaten, saßen die der neuen Bewegung zugewandten Männer und Jünglinge im andern Lum um ihren Wortführer und übten ein christliches Lied ein. Wenn der Missionar bei ihnen zu Gaste war, trug die Unterhaltung regelmäßig zur Klärung der Gedanken über das Christentum bei und offenbarte die bei Einzelnen immer stärker werdende Neigung zum Übertritt.

Es dauerte nicht mehr lange, so erfolgten die ersten Anmeldungen zur Taufe. Wie zu erwarten, waren es ehemalige Schüler, die diesen Schritt taten: Kaboing und Kamungfanga. Am 20. August 1899 wurden sie in Simbang von Missionar Pfalzer in den Schoß der christlichen Kirche aufgenommen. Es bildete sich seitdem die Sitte aus, daß die Täuflinge am Tage vor der heiligen Handlung ihr Herz in einer Privatbeichte erleichtern.

Welche Gedanken einen Papua bewegen, wenn er die Taufe begehrt, konnte Missionar Pfalzer aus den Briefen ersehen, die ihm zu jener Zeit von ehemaligen Schülern zugegingen. Ein solcher mag in wörtlicher Übersetzung hier Platz finden. Er ist von einem gewissen Ika geschrieben und lautet:

„Weswegen wir wollen baden in Taufe.“

„Deswegen: Jesus sagte zu seinen Jüngern so: Geht in alle „Dörfer hin und sagt meine Lehre; und wenn ein Mensch meiner „Lehre Beifall gibt und sein Inneres mit mir ist, wie er mich

„fest ergreift, und wenn dieser Mann baden wird in Taufe, —  
„des Herrn Name geht auf ihn hinauf, und wird des Herrn  
„Jünger, wird nicht verloren gehen.

„Jesus sagt: Wir zuvor wie Wildlinge. Jetzt unser Ver-  
„ständnis erwacht zu unserm Herrn, und unser Herz schmerzt  
„über unserm eigenen Schlechten, und wir wollen unser Inneres  
„ändern. Wir wollen meiden unsere eigenen Dinge, die irdischen;  
„wir wollen wegwerfen Geister und Geisterpläze und die übrigen  
„irdischen Dinge, und wir bitten um Taufe, daß sie auf uns  
„komme, und des Herrn Name steige auf uns, und wir dann  
„wie ein taugliches Gefäß. Der Herr wird sein Eigentum in sein  
„Papier schreiben, wir werden des Herrn Volk; er wird uns immer  
„behüten, wird uns nicht wegwerfen.“

Dieser Brief gibt bei aller Unbeholfenheit des Ausdrucks doch Zeugnis davon, daß der junge Papua begriffen hat, um was es sich bei der Taufe handelt. Solche Äußerungen eines auf der Schwelle zwischen Heidentum und Christentum stehenden Menschen sind um so wertvoller, da er sie ganz für sich allein ohne Beihilfe seines Lehrers niedergeschrieben hat.

Der Zugang zum Sakrament wurde den Taufbewerbern nicht leicht gemacht. Da es sich in der ersten Zeit doch nur um Einzelne handelte, kannten die Missionare von der Schulzeit her die Eigenheiten und Schwächen eines jeden und drangen natürlich auf ernstliche Selbstzucht. Später, als die Meldungen zahlreicher wurden, hielt es Missionar Bamler in Deingerhöhe für angebracht, ihnen mit aller Deutlichkeit zu sagen, daß sie als Christen in jeder Hinsicht die besten ihres Volkes werden müßten. Er betonte in seinen Predigten das Arbeiten fast ebenso sehr, wie das Beten, und machte den Fleiß geradezu zu einer Vorbedingung für die Annahme der Taufbewerber. „Faulenzer machen dem Herrn Christus keine Ehre,“ pflegte er zu sagen.

Die beiden Erstlinge von Simbang erhielten bei der Taufe biblische Namen: Tobias und Silas. Später bildete

man aus der Landessprache neue Namen, die eine schöne christliche Bedeutung hatten. Die Täuflinge durften sie sich meist selbst wählen. Hier sind einige Proben. Der vorhin erwähnte Ika ließ sich Yaingwoga d. h. „Evangelist“ nennen. Andere wählten Bezeichnungen wie: Yakamtung (ich glaube), Matagede (Auge emporgerichtet).

Das weibliche Geschlecht hielt sich längere Zeit fern. Das ist ja die Erfahrung aller Missionsfelder. Als aber Jünglinge und Männer in größerer Zahl Christen geworden waren, näherten sich auch die Mädchen den Missionshäusern, zumal denen, in denen eine Hausfrau waltete, und taten es dann bald an Verneifer den Knaben gleich. Man sammelte sie erst nur hin und wieder am Sonntag nachmittags. Es war ein lieblicher Anblick, wenn fast sämtliche Mädchen aus dem Taimidorf bei Deingerhöhe von Vater oder Mutter begleitet zur Station kamen und den Missionar baten: „Erzähle uns“. Aufmerksam saßen sie, wenn ihre Bitte erfüllt würde, auf der Veranda des Hauses. Durch ihre lebhaften Zwischenfragen ward manches Mißverständnis beseitigt. Erst wenn es finster wurde, dachten sie ans Heimgehen. Vorher aber drückte jede dem Erzähler die Hand, und gar drollig klang es, wenn sie dazu ihr „gutt nagt“ sagten. Beim Fortgehen stimmten sie gewöhnlich ein fröhliches Liedchen an. Etliche Mädchen fragten bei solcher Gelegenheit einmal, warum sie denn gar nicht kommen und lesen lernen dürften. Das gab willkommenen Anlaß zur Einrichtung einer Mädchenschule. Es fand sich genug Arbeit für weibliche Hände auf der Station. Die mußten sie an Stelle des Schulgeldes leisten. Vormittags wurden sie unterrichtet, nachmittags arbeiteten sie. Die Mehrzahl stellte sich durchaus nicht ungeschickt zum Lesen und Schreiben an. Ihre Besuche im Missionshaus wurden auch benutzt, ihnen zu schicklicher Kleidung zu verhelfen. Die ihre Sache besonders gut machten, bekamen

eins der bunten Kleidchen, die von bayerischen Missionsvereinen nach Deinerhöhe geschickt wurden. Das mehrte den Eifer der Schülerinnen noch.

Auch die Frauen holten übrigens mit der Zeit nach, was sie zuerst versäumt hatten. Auf einzelnen Stationen sind sie jetzt bei den Taufanmeldungen bereits in der Mehrzahl. Auch wird ihre Aufmerksamkeit im Gottesdienst besonders gelobt.

Der frühe Tod eines der beiden Erstlinge, des Tobias Kabong, machte einen tiefen Eindruck auf Christen wie Heiden, weil es ein recht gottseliges Sterben war. Er lebte im Jabim-dorfe Bupalum und hatte dort der Mission manche schätzenswerte Dienste geleistet. Wie eine Säule stand er unter der kleinen Schar der jüngeren Christen. Die Missionare hofften aus ihm noch einmal einen trefflichen Evangelisten für weitere Kreise machen zu können. Da raffte ihn eine hitzige Krankheit hinweg. Sein geistlicher Vater, Missionar Pfalzer, eilte zu ihm, sobald er davon hörte. Er fand den Patienten aber bereits in einem Zustande, der die Hoffnung auf Genesung ausschloß. Nur mit seinem Trostzuspruch konnte er ihm noch helfen. Dafür war der junge Christ herzlich dankbar. Wenn die peinigenden Schmerzen einmal nachließen, faltete er die Hände. „Herr Jesus Christus, Gottes Sohn“, betete er, „erbarme dich meiner, schließe deine Thüre nicht vor mir zu!“ Auf die Frage, ob er glaube, daß Christus auch für ihn gestorben sei, und daß Gott ihn darum nicht verstoßen werde, antwortete er bestimmt: „Ja, ich glaube das, ich gedenke daran“.

Seine Dorfgenossen, besonders die Weiber, wollten die Krankheit nach heidnischer Sitte besprechen lassen, denn nach ihrer Meinung geht jede Erkrankung auf Verzauberung zurück. Dazu ließ es der Missionar aber nicht kommen, obwohl er mit dem alten Jaboa von Simbang, der seine Kunst an ihm versuchen wollte, eine heftige Auseinandersetzung deswegen hatte.

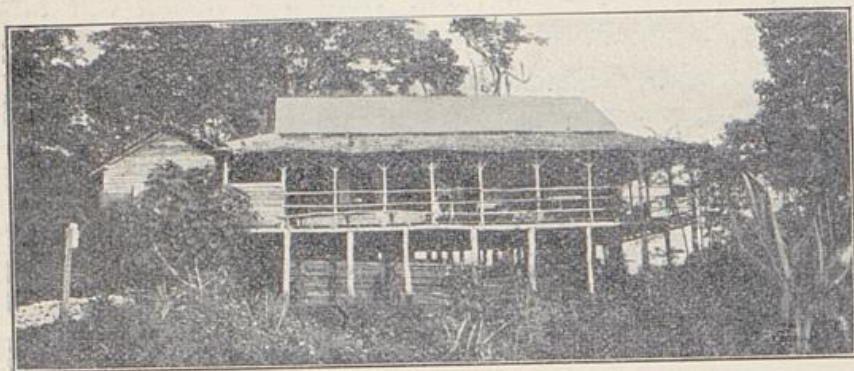
Als Tobias Raboing unter seinen eigenen und der Mitchristen Gebeten entschlummert war, eilten die Glaubensgenossen, weiße und schwarze, von allen Seiten herbei, ihm die letzte Ehre zu erweisen. Sie ließen ihn nicht auf heidnische Weise aufbahren, wobei der überladene Schmuck von Oberhäuern und Hundezähnen die größte Rolle zu spielen pflegt. Ein einfaches Tuch und ein Kreuz darauf, das war sein Sargschmuck. Die Feier begann mit einem Liede, das nach Melodie und Text unsrem „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“ entspricht. Auf den liturgischen Teil folgte als Schriftvorlesung die Geschichte des Jünglings von Nain und hierauf eine kurze Ansprache, welche in Anknüpfung an die mit dem Verstorbenen zuletzt besprochene Geschichte vom verlorenen und wiedergefundenen Sohne den Spruch behandelte „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen“. Eine besondere Mahnung an die anwesenden Christen bildete den Schluß, worauf die Trauerversammlung noch sang: „Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?“

Bei diesem ersten Begräbnis eines Christen mußte die Frage erörtert werden, ob er nach herkömmlicher Sitte bestattet werden sollte oder nicht. Die Papua haben die Gewohnheit, ihre Toten unter ihren Hütten zu begraben. In gewissen Fällen wird das Grab auch beim Lum des Ortes gemacht. Die Christen entschlossen sich, ihren Freund im christlichen Versammlungshaus aufzubahren und auch dort zu begraben. So blieben sie in Gemeinschaft mit ihm; denn nun konnten sie an jedem Abend rechts und links von seinem Grabe sitzen und beim Singen ihrer Lieder seiner treulich gedenken.

In späterer Zeit versuchten die Missionare, die Umgebung des Lum Bapia zu einem Gottesacker nach deutscher Art zu machen. Weil das aber gar nicht im Einklang mit der Papuasitte steht, konnten sie mit dem Gedanken bisher nur auf Tami

durchdringen. Sie warten in Geduld, bis die alte Sitte von selbst ins Wanken kommt.

Besonders stark ist die Bewegung zum Christentum in Deizerhöhe und den umliegenden Dörfern geworden. Nachdem die ehemaligen Schüler in ihren Orten kleinere oder größere Zuhörerkreise gesammelt hatten, traten die Missionare mit ihrer Predigt regelmäßig unter die Heiden. Sie pflegen die Tritonmuschel zu blasen, wenn sie in ein Dorf kommen. Auf dieses wohlbekanntes Zeichen eilen die Bewohner aus ihren Hütten oder den Feldern herbei und scharen sich im Versam-



Erstes Missionhaus in Deizerhöhe.

lungshaus um den Prediger. In den seltener oder noch gar nicht besuchten Orten kommt es wohl vor, daß seine Rede manchen Zuhörern unverständlich bleibt, zumal da in den Bukana-Dörfern die Yabimsprache nicht allgemein verstanden wird. Dann erklärt nötigenfalls der Häuptling seinen Untertanen das Gesagte. Der Prediger sah einmal, wie der von Olugetu zu seinen Worten beifällig nickte und, zu den Dorfgenossen gewendet, sagte: „Unsere Oberhauer und Hundezähne will er nicht, er will unser Inneres.“ Das war immerhin eine richtige Verdolmetschung, so kurz und papuanisch die Wiedergabe der Predigt auch ausfiel.

Die Taufanmeldungen aus den Yabim- und Bufauadörfern wurden nun immer zahlreicher, so daß die Missionare kaum Zeit und Kraft genug hatten, den Vorbereitungsunterricht mit der nötigen Sorgfalt durchzuführen, zumal da das Klima in der Niederung an der Küste seine lähmende und schwächende Wirkung ausübt. Glücklicherweise war das Missionshaus in Neuendettelsau imstande, fortgesetzt Verstärkungen zu schicken. Es stehen jetzt mehr als 20 Missionare im Dienst. Um aber die Kräfte der Weißen zu schonen, geht man mit dem Plan um, die eingeborenen Gehilfen gründlicher auszubilden. Auf dem Logaueng-Berg bei Simbang ist eine Anstalt für sie im Entstehen.

So häufig die Taufstage in neuerer Zeit auch geworden sind, sie machen doch immer noch großes Aufsehen in der Umgebung und werden regelmäßig von der ganzen Gemeinde als Freudenfeste gefeiert. Im stattlichen Festzug der von nah und fern herbeigekommenen Christen werden die weißgekleideten Täuflinge wie im Triumph zum Taufwasser geführt. Auf den älteren Stationen hat der Lum Papia einem regelrechten Kirchlein Platz gemacht. Statt der Tritonmuschel läutet ein von den Missionsfreunden in der deutschen Heimat geschenktes Glöckchen zum Gottesdienst. Man hat natürlich beim Kirchenbau gleich auf Zuwachs gerechnet; an den Taufstagen aber tritt trotzdem regelmäßig Platzmangel ein. Wiederholt half man sich damit, daß die Wände weiter hinaus gerückt wurden. Doch kann es immer noch vorkommen, wie es in Yabim geschah, daß die männliche Jugend im Dachgebälk Platz nehmen und von dort auf die feiernde Gemeinde herunterschauen muß. Sind Ehepaare unter den Neugetauften, so schließt sich an die Tauffeier in der Regel ein zweiter Festtag an, an dem ihre Ehen christlich eingesegnet und ihre kleinen Kinder getauft werden.

Der fortschreitenden Entwicklung der Gemeinden in der Yabim-Landschaft entsprechen auch die besseren Hilfsmittel der Mission im Schul- und Kirchengebrauch. Es ist bereits eine kleine Literatur in der Landessprache vorhanden. Man hat sie hauptsächlich dem Fleiß des 1906 verstorbenen Missionars Better zu verdanken, der als bester Kenner der Yabimsprache galt. Unter seiner Aufsicht wurden Fibel, Katechismus, Liederbuch und Biblische Geschichten gedruckt. Es wird neuerdings auch ein Sonntagsblatt in dieser Sprache herausgegeben.

Da die im Bereich der Neuendettelsauer Mission wohnenden Stämme tüchtige Arbeitskräfte liefern, kommt es vor, daß auch einzelne Christen unter den hier angeworbenen Plantagenarbeitern sind. Missionar Zahn fand bei einer Geschäftsreise in der Gegend von Friedrich Wilhelms-Hafen viele Yabim- und Bukaua-Leute. Er holte die Christen zusammen und hielt ihnen einen Gottesdienst. Wie freuten sie sich, als sie in der Fremde das Wort Gottes in ihrer Muttersprache hörten. Das war doch noch etwas anderes, als wenn die in der Nähe ihrer Arbeitsplätze wirkenden Rheinischen Missionare mit ihnen redeten. Bei der Rückkehr mußte Zahn jedoch eine schmerzliche Erfahrung machen. Er benutzte einen Lloyd-Dampfer, der eine größere Anzahl deutscher Landsleute an Bord hatte. Als der Sonntag kam, erbot sich der Missionar, ihnen einen Gottesdienst zu halten. Es kam aber keiner zustande. Die meisten der in unseren Kolonien lebenden Männer scheinen im Gegensatz zu den kirchlich gesinnten Engländern, die überall Gottesdienste veranstalten, kein Verlangen nach geistlicher Speise zu haben. Betrübt ging der Missionar von den Kajüts-Passagieren zu den Eingeborenen, die dasselbe Schiff zur Heimfahrt benutzten. Kaum hatten sie ihn erblickt, so riefen sie: „Sang tali saxta“, d. h. „Zahn, den Sonntag sehen!“ Wie beschämend für die weißen Christen!

Die Frage, ob die Getauften treu bleiben und die Echtheit ihrer Bekehrung mit der That beweisen, läßt sich wegen der Kürze der Zeit natürlich nur mit allem Vorbehalt beantworten. Bei vielen muß der tägliche Wandel sich doch vorteilhaft von dem der Heiden abheben, denn einer der letzteren sagte einmal zum Missionar: „Wir sehen, es ist doch ein ganz ander Ding, getauft zu sein und zu leben, wie diese.“ Die Verpflichtung hierzu wird den Bekehrten natürlich vor und bei der Taufe nachdrücklich zu Gemüte geführt.

Ein schwieriger Punkt, der schon bei der Taufanmeldung und während der Vorbereitung zu manchen Weiterungen führt, liegt in den ehelichen Verhältnissen. Männer, die als Heiden mehrere Frauen hatten, was nicht selten ist, müssen sich entschließen, alle bis auf eine zu entlassen. Die dabei sich ergebenden Schwierigkeiten machen nicht nur den Nächstbeteiligten, sondern auch den Missionaren viel Mühe und Kopfzerbrechen. Junge Männer müssen sich verpflichten, als Christen nur eine Frau zu nehmen. Im Heidentum genießen die Männer eine fast schrankenlose Freiheit, und wer die menschliche Natur kennt, wird es erklärlich finden, daß in einem Volke, das sich eben erst von heidnischen Anschauungen löst, bei den Übergetretenen der alte Adam leicht wieder auflebt. Solche Männer werden dann in Kirchenzucht genommen. Im Allgemeinen unterwerfen sich die Getauften willig den Ordnungen der Gemeinde und nehmen es als etwas selbstverständliches hin, daß sie bei Verirrungen gestraft werden, bei schweren Fällen auch durch öffentliche Kirchenbuße.

Gibt es in dieser Hinsicht Schatten im Leben der jungen Gemeinden, so fehlt es andererseits auch nicht an Beweisen, daß ein neuer Geist die Herrschaft gewinnt. Um den Landfrieden ist es entschieden besser bestellt, als früher. In Wareo sagten bald nach Gründung der Station die Alten zum

Missionar: „Jetzt seid Ihr da, jetzt ist das Kriegführen und Totschlagen vorbei“. Daß das nicht nur im Sinne einer Nötigung durch die neue Obrigkeit zu verstehen ist, zeigt sich im Verkehr der christlichen Eingeborenen untereinander. Wenn man bedenkt, daß bis vor kurzem nicht nur die verschiedenen Stämme, sondern auch Nachbardörfer desselben Stammes sich gegenseitig bei irgend einem Todesfall der Zauberei beschuldigten, sich beraubten und mit Krieg überzogen, daß aber jetzt die Yabim als Gäste und Taufzeugen zu den Übertrittsfeiern der Bukuanachristen, und umgekehrt diese als Festbesucher zu jenen kommen, so ist das unverkennbar eine edle Frucht der Friedensbotschaft, die zu den Papua gekommen und von ihnen angenommen worden ist. Auch über der Macht des Aberglaubens und dem Zaubereinsfug geht das Licht auf. Auf der neugegründeten Station Heldsbach erkrankte ein Taufbewerber in der Vorbereitungszeit schwer. Kurz vor seinem Tode konnte er noch getauft werden. Daß es ihm voller Ernst mit dem Abtun des Alten und dem Eintritt in die christliche Gemeinschaft war, ging unter anderm daraus hervor, daß er einem bekannten Zauberer, der bei ihm erschien, zurief: „Willst du von Zauberei reden, so komm nicht in mein Haus“. Das muß man einem Menschen, der bis vor kurzem steif und fest daran glaubte, daß jede Erkrankung auf Zauberei zurückzuführen sei, wirklich hoch anrechnen.

### Ein Besuch auf der Sattelberg-Station.

Das mörderische Klima von Neu-Guinea hat auch der Neuendettelsauer Mission zu schaffen gemacht. Als das bekannte große Sterben der Beamten und Pflanzler in Finschhafen stattfand, wohnten die Missionsleute ganz in der Nähe. Während aber die andern Ansiedler fluchtartig die Gegend verließen, hielten

sie aus. Das Fieber war freilich auch in ihren Häusern ein häufiger Gast. Außerdem litten sie viel an den sogenannten klimatischen Wunden, die zwar bei sorgfältiger Behandlung nicht lebensgefährlich, aber doch sehr lästig sind und die Arbeitskraft lähmen.

Um diesen Gefahren des Klimas zu begegnen, war Flierl von vornherein auf Anlegung einer hochgelegenen Gesundheitsstation bedacht. Aber erst 1892, also 6 Jahre nach der Gründung von Simbang, kam er zur Ausführung des Planes. Er mußte dabei zum zweiten Male auf diesem Missionsfelde die Mühsale der Pfadfinderarbeit durchkosten. Die Erkundungsmärsche durch die Waldwildnis waren mit großen Anstrengungen verbunden, denn die in die Berge führenden Pfade der Eingeborenen waren äußerst primitiv. Der Wanderer mußte oft auf Händen und Füßen über steile Schluchten klettern, dann wieder durch verworrenes Dickicht kriechen, Sümpfe oder niedergefallene Baumriesen des Urwaldes umkreisen usw. Wenn andre Europäer auf Kosten der Regierung oder großer Gesellschaften ähnliche Expeditionen unternehmen, werden ihnen reiche Geldmittel zur Verfügung gestellt. Der Missionar aber sucht zu sparen, wo er nur kann.

Endlich war ein geeigneter Platz gefunden. Er lag auf dem 900 Meter hohen Sattelberge, der sich unweit Finschhafen mit mehreren Vorbergen landeinwärts gegen das Hauptgebirge von Kaiser Wilhelms-Land erhebt. Sein Plateau war mit üppigem Urwald bestanden. Ihn niederzulegen hielt nicht lange auf, da die Bergbewohner, die bei gelegentlichen Besuchen an der Küste schon einige Berührung mit den Missionaren gehabt hatten, sehr dienstwillig waren. Es bereitete ihnen offenbar großes Vergnügen, mit den Äxten und Sägen, die der Missionar zur Verfügung stellte, den großen Bäumen zu Leibe zu gehen. Wenn wieder so ein fallender Waldriese krachend

den Abhang hinunterstürzte, konnten sie sich mit Jauchzen und Jubelgeschrei kaum genug tun.

Als der Wald, der bis dahin die Aussicht verhindert hatte, beseitigt war, erkannte Flierl erst, was für einen schönen Platz er erworben hatte. Nach allen Seiten öffnet sich eine entzückende Fernsicht. Über die dunkel bewaldeten Hänge, die sich zur Küste hinunterziehen, sieht man nach Osten weit auf das schimmernde Meer hinaus. Am Horizont schweben ferne Inseln und die Gestade von Neu-Pommern über der Wasserfläche. Auf der andern Seite erblickt man wie aus der Vogelschau die nahe am Küstensaum liegenden drei kleinen Tami-Inseln, jenseits des weiten Huon-Golfs aber in blauer, nebelhafter Ferne die Hochgebirgsketten von Neu-Guinea. Nach Westen zu erheben sich in mehrstündiger Entfernung höhere Waldgebirge, die vielfach von Wolken verhüllt sind. In dieser Richtung breitet sich ein unbegrenztes Forschungsgebiet aus, das allerdings dem Naturfreund mehr Ausbeute verspricht, als dem Missionar. Soweit man bisher in Erfahrung gebracht hat, ist das Land in den höheren Gebirgslagen äußerst spärlich bewohnt.

An diesem ausgesucht schönen Plage, der die in gesundheitlicher Hinsicht auf ihn gesetzten Hoffnungen durchaus erfüllt hat, fing nun ein munteres Bauen an. Die Bergstation ist im Laufe der Jahre zum Hauptort der Neuendettelsauer Mission geworden und zugleich zu einer Sehenswürdigkeit von Kaiser Wilhelms-Land.

Um die Bedeutung der Niederlassung, wie sie jetzt ist, kennen zu lernen, schließen wir uns einer der vielen Reisegesellschaften an, die Jahr aus Jahr ein hinaufpilgern, sei es, daß neue Missionsleute aus der Heimat ankommen, oder daß die auf den anderen Stationen krank gewordenen Männer und Frauen zur „Kur“ hinaufgebracht werden. Finschhafen dient in der Regel als Ausgangspunkt.

Bis vor einigen Jahren mußte man die Unbilden einer Reise im unkultivierten Lande beim Aufstieg reichlich durchkosten. Es ging zuerst nach Busum, einem Küstendorf, entweder zu Fuß durch den Urwald auf ungebahntem Wege oder im Boot. Die Fahrt verursachte freilich bei einigermaßen bewegter See dem Neuling viel Unbehagen. Von Busum kletterten die Wanderer den steilen Berg hinauf. Obwohl die Hindernisse, die Flierl seiner Zeit vorfand, sich inzwischen wesentlich verringert hatten, war das immer noch eine schwierige Partie.

Diese Reiselasten gehören jetzt der Vergangenheit an. Die Missionsleute haben eine bequeme Fahrstraße auf ihren Berg gebaut, so daß wir uns unter Umständen sogar den Luxus einer Wagenfahrt leisten können. Für die Patienten, die auf der Gesundheitsstation untergebracht werden, ist das eine nicht hoch genug anzuschlagende Erleichterung gegen früher, wo der Aufstieg eine wirkliche Strapaze war.

Wie sich die Bergstation einem Besucher darstellt, der das Geschaffene auf seinen praktischen, wirtschaftlichen Wert hin ansieht, zeigt ein Bericht des Herrn v. Bennigsen, des früheren Gouverneurs von Deutsch-Neu-Guinea. Er nahm im Juni 1901 einen achttägigen Aufenthalt auf dem Sattelberge und fühlte dabei, wie er schreibt, zum ersten Male seit seiner Ankunft in der Südsee den Zauber echt deutschen Familienlebens. Den Eindruck, den die Ansiedelung auf ihn machte, schildert er folgendermaßen\*):

„Das Land rings um die Station ist vom Walde befreit und zu Kulturen verwendet, welche der Ernährung der Missionare, ihrer Angehörigen und der farbigen Schulkinder dienen. Eine schöne Herde von 30 Stück Rindvieh weidet am Bergabhang.

\*) Deutsches Kolonialblatt 1901, Seite 632.

Wohlgepflegte größere Flächen sind mit der rankenden Süßkartoffel, andere mit deutschen Kartoffeln und Gemüsen, mit Bananen, Ananas und Maulbeeren bepflanzt. In den von Schulunterricht freien Nachmittagsstunden schwingen die fleißigen Kai-Jungen Art, Buschmesser und Hacke, so daß wir, wenn nicht im Vordergrund die Kreuze auf der im Bau begriffenen Schule an den religiösen Zweck der Niederlassung gemahnten, zunächst glauben würden, die gut gehaltene Farm eines fleißigen deutschen Ansiedlers vor uns zu haben. Missionar Flierl, nicht allein ein eifriger Verkündiger des Wortes Gottes, sondern auch ein tüchtiger Landwirt, der hier oben in den Bergen Neu-Guineas den Boden schon mit Pflug und Ochsen beackert, hat es in selten glücklicher Weise verstanden, seine Missionsstation gleichzeitig auch zu einer wirtschaftlich vorbildlichen Anlage zu machen. Er wird hierin von seiner Frau unterstützt, die die Produkte des Landes sowie der Viehwirtschaft und Geflügelzucht vorzüglich zu verwenden und den großen Haushalt in sparsamster und doch reicher Weise zu führen versteht. Sie und ihre vier kräftigen, blühenden Kinder sprechen für die Gesundheit der Station. Moskito's und Malaria bleiben wegen des freien, dem Winde von allen Seiten ausgefegten Hausplatzes den Hausbewohnern bei ständigem Aufenthalt hier oben fern, und die gemäßigte Temperatur, die nachts regelmäßig auf  $15\frac{1}{4}$  Grad Reaumur herabsinkt, hindert die Erschlaffung von Geist und Körper."

Seit diesem Besuch des Gouverneurs ist auf dem Sattelberge noch viel gerodet, gepflanzt und gebaut worden. Im September 1903 wurde die Kirche fertig, ein für Neu-Guinea recht stattliches Gebäude mit würdigem Altar (die schönen Paramente und Abendmahlsgefäße sind Geschenke bayerischer Missionsfreunde); die sauber geweißten Wände und die gestrichenen Bänke erinnern an eine deutsche Dorfkirche. Der

aus heimischem Material fein gearbeitete Taufstein wurde am Erscheinungsfest 1904 bei der Taufe der Erstlinge aus den Bergstämmen in Benutzung genommen. Wenige Jahre nach Vollendung des Kirchenbaues wurde noch ein größeres Versammlungshaus gebaut, weil bei besonderen Gelegenheiten die Menge der Besucher nicht Raum genug fand. Ungefähr gleichzeitig entstand ein schönes Herbergshaus für Erholungsbedürftige, deren immer einige hier weilen. Der gute Ruf der Gesundheitsstation hat sich schnell auch außerhalb der Missionskreise verbreitet. Neben Angehörigen der Rheinischen Mission suchen Beamte und andere Europäer die frische Bergluft auf.

Leider verursachte das im September 1906 stattgefundene Erdbeben wie in den Niederlassungen an der Küste so auch auf dem Berge nicht unbeträchtlichen Schaden am Wohnhaus, den Wasserbehältern und einigen anderen Baulichkeiten. Doch haben die solid gearbeiteten Häuser den schweren Tag besser überstanden, als man während der vielen heftigen Erdstöße fürchten mußte.

Die um die Station her wohnenden Eingeborenen gehören zum Kai-Stamme, der bei der Küstenbevölkerung als besonders schlecht und wild verschrien ist. Wenn das ein Papua vom andern sagt, so ist darauf zunächst noch nicht viel zu geben, zumal wenn die beiden verfeindet sind. Aber auch die Missionare gewannen keinen günstigen Eindruck, als sie tiefere Blicke ins Volksleben der Bergbewohner tun konnten. Einer der auf dem Sattelberge stationierten Missionare, Christ. Keyßer, entwarf in der ersten Zeit ein furchtbar düsteres Bild von ihrem Treiben. In einem seiner Berichte heißt es:

„Wie hocken sie so teilnahmslos da, während man zu ihnen vom Besten spricht, das man zu geben hat. Entweder schauen sie einen mit höhnisch grinsenden Gesichtern an oder

sie starren gedankenlos vor sich hin. Sie merken freilich nichts davon, wie es oft in einem siedet und kocht, und daß es dem Missionar zuweilen wie dem Propheten Elias unter dem Wachholder ergeht. Wenn sie dagegen einander von ihren Scheußlichkeiten erzählen, da kommt Leben und Bewegung in sie. Dann sind sie in ihrem Element. Da hat z. B. einer die Frau seines Freundes verführen wollen. Er trat mit seinem Verlangen vor sie hin, als sie mit ihrem kleinen Sohne auf einem Baumstamm den in der Regenzeit angeschwollenen Busimbach überschreiten wollte. Da die Frau ihm widerstand, schlug der rohe Mensch sie mit seinem Beile, sodaß sie sofort samt ihrem Kinde in die reißende Flut stürzte. Unten am Meer, wo der Bach mündet, hat man die tote Frau mit einer klaffenden Wunde am Hinterkopf aus dem Wasser gezogen; der Leichnam des Kindes lag in der Nähe des Tatortes am Ufer. Oder: Ein Mann besucht seine Freunde, die sich aus irgendwelchen Gründen in ihr Baumhaus zurückgezogen haben. Man unterhält sich in der lustigen Hütte, die auch bei den Papua ein beliebter Zufluchtsort ist. Plötzlich wird der Gast von dem neben ihm sitzenden Manne umfaßt; ein anderer ergreift den Speer und stößt ihn dem Opfer in die Brust. Stöhnend kriecht der zum Tode Verwundete zur Tür hinaus und stürzt vom Baum hinunter auf den Erdboden, wo er mit Geheul empfangen und vollends totgeschlagen wird. Ein anderer erwürgt seinen völlig wehrlosen Onkel. Da derselbe sterbend nach dem Grunde fragt, erwidert der Neffe roh: „Weil ich einen Eberhauer dafür bekomme“. Für einen schönen Eberzahn oder eine Hundezahntasche wird der Freund zum Mörder des Freundes.“

Das sind kleine Sittenbilder aus der Zeit, da die Kai in Berührung mit dem Christentum kamen. Von demselben Missionar wissen wir, daß ein Mann kurz vor seiner Taufe

freiwillig gestand, daß er 4 Morde, 40 größere Diebstähle und 20 Fälle von Ehebruch auf dem Gewissen hatte, ganz zu schweigen von einer Menge kleinerer Untaten.

Unter diesen Umständen ist es zu begreifen, daß das Heidentum der Kai den Missionaren zuerst wie eine trogige, schwer einnehmbare Burg erschien. Man hatte anfangs Schüler von der Küste mit heraufgenommen. Sie mußten aber wieder in ihre wärmere Heimat hinabgeschickt werden, weil ihnen das Klima auf dem zeitweilig in Wolken gehüllten Berge nicht bekam. Ersatz für sie aus den Kai-Dörfern zu erhalten, hielt zuerst schwer. Das Volk war noch zu mißtrauisch.

Schließlich wurde aber auch dieser Teil des Missionsfeldes durch Vermittelung der jungen Männer und die ihnen erwiesene Liebe geöffnet. Es war eine kritische Zeit, als einzelne der aus den Kaidörfern stammenden Schüler auf der Station krank wurden. Natürlich hieß es sofort, sie wären von den Weißen bezaubert. Noch gespannter wurde die Stimmung, als ein Junge starb. Er war der Nefte des Häuptlings in einem Bumingdorfe. Die Angehörigen holten die Leiche in den zwei Stunden entfernten Ort. Man mußte sich darauf gefaßt machen, daß alle Kostschüler entliefen, aus Furcht, daß die Buming-Leute gegen die Missionsstation Krieg machen würden. Da hatte Flierl den Mut, zum Begräbnis seines Schülers selbst unter die Wilden zu gehen. Mit den Stationsknaben aus jener Gegend setzte er sich mitten in die Trauerversammlung. Als die Weiber in ihren schwermütigen Klagen einmal eine Pause machten, sagte der Missionar, er wolle nun auch singen und etwas sagen. Da sie nichts einzuwenden hatten, stimmte er ein christliches Sterbelied in ihrer Sprache an. Die Schüler sangen leise mit. Dann hielt er eine kurze Ansprache über das allen Menschen auferlegte Sterben und die Auferstehungshoffnung der Christen. So bannte er den Unmut der

Hinterbliebenen. Als nach einiger Zeit die Mutter seines Lieblings-  
schülers gestorben war, begab er sich auch ins Trauerhaus.  
Bei den Papua besteht die Sitte, daß die Bewohner der Nachbar-  
dörfer zur Mittrauer kommen, wenn ein Todesfall vorliegt.  
Er bequeme sich dieser Sitte an und benutzte auch diesen Vorfall,  
den Dörflern in der Umgegend der Station näher zu kommen.

Diese und ähnliche Bemühungen waren nicht vergebens.  
Im Oktober 1904 trat ziemlich unvermittelt ein Umschwung  
ein. Die Leute aus der Nachbarschaft kamen in Scharen  
zum Gottesdienst. Es wurden an manchem Sonntag über  
200 gezählt. Darunter auch solche von Buming. Die aus  
Tifako scheuten sogar den Weg von drei Stunden nicht. Weil  
die ferner Wohnenden am Sonntag nicht rechtzeitig zum Gottes-  
dienst da sein konnten, stellten sie sich schon am Sonnabend  
ein und übernachteten bei gutem Wetter auf dem Stationsgrund  
im Freien, bei Regen lagen sie zusammengepackt in den  
Häusern der Stationsknaben. Mit Rücksicht auf diesen Andrang  
wurde das schon erwähnte Versammlungshaus neben der Kirche  
gebaut.

Einen hübschen Zug berichtet Missionar Keyffer aus der  
Zeit, wo er zwei Jünglinge aus dem Kai-Stamme, die ersten  
ihres Volkes, zur Taufe vorbereitete. Ogang und Guba, so  
hießen sie, waren durch einen längeren Schulunterricht schon  
mit den Hauptstücken der christlichen Lehre bekannt, konnten  
auch ordentlich lesen und schreiben. Nach der Taufe ge-  
dachten sie wieder in ihre Heimat zurückzukehren. Der Missionar  
hatte gerade das Markus-Evangelium übersetzt und ließ seine  
Übersetzung von ihnen abschreiben, wobei er ihnen zugleich den  
Text Vers um Vers erklärte. Die eine Hälfte des Tages  
waren sie draußen bei körperlicher Arbeit, die andre wurde dem  
Unterricht und dem Abschreiben gewidmet. Es war ein rühren-  
der Anblick, sie Tag für Tag bei der mühsamen Arbeit zu

sehen. Sie malten langsam ein Wort ums andre. Zulezt aber war die Freude groß, als sie nach ihrer Taufe das selbstgeschriebene Evangelium in ihrer Muttersprache mitnehmen konnten.

An die Aufnahme dieser beiden Erstlinge in die christliche Gemeinde schloß sich eine ganze Reihe schöner Tauffeste an. Es ging den Missionaren seitdem fast wie den Fischern auf dem See Genesareth, die wider Erwarten einen so reichen Fischzug taten, daß sie den Segen kaum bergen konnten. Bei Beginn des Jahres 1907 sahen sie 300 Taufbewerber vor sich. Um den Vorbereitungsunterricht mit aller Sorgfalt behandeln zu können, mußten sie die Schar sichten. Ähnlich war der Andrang der Kostschüler. Es meldeten sich doppelt so viele, als aufgenommen werden konnten.

## Das Evangelium unter den Kannibalen des Bismarck-Archipels.

Während die christlichen Niederlassungen am Huon-Golf als Tochtergemeinden von Neuendettelsau das Gepräge der lutherischen Kirche an sich tragen, weht durch die im Bismarck-Archipel entstehenden Missionsgemeinden der Geist des großen englischen Erweckungspredigers John Wesley.

Wie weit die Wellenschläge der von ihm einst hervor-  
gebrachten Bewegung gehen, zeigt ein Blick auf die Ausdehnung  
der nach ihm genannten Kirche in Australien. Wie in allen  
britischen Kolonien hat die englische Staatskirche auch dorthin  
ihren ganzen Apparat von Bischöfen und Geistlichen über-  
tragen. Neben den Gemeinden der Staatskirche aber machen  
sich auch alle jene in England entstandenen evangelischen  
Richtungen geltend, die man bei uns in Deutschland als „Sekten“  
bezeichnet, die aber wegen ihrer Größe und Organisation sehr  
wohl beanspruchen können, Kirchen genannt zu werden. Die  
Methodisten \*) nehmen unter ihnen eine hervorragende Stellung  
ein. Sie verfügen in Australien über nicht weniger als 700  
bis 800 Geistliche. Ihre Gemeinden sind von lebhaftem  
Missionseifer erfüllt, der sich bisher ausschließlich in der Süd-  
see betätigte. Künftig wird er auch zur Christianisierung  
Ostindiens beitragen.

\*) Dieser Name ist gleichbedeutend mit dem der Wesleyaner und wird jetzt  
mit Vorliebe gebraucht.

Es besteht ein lebhafter Verkehr zwischen den Gemeinden des australischen Festlandes und ihren Neugründungen in der benachbarten Inselwelt.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lösten sich die methodistischen Gemeinden Australiens von ihrem Mutterstock in Großbritannien los und bildeten eine eigene Organisation, wobei sie die Pflege der in Ozeanien liegenden Missionsfelder ganz allein übernahmen. Sie begnügten sich aber mit den schon ins Werk gesetzten Arbeiten nicht. Im Jahre 1875 kam die Mission im Bismarck-Archipel hinzu.

Es war damals ein Aufsehen erregendes Wagnis, Missionare unter die Kannibalen von Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg zu senden, denn es gab zu der Zeit dort noch keine Ordnung schaffende Hand. England betrachtete zwar die Inselgruppe als zu seiner Interessensphäre gehörig, unterhielt aber keinerlei Stützpunkte seiner Macht im Archipel; von kolonialisatorischen Unternehmungen war vollends nicht die Rede. Erst in den 80er Jahren, als die Auseinandersetzung wegen der deutschen und englischen Ansprüche begann, stieg die Zahl der Weißen und die Sicherheit für Leben und Eigentum. Als am 3. November 1884 die deutsche Flaggenhissung auf Matupi, Mioko und anderwärts erfolgte, hatte das Evangelium schon an vielen Küstenplätzen in aller Stille seinen Einzug gehalten.

Neu-Lauenburg, die zwischen den beiden Hauptinseln des Archipels liegende Inselgruppe, bildete den Ausgangspunkt. Am schönen Gunterhafen im Norden der Hauptinsel ward das erste Missionshaus errichtet, in dem die Fäden des Betriebes während der ersten Zeit zusammenliefen. Später ist die ebenfalls zur Neu-Lauenburg-Gruppe gehörige kleine Insel Ulu an die Stelle dieser ersten Zentralstation getreten. Hier werden die eingeborenen Gehilfen, von deren Verwendung die Methodisten-Mission einen so ausgiebigen Gebrauch macht, ausgebildet. Sie

kehren naturgemäß gern wieder einmal in dem Institut ein, dem sie ihre Schulung verdanken. Im Laufe der Jahre sind als weitere Hauptstationen hinzugekommen: Kaluana und Kabakada auf der Gazelle-Halbinsel; Gratubu und Kudufudu an der schmalen Stelle von Neu-Mecklenburg, die Neu-Lauenburg gegenüberliegt; endlich Omo im Norden der Insel. An allen diesen Orten sind weiße Missionare stationiert, denen in den älteren Bezirken eine größere, in den jüngeren eine kleinere Anzahl eingeborener Prediger und Lehrer zur Seite steht.

Die Ausbreitung des Christentums ist nach Überwindung der Anfangsschwierigkeiten jetzt im besten Gange. Welche Veränderungen dadurch im Volksleben bewirkt werden, läßt sich am deutlichsten auf der Gazelle-Halbinsel sehen. Man wird allerdings bei Beurteilung der dortigen Missionserfolge auch den bald nach dem Einzug der Missionare eingetretenen Einfluß der deutschen Kolonisation in Anrechnung bringen müssen.

Drei Jahrzehnte sind, wenn es sich um die Verwandlung roher Kannibalen-Stämme in ein gesittetes Volk handelt, eine sehr kurze Spanne Zeit. Daß aber in dieser Hinsicht tatsächlich schon sehr erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen sind, geht aus folgender Rundgebung hervor, welche die im Jahre 1900 zur Feier des 25 jährigen Jubiläums versammelte methodistische Synode von Neu-Pommern erließ:

„Vor 25 Jahren war Neu-Pommern noch ein Land voll Unwissenheit, Grausamkeit, Bergewaltigung der Schwachen, Mord und Menschenfraß. Wenn dagegen heute die Eingeborenen auf Neu-Lauenburg, Neu-Mecklenburg und der Gazelle-Halbinsel, soweit der Einfluß unserer Mission reicht, in Frieden und Sicherheit leben, und die Wohlfahrt gedeiht, so ist das eine Wirkung des Evangeliums Jesu Christi. Wo man früher fast immer das Getöse von Kriegs- und Raubzügen vernahm, hört man jetzt ein dankbares Volk Gott preisen, daß es ihn kennen lernte und ihm dienen darf. Vor

22 Jahren erschlugen noch die Eingeborenen von Neu-Pommern in hinterlistiger und grausamer Weise einige unserer Lehrer, heute haben sie ihr Verhalten gegen das „Lotu“ dergestalt geändert, daß wir nicht alle ihre Wünsche nach Pastoren und Lehrern befriedigen können. Das Christentum macht sich bei unserm Volke nicht nur im Äußerlichen geltend, es wird ihm zur Herzenssache und beeinflusst sein tägliches Leben und Treiben. Viele leben im Bewußtsein der Nähe Gottes. Manche bewiesen in der Todesstunde, daß sie in Christus ihren Erlöser gefunden hatten.“

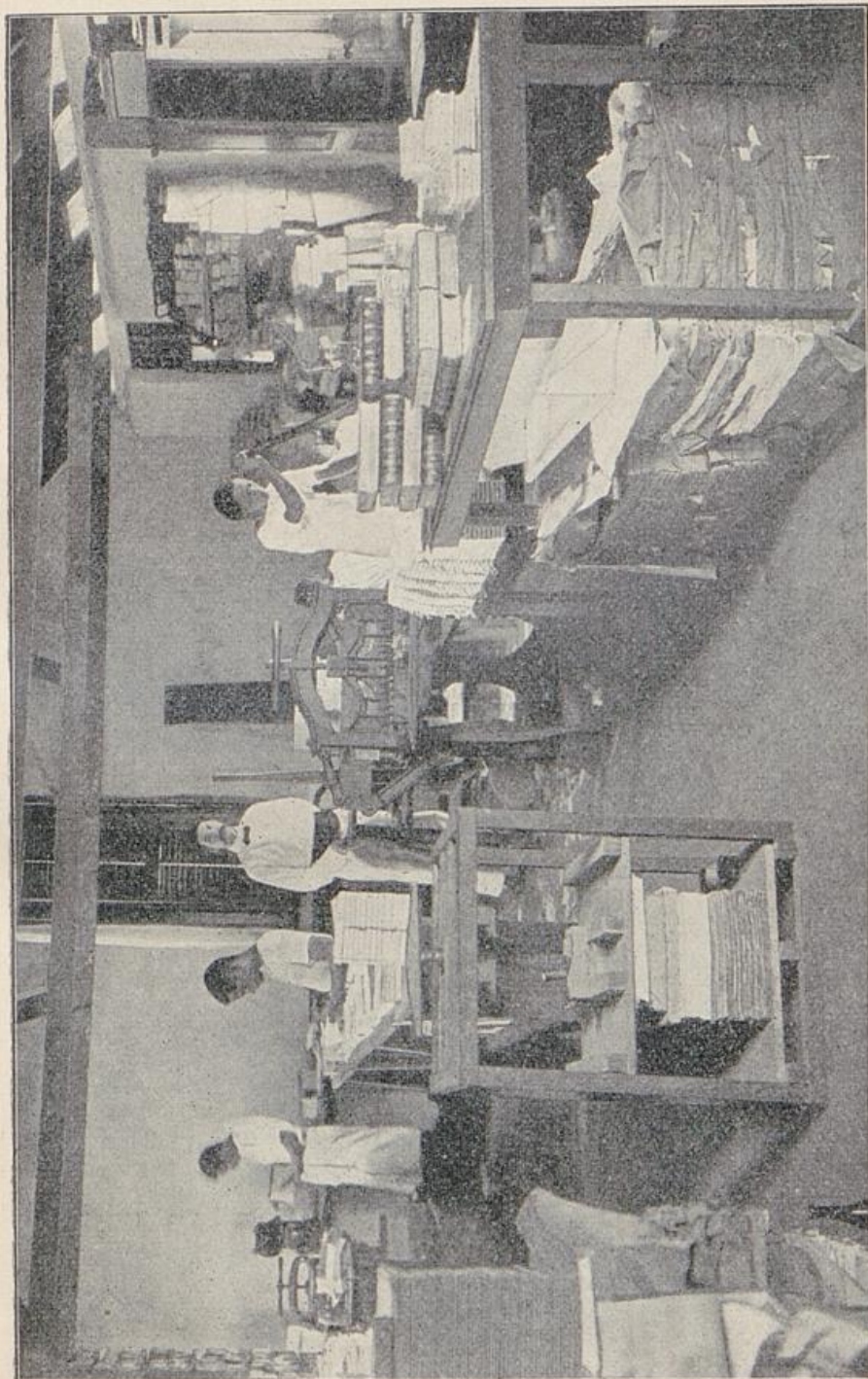
Es liegen Zeugnisse von unbeteiligter Seite vor, welche die Richtigkeit dieser Sätze bestätigen. Das Evangelium hält offenbar jetzt einen siegreichen Einzug unter den Kannibalen des Bismarck-Archipels, so ungeberdig diese sich auch anfangs dazu stellten. Neu-Mecklenburg blieb in den ersten Jahrzehnten hinter Neu-Pommern zurück und ist erst in den letzten Jahren reichlicher mit Stationen und Missionslehrern besetzt worden. Auf der Gazelle-Halbinsel aber ist die Pionierarbeit vorbei; namentlich im nordöstlichen Teil. Hier handelt es sich schon um die Vertiefung der christlichen Erkenntnis und den weiteren Ausbau der gesammelten Gemeinden. Die nachfolgenden Abschnitte sollen uns einen Einblick in die bisherige Entwicklung tun lassen.

### Die ersten Märtyrer auf Neu-Pommern.

Was Selwyn und Pattenon für das südöstliche Melanesien waren, das ist D. Georg Brown, der langjährige Generalsekretär der Methodisten-Mission, für den Bismarck-Archipel gewesen: Pfadfinder und Organisator der Missionstätigkeit. Nachdem er 1874 Viktoria, wo man zuerst Interesse für die neue Mission zeigte, Neu-Süd-Wales und Tasmanien als Werber bereist hatte, zog er im April des nächsten Jahres auf dem der Missionsgesellschaft gehörigen Schiffe „John Wesley“ aus.

Die Fahrt ging über Fidjchi, Samoa und Rotuma. Er besuchte diese alten Missionsfelder in der ausgesprochenen Absicht, eingeborene Lehrer für das neue Gebiet zu holen.

Die Gemeinden auf den Fidjchi-Inseln hatten gerade eine schwere Heimsuchung erlebt. Ein Drittel der Bevölkerung war einer Masern-Epidemie zum Opfer gefallen; darunter nicht wenige Pastoren und Lehrer. Brown begab sich nach Nawuloa in das Seminar zur Ausbildung eingeborener Gehilfen. Es sind immer gegen 100 Studenten dort, zum Teil verheiratete Männer. Man hielt gerade die Abgangsprüfung. Nachdem die Missionare, denen die Ausbildung der Kandidaten oblag, die braunen Leute geprüft und für tüchtig erklärt hatten, von nun an Lehrer ihres Volkes zu sein, trat Brown vor die Versammlung. Er erzählte zuerst von seiner Untersuchungsreise nach Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg. Die dort wohnenden Kanaken seien zur Zeit noch ebenso fern vom Glauben an den lebendigen Gott und von der Erkenntnis des Heils, wie die Fidjchi-Leute vor 50 Jahren, und doch wären die Verheißungen der Bibel auch für diese Heiden geschrieben. Jetzt solle auch ihnen der Tag des Heils anbrechen. Es frage sich nur, wer dazu behilflich sein wolle. An diese Mitteilungen schloß er einen warmherzigen Aufruf. Wen sein Herz dränge, möge jetzt mit ihm ziehen, um das Licht des Evangeliums in die Nacht des Heidentums zu tragen. Als er gesprochen, ging eine große Bewegung durch die Versammlung. Am liebsten wären gleich alle 20 Abiturienten mitgegangen. So viele konnte aber Brown nicht annehmen. Er wählte schließlich 8 Männer aus, darunter 5 verheiratete. Einen tiefen Eindruck machte es auf alle Anwesenden, als Joeli Bulu, der älteste und angesehenste unter den eingeborenen Pastoren, die Erfohrenen zu rechter Treue im Dienst des Herrn unter den fernen Heiden ermahnte. Es war ein feierlicher Abschied von der Gemeinde ihrer Heimat.



Missionsdruckerei in Samoa.



Missionsdruckerei in Samoa.

Bevor sie abreisten, wurde ihr Entschluß noch auf die Probe gestellt. Der englische Administrator, vor dem sie erscheinen mußten, legte ihnen die Frage vor, ob sie auch wüßten, daß sie in ein ganz unbekanntes Land und unter schrecklich wilde Menschen geführt werden sollten. Sie erwiderten, das sei ihnen gesagt worden; ihr Eintritt in den Missionsdienst unter den Kannibalen des Bismarck-Archipels erfolge vollkommen freiwillig. Aminio Bale, der den Wortführer machte, sagte zum Schluß: „Herr, wir haben die Sache reiflich überlegt. Wenn wir sterben, so sterben wir; und leben wir, so leben wir“.

Zu den Missionsleuten von Fidjschi kamen in Samoa noch zwei Ehepaare. In Motuma endlich gesellte sich Missionar W. Fletscher zu den Evangelisten.

Am 15. August kam das Missionschiff im Hunterhafen auf Neu-Lauenburg an. Weil gerade Sonntag war, ging die Reisegesellschaft nicht sofort ans Land, sondern beging den Tag mit einer Weihe- und Gebetsversammlung auf dem „John Wesley“. Am Montag ward in Kinawanna an der Hafensbucht der Platz für eine Ansiedelung gesucht und mit Errichtung der notwendigsten Baulichkeiten begonnen.

Sobald die erste Unterkunft gesichert war, segelte Brown mit einigen Begleitern hinüber zur Gazelle-Halbinsel. In Matupi, wo sein Schiff sofort von zahlreichen Kanus umschwärmt wurde, machte er sich mit den Eingeborenen von Neu-Pommern bekannt. Diese sahen verwegen und wenig vertrauenerweckend aus. Der üble Eindruck ward noch verstärkt, als die Missionare in Rodup auf der sogenannten Krater-Halbinsel landeten. Sie kamen gerade zu einem Kriegszug, den ein Stamm gegen seine Nachbarn führte. Nach diesem ersten Einblick in die Verhältnisse des Missionsfeldes kehrte Brown mit den Seinen in den Hunterhafen zurück und richtete sich dort häuslich ein.

Der „John Wesley“ lichtete bald wieder seine Anker, um heimwärts zu fahren. Der Missionar sah sich nun mit seinen eingeborenen Gehilfen vom Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen. Sein Segelboot war nur für Küstfahrten zu gebrauchen. Er traf alsbald seine Anordnungen für die Besetzung des Arbeitsfeldes. Neben Neu-Lauenburg, das die Hauptstation behalten sollte, gedachte er gleichzeitig Vorposten auf die beiden großen Inseln zu senden. Er sprach eines Sonntags diesen Gedanken aus und fragte, wer freiwillig nach Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg gehen wollte. Alle Anwesenden erklärten sich bereit. Es wurden je zwei ausgewählt: Katu Livai und Penijimani Caumea für die Gazelle-Halbinsel, Glimotama und Pauliasi Bunoa für Neu-Mecklenburg. Ihre Abordnung fand unter vielen Gebeten statt. Brown führte sie selbst am Bestimmungsort ein. In Nodup kam ihm der Häuptling Tobula, der sich in der Folgezeit als eine Stütze der Mission bewährte, freundlich entgegen.

Der Missionar selbst behielt, wie gesagt, seinen Sitz auf Neu-Lauenburg, wo die ihm zur Seite stehenden Lehrer leicht Eingang fanden. Ein junger Eingeborener, der etwas Englisch verstand, war als Vermittler von großem Werte, solange die Ankömmlinge noch nicht der Landessprache mächtig waren. Bald konnte zu Molot in der Tiefe des Hafens das erste Kirchlein errichtet werden; ein bescheidenes Bauwerk aus Stangen, Gras und Blättern. Die Stationsarbeit überließ Brown seinen farbigen Mitarbeitern. Er verwandte seine Zeit fast ausschließlich dazu, die Neu-Lauenburg-Gruppe und Neu-Mecklenburg auszukundschaften und an den geeigneten Stellen die braunen Lehrer zu verteilen.

Aus dem ersten Jahre, wo die meisten der Fidschilente noch beisammen waren, ist eine Predigt bemerkenswert, die der schon genannte Aminio Bale seinen Freunden hielt. Er

redete da von den Anfechtungen des Glaubens im Missionsberuf, wies auf die schweren Erfahrungen der ersten Glaubensboten in ihrer Heimat Fidjchi hin und fuhr fort:

„Ihr jagt: „Was geht das uns an? Wir leben ja auch in einem heidnischen Lande und haben doch keine Anfechtung. Die Leute hassen uns nicht. Wir haben genug zu essen. Wir schlafen jede Nacht im Frieden. Wann haben wir etwas von Haß verspürt?“ Nun, ich sage euch: malua, malua! (wartet nur!) Die Reife kommt auch an uns. Gottes Wort bleibt wahr. Wir werden schon auch noch gehasset werden. Wartet nur, bis ihr die Sprache versteht, bis ihr diese Leute wegen ihrer Sünde tadelt, bis ihr Buße verlangt, bis ihr euch gegen ihren Hochmut wendet, bis ihr das Kreuz Christi predigt. Dann wird eure Zeit kommen.“

Diese Prophezeiung sollte sich bald in überaus trauriger Weise erfüllen. Brown, der noch einmal nach Australien zurückgekehrt war, um seine Frau und zwei Kinder nachzuholen, saß eines Tages in seinem einfachen Studierzimmer, als ein Eingeborener ihm durchs Fenster die Schreckenskunde zurief, drüben auf der Gazelle-Halbinsel sei der eingeborene Pastor Sailasi mit drei andern Fidjchianern erschlagen und aufgefressen worden. Ihre Witwen und Kinder schwebten in der größten Gefahr.

Das wirkte wie ein Blitz aus heitrem Himmel. Der Missionar eilte, Näheres zu erfahren. Was ihm berichtet wurde, ließ ihn in einen furchtbaren Abgrund hineinschauen, an dessen Rande er sich mit seinen braunen Freunden niedergelassen hatte.

Den ersten beiden Lehrern waren bald weitere vier Fidjchi-Leute auf die Gazelle-Halbinsel nachgefolgt. Sie hatten sich in Katawul beim Häuptling Talili niedergelassen. Anscheinend waren die dortigen Einwohner mit der Ansiedelung der Fremden einverstanden. Nur Talili blieb ihr versteckter Widersacher. Es war nicht klar zu erkennen, was er gegen sie hatte. Möglicherweise fürchtete er, die Ankömmlinge, die

zu seinem Ärger auch Erkundungsreisen in die Berge unternahm, würden ihm den Zwischenhandel mit dem Bergvolke stören, den er als sein Monopol betrachtete. Vielleicht wurde er auch mißtrauisch, weil sie die alten Anschauungen und Sitten, unter denen der Menschenfraß eine wichtige Rolle spielte, erschütterten. Kurz, sie waren ihm ein Dorn im Auge. Er ließ sich das zwar den Fremden gegenüber nicht merken, aber im stillen lauerte er auf eine Gelegenheit, sie umzubringen. Die fand sich, als die Lehrer von Katakul eines Tages ein Stelldichein mit ihren an der Blanche-Bai wohnenden Freunden verabredet hatten und zu diesem Zweck landeinwärts wanderten. Eine beträchtliche Anzahl von Talilis Leuten schloß sich dem Zuge an, ohne Verdacht zu erregen. Sailasi suchte die Gelegenheit zu einer Verkündigung des Evangeliums an die Heiden, die ihm sonst unerreichbar waren, zu benutzen. Er hatte gerade eine Ansprache gehalten, als die vom Häuptling gedungenen Mörder über die ahnungslosen Christen herfielen. Der Pastor wurde nebst zwei anderen Fidschianern, Livaï Kaboro und Timote auf der Stelle erschlagen. Der vierte, Beni mit Namen, ein besonders starker Mann, war nicht so leicht zu überwältigen. Er wehrte sich, entkam den Mördern und schleppte sich bis in Talilis Dorf, ohne zu wissen, daß er damit in die Höhle des Löwen lief. Als er ganz erschöpft dort ankam, bat er um eine Kokoschale mit Wasser. Man reichte ihm den Labetrunk. Während er ihn aber an die Lippen brachte, kam Taliki selbst herbei und versetzte dem Unglücklichen einen furchtbaren Messerhieb, der fast den Kopf vom Rumpfe trennte. Ein fanatisches Jubelgeschrei begleitete das Zusammenbrechen des Opfers.

Nun war die Bestie in den Kannibalen erwacht. Sie führten greuliche Szenen auf. Das Fleisch der Erschlagenen wurde unter die Dorfbewohner verteilt und bei wüsten

Mahlzeiten verzehrt. Auch die Nachbardörfer bekamen einen Teil davon. Sie mußten natürlich manchen Faden Muschelgeld dafür bezahlen. So geizig sie sonst auch waren, eine solche Gelegenheit ließen sie sich nicht entgehen.

Damit aber nicht genug. Es waren ja auch noch die Frauen und Kinder der Ermordeten da. Die sollten ebenfalls ihr Leben lassen. Nur das liebliche 12jährige Töchterlein des Pastors Sailasi gedachte Talili zu verschonen. Die sollte sein Weib werden neben 10 oder 12 anderen, die er schon hatte. Es war ein Glück für die Geängsteten, daß Ratu Livai, der Fidschi-Lehrer, von der Blanche-Bai mit einigen jungen Burschen herbeieilte, die Christen zu schützen. Lange konnte er aber die Station Ratawul nicht halten. Wenn von Neu-Lauenburg keine Hilfe kam, war ihnen der Tod von der Hand der Wilden gewiß.

Sobald Brown die Lage übersah, stand sein Entschluß fest. Er mußte den bedrohten Christen beispringen. Sofort schickte er einen Gilboten zum Häuptling und ließ ihm sagen, er möge kommen, mit ihm zu reden. Talili aber gab die trozige Antwort, vier Lehrer habe er schon gegessen, es würden bereits Taroknollen gekocht, mit denen der Missionar selbst verspeist werden solle. Die anderen Weißen (er meinte die im Archipel ansässigen Händler) kämen auch noch dran.

Diese Frechheit mußte bestraft werden. Brown beriet sich mit den Kaufleuten auf Neu-Lauenburg und der Gazelle-Halbinsel. Sie waren alle für einen energischen Strafzug gegen den Kannibalen-Häuptling. Die Fidschi-Lehrer, die um ihre Landsleute trauerten und das eigene Leben bedroht sahen, stimmten bei. So kam es zu einer Expedition gegen die heidnischen Dörfer, die sich an der Untat beteiligt hatten. Es kämpfte auch ein eingeborener Stamm, der in Feindschaft mit Talilis Leuten lebte, auf Seite der Christen. Es gelang dem

Missionar, der den Zug befehligte, wenigstens einige zerstreute Gebeine der Märtyrer aufzufinden und zu bestatten. Die bedrohten Familienglieder wurden in Sicherheit gebracht. Der mordgierige Stamm erlitt bedeutende Verluste.

Das Strafgericht machte tiefen Eindruck auf die Eingeborenen. Sie haben es in der Folgezeit nicht wieder gewagt, den Lehrern feindselig zu begegnen. Erst im August 1904 ist zum zweiten Male Märtyrerblut auf ihrer Halbinsel geflossen. Das große Blutbad, das damals von den Bainingern in St. Paul angerichtet wurde (10 Angehörige der katholischen Mission verloren dabei ihr Leben), ist bei allen Ansiedlern von Neu-Pommern noch in frischer Erinnerung.

Browns entschiedenes Vorgehen hat seiner Zeit großes Aufsehen gemacht. Es war das erste Mal, daß ein evangelischer Missionar zu den Waffen griff, um sich der wilden Heiden zu erwehren und seine Mitarbeiter zu schützen. In den Missionskreisen Australiens und Europas verurteilte man den Strafzug allgemein. Den Gegnern der Mission war das eine willkommene Gelegenheit, einen Sturm gegen den streitbaren Gottesmann heraufzubeschwören. Es kam soweit, daß die englischen Behörden eine Untersuchung einleiten mußten. Sie konnten jedoch nichts finden, was strafbar oder auch nur tadelnswert gewesen wäre. Graf Pfeil teilt in seinen schon erwähnten „Studien aus der Südsee“ mit, daß bald nach der kritischen Zeit ein deutsches Kriegsschiff im Bismarck-Archipel kreuzte, und daß dessen Kapitän die Notwendigkeit des bewaffneten Vorgehens gegen Takili und seine Spießgesellen auf Grund eigener Beobachtungen überzeugend nachgewiesen habe. Ohne das energische Eingreifen Browns sei das Leben der farbigen Lehrer und vieler Weißen ernstlich bedroht gewesen. Auf dieses Urteil hin wurde das Verfahren gegen den Missionar eingestellt. Der Forschungsreisende kommt ebenfalls zu dem Schluß, daß

Brown keinen Tadel verdiente. Ähnlich urteilt Dr. H. Schnee in seinem wiederholt erwähnten Buche.

Man wird in Betracht ziehen müssen, daß es zu jener Zeit — das Blutbad fand im April 1878 statt — noch keine Kolonialmacht im Bismarck-Archipel gab, die Recht und Pflicht zur Züchtigung der Mörder hatte. Wie die Dinge heutzutage liegen, braucht niemand mehr zur Selbsthilfe zu greifen. Jetzt wacht dort die deutsche Behörde und läßt in ihrem Bereich keine Freveltat ungesühnt. Damals aber konnte man noch nicht einmal mit dem regelmäßigen Besuch europäischer Kriegsschiffe rechnen. Hätte Brown auf ein solches warten wollen, so wären zu der Ermordung jener vier Lehrer wohl noch weitere Bluttaten gekommen.

Von weltlicher Seite wird also nichts mehr gegen jenen Strafzug eingewandt. Im Gegenteil, die besten Kenner des Bismarck-Archipels nehmen den Missionar gegen seine früheren Ankläger in Schutz. In den Kreisen der evangelischen Mission aber ist das Urteil über jenes Vorkommnis kein wesentlich anderes geworden. Man bedauert den wackeren Pfadfinder des Christentums im Lande der Kannibalen, daß er keinen anderen Ausweg aus den tatsächlich vorhandenen Schwierigkeiten finden konnte, als den Waffengang. Aber die Verbindung von Kreuz und Schwert kann man keinesfalls billigen. In den katholischen Missionskreisen denkt man anscheinend anders über diese Frage.

Es ist das erste Mal gewesen, daß ein evangelischer Missionar zu den Waffen griff. Glücklicher Weise ist es der einzige Fall geblieben.

Wer jetzt in die Talili-Bai kommt — die an der Nordseite der Gazelle-Halbinsel gegenüber der Insel Watom liegende Bucht hat ihren Namen von jenem Kannibalen-Häuptling erhalten —, wird durch nichts mehr an die schrecklichen Erlebnisse

der ersten Zeit erinnert. Die an der Küste verstreuten Dörfer befinden sich fast alle im Schallbereich der christlichen Predigt. Ihre Bewohner gehen fleißig zu Kirche und Schule, und die in ihrer Mitte liegende Hauptstation Rabakada gilt schon lange nicht mehr als ein gefährdeter Posten.

### Das schwarze Lotu.

Die methodistische Mission wurde von den Samoanern „Lotu Tonga“ genannt, weil sie über die Tonga-Inseln zu ihnen gekommen war. Im Bismarck-Archipel hat sich dagegen der Name „Lotu korakorong“ d. h. „das schwarze Lotu“ eingebürgert. Er ist ursprünglich wohl als Spott gemeint. Die Katholiken bezeichneten damit die evangelische Mission als fast ganz auf schwarze Prediger und Lehrer angewiesen, während sie selbst so viele weiße Priester und Missionschwestern auf ihrer Seite haben. Die Methodisten-Mission läßt sich den Beinamen ruhig gefallen. Sie weiß, was sie der Arbeit ihrer farbigen Gehilfen zu verdanken hat. Offenbar kommt sie gerade dadurch schneller, als die katholische Kirche, zu dem Ziel, das Christentum zur Volksreligion zu machen. Übrigens haben die Evangelischen neben jenem Namen noch einen andern aufgebracht; sie nennen ihre Religionsgemeinschaft „Lotu tuna“ d. h. „das wahrhaftige Lotu“. Das ist eine nicht ungeschickte Erwiderung auf den Spott von jener Seite.

Der weiße Missionar nimmt im Bismarck-Archipel ungefähr dieselbe Stellung ein, wie ein Superintendent im evangelischen Deutschland. Er hat als Bezirksvorsteher eine große Anzahl eingeborener Prediger und Lehrer unter sich; der von Kaluana gegen 50, der von Ulu etwa 25 u. s. f.

Die farbigen Lehrer sind schlechte und verhältnismäßig sehr bedürfnislose Leute. Ihre Kleidung besteht aus einem

Hemd oder einer leichten Jacke und dem Sulu, einem langen Stück Kattun, das um die Hüfte geschlungen wird und bis übers Knie herabfällt. Gehen sie auf die Reise oder zur Heidenpredigt in entferntere Dörfer, so begnügen sie sich an warmen oder regnerischen Tagen wohl auch mit letzterem. Ein Fremder wird es dem dunkelbraunen Manne mit dem Lendenschurz schwerlich ansehen, daß er ein Prediger des Lotu ist. Er müßte denn durch das über die Schulter getragenen Paket, in dem sich unter andern Dingen einige kleine Bücher befinden, darauf aufmerksam werden. Solche Predigtouren in die weitere Umgebung aber bilden immerhin nur die Ausnahme. Für gewöhnlich bleibt der farbige Lehrer auf seiner Station, die natürlich ganz einfach angelegt und ausgestattet ist. Die von Fidschi oder Samoa gekommenen Männer brachten gern den in ihrer Heimat jetzt üblichen Baustil, der sich der europäischen Hausform nähert, zur Anwendung, während die aus dem Archipel selbst stammenden Lehrer sich ganz an die heimische Bauweise anlehnen, nur daß ein christliches Haus mehr Licht und Luft beansprucht, auch vermehrte Schlafräume für die Familie. Der Hausrat gibt bei aller Bescheidenheit doch Kunde von der mit dem Christentum eingezogenen höheren Kultur.

Neben dem Wohnhaus des Lehrers erhebt sich das aus landesüblichem Material hergestellte Kirchlein (vergl. S. 37), das zugleich als Schulhaus dient. Befremdlich würde uns beim Eintritt der Anblick der Lernenden sein. Da sitzen nicht nur Kinder, wie bei uns, sondern ungefähr ebensoviele erwachsene Leute, hauptsächlich Männer. Sie wollen an Kenntnissen nicht hinter der Jugend zurückstehen und holen jetzt nach, was sie in ihrer Kindheit versäumten. Man sieht hieraus, daß auch im Bismarck-Archipel bereits ein Wissensdurst erwacht ist. Bei den überzeugten Christen spricht wohl auch

das Verlangen mit, durch das Bibellesen besser an die Quelle der christlichen Erkenntnis zu kommen.

Aus diesen Dorfschulen gehen die besten Schüler in die höhere Lehranstalt des Distrikts über, die der Missionar auf der Hauptstation unterhält, und die wiederum ihre tüchtigsten Zöglinge zur weiteren Ausbildung nach Ulu ins Seminar schickt.



Die Kirche von Naluana.

Sonntags wird das Schulhaus, wie gesagt, zur Kirche. Auf den vorgeschobenen Posten ruft eine Holztrommel die Gottesdienstbesucher zusammen. In der Hauptstation dagegen läutet ein Glöckchen den Sonntag ein, wie uns das vorstehende Bild der Kirche von Naluana zeigt. Hier sind die Wände

des Gotteshauses nicht mehr aus Mattengeflecht, sondern von Steinen und Kalk hergestellt.

Den eingeborenen Gehilfen ist ihr Arbeitspensum genau vorgeschrieben. Am Sonntag haben sie zweimal zu predigen, wobei sie sich mit ihrem Nachbar abwechseln können; ferner Sonntagschule zu halten, die Taufbewerber zu unterrichten und etwa noch Gebetsversammlungen zu veranstalten. In der Woche sind 4 Tage mit Schulunterricht besetzt. Um das alles bewerkstelligen zu können und für weitere Missionstätigkeit nach außen hin frei zu werden, suchen sie aus den Neubekehrten ihres Dorfes Helfer heranzubilden. Diese stehen ihnen erst in der Sonntagschule und beim Unterricht der Taufbewerber bei; später werden sie Predigtgehilfen am Orte.

Ehe es zu einem so geregelten Schul- und Kirchenbetrieb kommt, hat der farbige Lehrer mühselige Pfadfinderarbeit zu leisten. Lassen wir uns das von Pauliaji Bunoa, der in Kalil an der Küste von Neu-Mecklenburg stationiert wurde, erzählen.

„Das waren schwere Anfangstage“, schreibt er. „Die Eingeborenen sahen uns wie Wundertiere an. Sie verstanden nicht, was wir sagten und taten. Offenbar mißtrauten sie uns und wollten uns zuerst keine Nahrungsmittel ablassen. Manchen Tag mußte ich mit meiner Familie hungrig zu Bett gehen. Als ich dann anfing, mein Haus zu bauen und das Land urbar zu machen, ließen sie sich für jede Hilfe reichlich bezahlen. Von Entgegenkommen und Liebe keine Spur. Wir hatten Tage der Angst, des Hungers und der Not.“

Als er über diese Schwierigkeiten hinweg war, stellte sich Krankheitsnot in der Familie ein. Er sah einige seiner Kinder unter sehr traurigen Verhältnissen sterben. Dann erkrankte auch seine Frau Sieni. Weil er in seiner Einsamkeit keinen ärztlichen Rat einholen konnte, beschloß er, die Schwerfranke hinüber

nach Neu-Lauenburg zu schaffen. Die in der Nachbarschaft wohnenden Fidschi-Lehrer standen ihm bei. Sie brachten ihr Boot zu Wasser, hißten das Segel und fuhren mit der notdürftig gebetteten Patientin ab. Da sie den Wind gegen sich hatten, mußten sie angestrengt rudern. Schon war der wegen seines schlechten Wetters verüchtigte St. Georgs-Kanal hinter ihnen, als an der Nordspitze von Neu-Lauenburg ein Unwetter heraufzog und sie weit zurückwarf. Sie ruderten aus Leibeskräften, konnten aber gegen den Sturm nichts ausrichten. In dieser Stunde der höchsten Not starb Sieni, die während der angstvollen Fahrt natürlich allen Unbilden der Witterung und des Meeres ausgesetzt war. Ihr armer Mann mußte es mit ansehen, ohne seinen Posten auf der Ruderbank verlassen zu dürfen. Es war ihm nicht einmal vergönnt, die Leiche an seinen Wohnplatz zurückzubringen. Er begrub sie in Kabasorifi, wohin sie verschlagen waren.

Es mag hier beiläufig erwähnt sein, daß auch im Bismarck-Archipel die Missionstätigkeit durch das Klima erschwert wird. Die polynesischen Lehrer leiden zwar unter den Tropenkrankheiten nicht so sehr, wie die Weißen; aber es ist immerhin auffällig, wie groß die Sterblichkeit unter ihnen ist. Sobald es sich zeigt, daß sie das Klima nicht vertragen, schießt man sie in ihre Heimat zurück. Früher dauerte es leider gar lange, bis sich wieder eine Gelegenheit dazu fand. Der „Sohn Wesley“ war häufig nicht zu erreichen, wenn er nötig gebraucht wurde, und machte obendrein eine langsame Fahrt. Da war es eine sehr willkommene Hilfe, daß die Missionsgesellschaft im Jahre 1905 von einem Freunde einen schmucken Dreimaster als Geschenk erhielt, der bis dahin in England als Rennjacht gedient hatte und zur dauernden Erinnerung an den Gründer der Mission „George Brown“ genannt wurde. Er ist jetzt viel unterwegs, um erkrankte Lehrer heimzuschaffen und Ersatz zu holen.

Unter den eingeborenen Gehilfen sind vortreffliche Leute. So erhält z. B. Kupeni Nagera, einer der Pioniere in Neu-Mecklenburg, von allen Missionaren, die mit ihm zu tun gehabt haben, das höchste Lob. Er gab auch seinen einzigen Sohn in den Missionsdienst, sah ihn aber in jungen Jahren zu Kudufudu sterben.

Eine bedeutende Wirksamkeit entfaltete ferner Aminio Vale auf Neu-Lauenburg, wo wir ihn im vorigen Abschnitt schon kennen lernten. Sein Distriktsvorsteher gab ihm das Zeugnis eines klugen, tapferen, durchaus praktischen, gleichzeitig aber auch geistvollen Mannes. Die andern Lehrer waren gewöhnt, nach ihm zu blicken und sich von ihm leiten zu lassen. Es lag ein Segen auf allem, was er angriff. Als er nach Molot am Hunterhafen kam, fand er dort noch keinen einzigen Christen vor; als er das Dorf verließ, lebte kein Heide mehr darin. Es mag viele Leute auf Neu-Lauenburg geben, die ihm mit ähnlichen Empfindungen nachschauen, wie jener Daniel Kaupa, der ehemalige Häuptling von Molot, der in seiner kleinen Lebensbeschreibung erzählt, daß er und seine Leute Kannibalen voll Raublust und Mordgier gewesen wären, bevor die christlichen Lehrer kamen, daß er es aber namentlich dem Aminio zu verdanken habe, wenn er seitdem ein andrer Mensch geworden und nun in seiner Heimat als Hilfsprediger wirken könne.

Wie in ihrer Lebensarbeit beweisen sich die farbigen Lehrer auch mit ihrem gottseligen Sterben vielfach als würdige Vorbilder für die eingeborenen Christen. So berichtet Missionar Sprott von der neuangelegten Station Omo, daß er als ersten Todesfall den des Lehrers Jakob Tobulogan zu melden habe. Er starb im Regierungs Krankenhaus. Vor seinem Sterben sang er die Nacht hindurch christliche Lieder und bat andre Patienten, mit ihm zu beten. Vom Lehrer Misake Rabulewa

auf Neu-Pommern aber wird erzählt, daß seine letzten Worte lauteten: „Ich sterbe, aber der Weg vor mir ist licht. Ich sehe das Tor des Himmels offen, durch das ich eintreten soll. Es ist kein Hindernis mehr auf meinem Wege. Ich bin zum Gehen fertig, um zu der Ruhe zu kommen, die uns im Himmel bereitet ist.“

Bisher war meist von den aus Polynesien gekommenen Predigern und Lehrern die Rede. Neben ihnen aber wächst eine Schar eingeborener Gehilfen aus dem Archipel heran. Die Pflege der Gemeinden kann ja auf die Dauer nicht in fremden Händen bleiben. Sobald daher die Mission in geregelten Gang gekommen war, ward ein Seminar in Ulu, einer kleinen Insel der Neu-Lauenburg-Gruppe, eingerichtet. Hierher schicken die in Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg wirkenden Missionare begabte junge Männer ihres Bezirks zur weiteren Ausbildung. Die Leitung der Anstalt liegt in den Händen eines Missionars, dem ein farbiger Pastor zur Seite steht. Als Unterrichtssprache hat man den im Osten der Gazelle-Halbinsel gesprochenen Dialekt gewählt, von dem man annimmt, daß er sich in den meisten Teilen des Archipels als allgemeine Schul- und Kirchensprache wird durchsetzen lassen.

In diesem Seminar wird fleißig gearbeitet. Der Unterricht erstreckt sich neben den schon in den niederen Schulen gelehrtten Elementarfächern, deren Pensum hier erweitert wird, namentlich auf das Lesen und die Erklärung der heiligen Schrift. Dazu kommt die Übung im Predigen. Die älteren Seminaristen haben einen Nebengottesdienst auf Neu-Lauenburg allein zu versorgen und werden auch von Zeit zu Zeit auf die Gazelle-Halbinsel hinübergeschickt, um dort Dorfpredigten zu halten. Da es sich um die Heranbildung tüchtiger Prediger handelt, werden diese Leistungen einer scharfen Kritik unterzogen, wie bei den Kandidaten in einem deutschen Predigerseminar.

Neben der wissenschaftlichen Arbeit erhalten die Seminaristen Zeit zu praktischer Beschäftigung. Drei halbe Tage der Woche werden der Landwirtschaft gewidmet. Die Zöglinge leisten diese Arbeit als Entschädigung für die ihnen im Seminar gewährte freie Station.

Gelegenheit zu solcher Beschäftigung bietet die mit der Anstalt verbundene Plantage, für die jetzt ein besonderer Pflanzungsdirektor angestellt ist, weil der Leiter des Seminars das Amt wegen des Umfangs der Geschäfte nicht mehr nebenbei verwalten konnte. Bis 1906 waren nahezu 18000 Kokospalmen angepflanzt, von denen ein Teil ins tragfähige Alter gekommen ist. Neben dieser Hauptfrucht sind kleinere Flächen mit Jams von der besten Fidschi-Sorte bepflanzt. Auch werden Süßkartoffeln, Gummibäume und Kaffee kultiviert. Man hofft, aus dem Verkauf der Kopra mit den Jahren einen bedeutenden Beitrag zu den Kosten des Missionswerkes zu erzielen.

Da die Arbeitsleistung der 30—40 Seminaristen, die doch nur einen Teil der Woche in der Plantage beschäftigt werden können, nicht ausreicht, die Pflanzungen in Stand zu halten, stellt man noch eine Anzahl junger Burschen aus dem Archipel ein, meist Heiden, die in ähnlicher Weise wie für die Plantagen der Händler auf der Gazelle-Halbinsel angeworben und für ihre Arbeit bezahlt werden. Der Mission ist es aber nicht nur um ihre Arbeitskraft zu tun, sie sucht diese jungen Leute auch im christlichen Sinne zu beeinflussen. Eine Abendschule dient hauptsächlich diesem Zwecke. Es sind schon viele Taufbewerber aus ihr hervorgegangen.

Leider mußten die Seminaristen bisher meist halbfertig wieder in die Distrikte hinausgegeben werden. Das von allen Seiten geäußerte Verlangen nach Lehrern war so dringend, daß manche kaum ein Jahr oder doch nur wenig mehr als Ausbildungszeit hatten. Dieser Eile ist es wohl auch

zuzuschreiben, daß die Einführung des deutschen Sprachunterrichts in der Anstalt bisher ein frommer Wunsch blieb. Es ist durchaus nötig, daß die künftigen Lehrer der Mission in den Stand gesetzt werden, deutsch zu lesen und zu schreiben und auch sonst im Verkehr mit den Behörden sich der deutschen Sprache zu bedienen.

Von großem Wert für die ausziehenden Lehrer ist die in der Sprache der Gazelle-Halbinsel vorhandene christliche Literatur. Die Missionare haben hier wie anderwärts viel Fleiß darauf verwandt, eine Schriftsprache zu schaffen und gute Bücher für den Kirchen- und Schulgebrauch herauszugeben. Die Methodisten-Mission hat allen ihren Arbeiten den an der Blanche-Bai gesprochenen Dialekt zu Grunde gelegt, während die katholische Mission für ihre Bücher den Dialekt der Nordküste, wie er bei Blawolo gesprochen wird, wählte. Die beiden Konfessionen gehen also auch in dieser Hinsicht getrennte Wege. Für die evangelischen Insulaner sind neben Wörterbüchern und Grammatik vorhanden: eine Sammlung biblischer Geschichten, Katechismus, Liederbuch, auch Lese- und Rechenbücher. Als Krönung der literarischen Arbeit aber ist das 1902 fertig gewordene Neue Testament zu bezeichnen. Die beiden ersten Exemplare wurden unserm Kaiser überreicht, der dem Missionar Fellmann in Kaluana als dem abschließenden Herausgeber daraufhin eine Ordensauszeichnung verlieh. Den Missionaren Danks (jetzt Generalsekretär der Missionsgesellschaft), Rickard, Chambers und Crumb soll jedoch unvergessen sein, welche wichtigen Vorarbeiten sie für diese erste Bibelausgabe des Bismarck-Archipels geleistet haben.

Daß übrigens die eingeborenen Christen schon ein nicht geringes Verlangen nach Bücherkost haben, ersieht man aus dem Umsatz, der zu Kaluana beim Schriftenverkauf erzielt wird. Er beträgt jährlich 3—400 Mark.



Christliche Häuptlingsfamilie aus Neu-Pommern.

Über die Leistung der farbigen Mitarbeiter sprechen sich die Missionare fast durchweg lobend aus. Auch Beamte und Forschungsreisende haben manches anerkennende Wort für sie. Wenn Graf Pfeil (vergl. S. 116) erwähnt, daß unter ihrem Einfluß Krieg und Raublust sich vermindern, der Kannibalismus aber aus ihrer Umgebung gänzlich verschwindet, so erkennt man, daß ihre Arbeit auch schnell zu wirklich schönen Kulturerfolgen führt.

Wir hörten oben von einem Häuptling auf Neu-Lauenburg, der selbst bekannte, daß er seine Verwandlung aus einem rohen Menschenfresser in einen friedfertigen Evangelisten auf einen bekannten Fidschilehrer zurückführen müsse. Mancher Häuptling auf der Gazelle-Halbinsel könnte ein ähnliches Bekenntnis ablegen. Es gibt schon eine ganze Anzahl Christen unter ihnen. Einen von ihnen zeigt das nebenstehende Familienbild. Er ist an der Mütze und dem Stabe, den von der Regierung verliehenen Standesabzeichen der Häuptlinge, zu erkennen, während der Sohn sich durch seine Kleidung als zur Schiffsbesatzung der „Arcona“ gehörig ausweist.

Alle Anerkennung verdienen die finanziellen Leistungen der jungen Gemeinden. Sie werden von den Missionaren beizeiten angehalten, für ihr Kirchen- und Schulwesen Opfer zu bringen. Daß sie die gottesdienstlichen Gebäude auf eigene Kosten errichten, betrachtet man als selbstverständlich. Sie liefern aber auch namhafte Geldbeiträge zur Missionskasse. Wenn sie jährlich ungefähr 25 000 Mark dafür sammeln, so ist das gewiß eine anerkennenswerte Leistung von Gemeinden, die vor 30 Jahren die erste Bekanntschaft mit dem Christentum machten. Die im Oktober jedes Jahres gefeierten allgemeinen Missionsfeste, die übrigens zu sehr beliebten, von nah und fern besuchten Volksfesten geworden sind, bilden die Hauptkollektentage; und wenn jemand sonst noch nicht darauf bedacht

gewesen wäre, etwas zu ersparen, in den letzten Wochen vor dem Feste wird er sicher Lohnarbeit suchen, um einen anständigen Beitrag zur Kollekte geben zu können. Da der Kanake von Vater sehr geizig ist — die wohlhabenden Leute von Neu-Pommern halten, was die Anhäufung ihrer großen Muschelgeld-Ringe betrifft, den Vergleich mit jedem strebsamen Kapitalisten Europas aus —, ist die Opferwilligkeit der eingeborenen Christen für die Zwecke ihrer Gemeinde wie für die Christianisierung ferner Inseln ein deutlicher Beweis, daß das Christentum auch in dieser Hinsicht die natürlichen Triebe bei ihnen veredelt.

### Neu-Mecklenburg tut sich auf.

Der Name von Neu-Mecklenburg war bis vor kurzem der Inbegriff alles Schrecklichen und Unnahbaren. Um die Kenntnis von Land und Leuten war es schlecht bestellt. So viel aber wußte man, daß dort die berüchtigtsten Menschenfresser der Südsee hausten. Die Schiffskapitäne erzählten grauenhafte Dinge. Jedermann hütete sich, das Land ohne Not zu betreten. Viele Seeleute, Händler und Arbeiter-Anwerber hatten ihr Leben unter den Keulenschlägen der Kannibalen verloren.

Die Neu-Guinea-Kompagnie, die 1886 auf der benachbarten Gazelle-Halbinsel festen Fuß faßte (Matupi war Sitz des ersten deutschen Richters für den Bismarck-Archipel), nahm zur Entwicklung von Neu-Mecklenburg eine abwartende Stellung ein. Das änderte sich erst, als ihre Hoheitsrechte auf das Reich übergingen. Bis dahin blieb Neu-Mecklenburg wie Dornröschens Schloß in der deutschen Sage abseits liegen.

Unternehmende Kaufleute kamen als die ersten Vertreter des Deutschtums auf die Insel. Die Hamburger Firma Henssheim & Komp. setzte sich schon vor 25 Jahren an der Nordspitze fest und zog von hier aus vorsichtig die West-

und Ostküste in ihren Handelsbereich. Mit welchen Gefahren das verbunden war, zeigte die 1884 geschehene Plünderung und Verbrennung ihrer Station Nufa. Zwei Jahre später wiederholte sich das in Kapsu, wobei ein weißer Händler sein Leben verlor; 1890 in Butbut.

Das Reich tat im Jahre 1900 einen Schritt vorwärts mit Gründung einer Regierungsstation auf der eben genannten Nufa-Insel, die später aufs Festland nach Kawieng verlegt ward. Hatte bis dahin der kraftvolle Arm der deutschen Verwaltung nur gelegentlich von der Gazelle-Halbinsel herübergegriffen, so konnte der Stationsleiter des Nordbezirks von Neu-Mecklenburg jetzt selbständig und planmäßig vorgehen. Nach vier Jahren kam im Süden Namatanai als zweiter Regierungsplatz hinzu. Hier sträubten sich zwar die Eingeborenen etwas stärker, als an der verkehrsreichen Nordspitze der Insel; den Bau einer kleinen Zwingsburg in ihrer Mitte konnten sie aber doch nicht hindern.

Beide Stationen bestehen also erst wenige Jahre, und doch hat der Landfriede in dem 13000 qkm großen Gebiet bereits schöne Fortschritte gemacht. Es wurden Häuptlinge eingesetzt und in eine Art Vasallenverhältnis zu den deutschen Beamten gebracht. Der Bau von Wegen, Brücken und Hafendämmen macht überraschend schnelle Fortschritte. Daß die Regierung aber nicht nur auf die Sicherung ihrer Herrschaft und den Vorteil der Kaufleute bedacht ist, beweisen ihre Kulturanlagen: eine Musterpflanzung und die Viehzuchtstation in Kawieng; noch mehr aber das dort eingerichtete Krankenhaus und die Verfolgung aller greifbaren Fälle von Kannibalismus.

Die Ausbreitung des Christentums macht ebenfalls schnelle Fortschritte. Bis um die Jahrhundertwende wohnten nur farbige Lehrer auf Neu-Mecklenburg. Sie sind auch hier als die eigentlichen Pfadfinder der Mission vorangegangen.

Ihre Häuschen, die auf den ersten Blick von den Hütten der Eingeborenen kaum zu unterscheiden waren, lagen anfangs an der von Neu-Lauenburg leicht erreichbaren Westküste zerstreut. Hier eins und da eins. Mit welchen Schwierigkeiten sie zu kämpfen hatten, sahen wir bereits aus einem Bericht des Paulisti Bunoa. Im Jahre 1901 folgten ihnen die ersten weißen Missionare zu dauernder Ansiedelung. Der Anfang ward mit der von Neu-Lauenburg nur etwa 40 km entfernten Station Eratubu gemacht. Bald darauf kam Kudukudu an der Ostküste hinzu, noch bevor die Regierungsstation Ramatanai in der dortigen Gegend eröffnet ward. Die an der Nordspitze der Insel besonders schnell fortschreitende Entwicklung führte dazu, daß 1905 in Omo eine dritte Niederlassung der wesleyanischen Mission entstand.

Zwischen diesen 3 Hauptpunkten wurden nun in schneller Folge zahlreiche Nebenplätze besetzt. Das Seminar in Ulu war kaum imstande, die nötigen Lehrer und Evangelisten zu liefern. Die Missionsleiter mußten immer wieder einmal auf die schon länger christianisierten polynesischen Inseln, namentlich Fidjschi und Samoa, zurückgreifen. Was D. Brown als Pfadfinder auf Neu-Lauenburg und Neu-Pommern einst angefangen, das setzte nun Missionar Fellmann von Kaluana im Verein mit den für Neu-Mecklenburg bestimmten anderen Weißen fort. Das ganze Gebiet ward in Bezirke eingeteilt. Jeder Missionar erhielt eine Anzahl Lehrer, die längs der Küste stationiert wurden. Zu diesem Zwecke hatte der Vorsteher ausgedehnte Reisen zu unternehmen und mit den Häuptlingen wegen Errichtung der Stationen, Landerwerb und dergl. umständliche Verhandlungen zu führen. Wir wollen ihn auf diesen Wegen ins Land der Kannibalen begleiten.

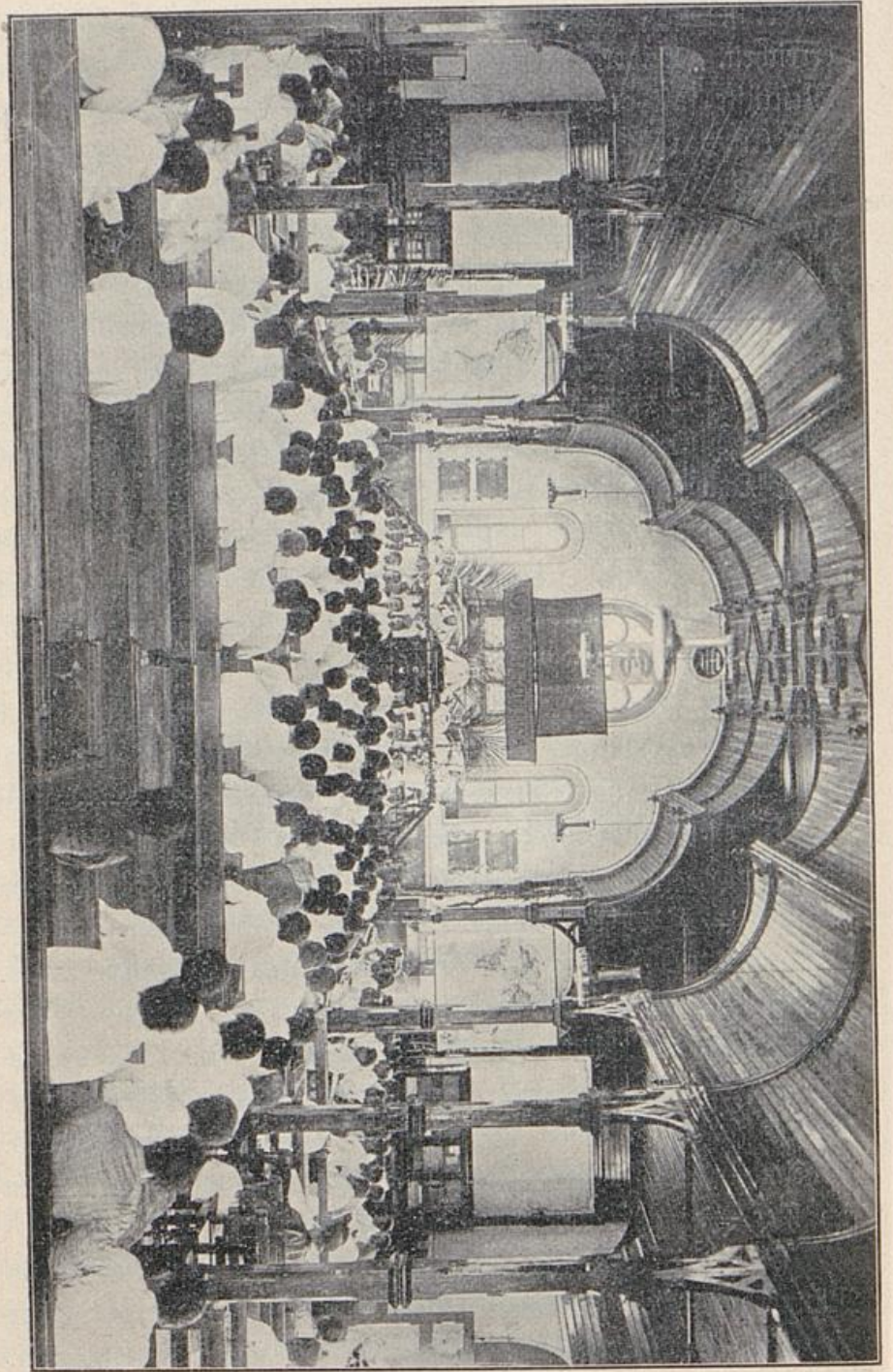
Da das schmale Neu-Mecklenburg im Innern sehr gebirgig ist, und die Bevölkerung infolgedessen fast ausschließlich an

der Küste sitzt, sind die meisten Dörfer von der See aus zu erreichen. Leider sind an der zunächst in Betracht kommenden Westküste fast gar keine Häfen vorhanden, auch ist der Strand mit Klippen übersät, so daß der Verkehr vom Schiffe aus immerhin seine Schwierigkeiten hat. Das mußte Fellmann gleich beim Beginn seiner Dienstreisen erfahren. Er kreuzte mit einem Begleiter auf dem Missionsboot „Litia“ an der Küste. Sie hatten gutes Wetter für die Fahrt gewählt, aber eine starke Strömung trug sie weiter nach Norden, als ihnen lieb war. Auf eine längere Reise in unbekanntem Gegenden hatten sie sich nicht eingerichtet. Sie warfen daher am ersten besten Orte Anker und gingen ans Land. In der Nacht aber kam eine starke Dünung auf, die ihr Fahrzeug auf die Klippen warf. Nun saßen sie mitten unter den Eingeborenen, denen sofort klar war, daß die Fremden keine Möglichkeit zum Entweichen hatten.

In solchem Falle gilt es, keine Furcht zu zeigen. Auch die Neu-Mecklenburger kennen die Pflicht der Gastfreundschaft. Ihre Dörfer sind sogar verhältnismäßig gut auf das Beherbergen von Fremden eingerichtet. In jedem Orte steht ein Männerhaus, das von außen häufig mit kunstfertigen Schnitzereien versehen und innen ziemlich geräumig ist. Es dient den unverheirateten Männern und etwaigen Gästen als Nachtquartier. Frauen und Kinder dürfen es auf keinen Fall betreten. Wenn sie zufällig oder aus Neugierde hineinkommen, kann es geschehen, daß sie das mit gewaltsamem Tode büßen müssen. Wie es scheint, dienen diese Häuser auch religiösen Zwecken. Geheimblindelei, Maskentänze und ähnliche Zeremonien finden sich hier, wie auf andern Südseeinseln.

Für den Europäer ist es freilich kein Vergnügen, im Männerhaus zu übernachten. Man denke sich eine große Hütte mit einem einzigen Raum, in dem 20 oder mehr Leute schlafen.

Inbiffamshaffe bes Lehrfeminars in Safua (Samoa).





Jubiläumshalle des Lehrerseminars in Apia (Samoa).

Am Tage hat die frische Luft freien Zutritt durch die Thür. Bei Nacht wird diese aber zugeseht. Die Ausdünstung der vielen Schläfer würde allein schon genügen, eine unerträgliche Stickluft zu erzeugen. Es kommt aber hinzu, daß die ganze Nacht hindurch im Schlafräum ein oder mehrere Feuer unterhalten werden, deren Rauch keinen andern Abzug findet, als durch die Spalten der Wände und etwaige Schadhstellen im Dach. Die Herberge im verräucherten Gesellschaftshaus ist also wenig angenehm. Die zur Erinnerung aufgehängten Kinnbacken der früher hier verzehrten Menschen tragen auch nicht gerade dazu bei, den Gästen einen ruhigen Schlaf zu verschaffen. Daher ziehen es die Missionare häufig vor, ihr Nachtlager unter den Pandanusbäumen am Meeresstrand aufzuschlagen.

Größere Landreisen erübrigen sich, wie gesagt, durch die lange, schmale Form der Insel. Ganz zu vermeiden sind sie aber doch nicht. Will der Missionar oder ein farbiger Lehrer von Eratubu nach Kudukudu reisen, so kann er ja mit dem Segelboot um die Südspitze der Insel herumfahren. Das ist aber eine Entfernung von 300 km. Er braucht viele Tage, bei ungünstigem Wetter sogar Wochen zur Fahrt nach der Ostküste. In der Luftlinie liegen die beiden Missionsstationen aber gar nicht weit voneinander. Man versuchte es daher mit einer Durchquerung der bergigen Insel. Eingeborene als Führer zu gewinnen, war allerdings unmöglich. Sie scheuten den undurchdringlichen Wald, der hinter den Dörfern beginnt, und die kalte Gebirgsluft, die auf der Höhe weht. Vor allem aber fürchteten sie sich vor den drüben wohnenden Stämmen, in denen sie natürlich ihre Feinde sahen. Der Aufstieg durch die pfadlose Wildnis ist ja auch für die Missionare keine Kleinigkeit. Dafür belohnt sie der reizvolle Wechsel der Flora und Fauna. Auf dem Bergsattel finden sie Wald und Wiese von fast europäischem Aussehen. Die Felsen und Bäume ganz

mit Moos überwachsen, dazu interessante Farne in allen Größen vom zierlichsten Blattwerk bis zur baumartigen Form. Den Glanzpunkt der Bergtour aber bildet die entzückende Fernsicht über das Meer und den Archipel. Die Neu-Lauenburg-Gruppe und die Gazelle-Halbinsel liegen mit ihren malerischen Buchten wie auf der Karte ausgebreitet vor dem Beschauer. Da die Missionare mit diesen Gegenden durch jahrelange Arbeit vertraut sind, hat es für sie einen besondern Reiz, hinüberzuschauen. Er wird dadurch noch erhöht, daß sie dort viele Orte wissen, in denen das Christentum bodenständig geworden ist, während es in den zu ihren Füßen liegenden Dörfern von Neu-Mecklenburg noch im Kampfe mit Geisterfurcht, Zauberei und Kannibalismus steht.

Im Leben der Eingeborenen traten bei näherer Bekanntschaft manche recht abschreckende Züge hervor. Die Männer sehen zwar nicht übel aus. Sie sind im allgemeinen groß, stark und gut genährt. Ihr Wohlbefinden geht aber nur allzusehr auf Kosten ihrer Weiber. Diese müssen alle groben Arbeiten verrichten, das Feld bebauen, Holz herbeischleppen und die Mahlzeit zubereiten. Die Hausherrn dagegen bringen den ganzen Tag mit süßem Nichtstun zu; sie hocken am Feuer und kauen Betel mit Kalk oder Pfeffer. Bei den Mahlzeiten müssen die Frauen in einiger Entfernung sitzen, wie die Hunde, und warten, ob etwas für sie abfällt. Zu festlichen Gelegenheiten und Schmausereien, die bei der Männerwelt sehr beliebt sind, werden sie nicht mitgenommen. Sie machen denn auch den Eindruck elender, verkommener Geschöpfe. Das harte Leben hat häßliche Zeichen in ihr runzeliges Gesicht geschrieben. In den Jahren, wo eine deutsche Frau in der schönsten Lebensblüte steht, tragen sie schon die Merkmale des Verbrauchtseins an sich. Gerade für sie bedeutet der Einzug des Christentums eine Erlösung von schweren Lasten.

Mit welcher Roheit selbst die angeseheneren Heiden ihre Weiber behandeln, zeigt folgender Vorfall. Eine Frau des in der Nähe von Kudukudu wohnenden Häuptlings Matantuduf war erkrankt und anscheinend dem Tode nahe. Der gefühllose Gatte schickte sie nach Nokou zu ihren Angehörigen zurück und legte ein ausgeschlachtetes Schwein zu ihr ins Boot, das bei der Leichenseier verzehrt werden sollte. Ihre Natur war aber widerstandsfähiger, als er dachte. Sie erholte sich auf der Seefahrt. Als sie in das Haus ihres Mannes zurückkehrte, wurde ein zweites Schwein geschlachtet, vermutlich um ihre Rückkehr aus dem Rachen des Todes zu feiern.

Die Eingeborenen sind, wie hieraus zu ersehen, große Liebhaber des Schweinebratens. Auf die Pflege und Mästung der Vorstentiere wird eine fast zärtliche Sorgfalt verwendet. Die Frauen und Mädchen behandeln die Ferkel, wie europäische Damen ihre Schoßhündchen. Bei jeder Gelegenheit wird ein Schmaus ausgerichtet, wobei große Mengen Schweinefleisch verzehrt werden. So oft die Missionare zu einem Häuptling kamen, um ein Stück Land für ein Lehrerhaus oder die Kirche zu kaufen, wurde ihnen zu Ehren ein Essen veranstaltet. Es wäre vom Gastgeber als schwere Beleidigung empfunden worden, wenn sie die Einladung ausgeschlagen hätten. Als der Häuptling Gilai starb, mußten sofort 30 große Schweine ihr Leben lassen, und dieses Schlachtfest wiederholte sich noch einmal am Tage der Totenfeier. Bei dieser Gelegenheit wurde auch ein riesiger Eber verspeist, der eine Berühmtheit seiner Landschaft bildete und mit einem ganzen Haufen Muschelgeld bezahlt werden mußte.

Beweisen sich die Neu-Mecklenburger damit als ein genußjüchtiges Volk, so ist das doch nur ein harmloser Zug im Vergleich zu ihrer Gier nach Menschenfleisch. Die ersten Besucher des Landes wurden fast starr vor Entsetzen darüber.

Als D. Brown einst von Neu-Lauenburg herüberkam, geriet er unter einen Haufen lustiger Eingeborener, die sich an einem Feuer zu schaffen machten. Der schwarze Junge, welcher ihn begleitete, zeigte sich merkwürdig ängstlich und drängte den Missionar zum Verlassen des Platzes. Wie er ihm hernach verriet, geschah das, weil die Leute gerade den Schenkel eines Menschen zu ihrer Mahlzeit bereiteten. Der Junge fürchtete, Brown würde sein Entsetzen kund geben, wenn er es bemerkte, und die Eingeborenen gegen sich aufbringen. Das geschah in unmittelbarer Nähe des Platzes, wo jetzt die Station Gratubu steht. Auf der anderen Seite der Insel in Kudukudu kam derselbe Missionar in ein Haus, in dem er 35 Kinnbacken von Männern und Frauen zur Erinnerung an Kannibalenfeste aufgehängt fand.

Der vorhin erwähnte Gilai war ein besonderer Liebhaber der gräßlichen Speise. Eines Tages war die Polizeitruppe in seiner Gegend und erschoss den benachbarten Häuptling wegen irgend einer Untat. Gilai bat, man möge ihm doch den Toten zum Verspeisen überlassen. Als das Ansinnen abgewiesen wurde, machte er den Versuch, wenigstens ein Bein oder einen Arm zu erlangen. Natürlich wieder vergebens. Er verriet aber durch sein weiteres Betteln eine so starke Gier nach dem Menschenfleisch, daß der in der Nähe stationierte Fidschi-Pastor Kupeni Nagera es für geraten hielt, die Leiche mit großen Steinen beschwert an einer tiefen Stelle in's Meer zu versenken.

Über die Grausamkeit, mit der die Kannibalen ihre Mitmenschen töten, macht Missionar Fellmann folgende empörende Mitteilungen: „Lauscht der Neuling den Erzählungen der Alten, die noch die rohen kannibalischen Akte mitbegangen haben, so mag ihm fast das Blut in den Adern erstarren, denn er blickt in einen Abgrund von höllischer Bestialität. Die unglücklichen

Opfer wurden oft, nachdem man sie durch Brechen der Arme und Beine hilflos gemacht hatte, vermittelst eines Bambus-Messers bei lebendigem Leibe zerlegt. Den mit starken Nerven ausgerüsteten Schlachtopfern schwanden die Sinne nur ganz langsam, und sie mußten es sehen, wie man Teile ihres Körpers vor ihren Augen verkaufte, in grüne Blätter wickelte und mit Freudengeheul davontrug, um sie zwischen heißen Steinen zu braten und mit Genuß zu verzehren.“ Wenn Fellmann von diesen Dingen als von früheren Untaten redet, so ist damit gemeint, daß sie jetzt aus der Nachbarschaft der Stationen verschwunden sind. In den dunkeln Teilen Neu-Mecklenburgs, die noch nicht vom Licht der christlichen Kultur erleuchtet sind, geschehen sie bis zum heutigen Tage.

Man begreift, daß es den ersten Glaubensboten in der Mitte solcher Leute zuweilen unheimlich ward. Fellmann hielt sich im Jahre 1906 mit seinem Freunde Pearson und einigen farbigen Lehrern in Meji auf, um die Vorbereitung zur Anlegung einer neuen Hauptstation zu treffen. Ahnungslos übernachteten sie beim Häuptling Gilam. Während sie am nächsten Morgen das gekaufte Land vermessen, hört einer der Lehrer, der ein wenig von der Landessprache versteht, wie die abseits sitzenden Wilden sich unterhalten. Mißmutig sagt einer von ihnen: „Was wollen denn die Fremden bei uns? Warum messen sie unser Land? Wir sollten uns über sie hermachen und alle totschlagen.“ Die-anderen spenden Beifall. Einer aber erwidert: „Wie können wir denn? Das sind ja Missionare.“ Ob dieser Kannibale vielleicht eine Vorstellung davon hatte, daß die Missionare als Wohltäter zu ihnen kommen? Jedenfalls waren diese froh, als sie den Ort im Rücken hatten. Sie dachten noch oft mit Schauern an die im Häuptlingshause zugebrachte Nacht, wo sie jedesmal, wenn das Feuer geschürt wurde, die funkelnden Augen von 40 mit ihnen in

demselben Raume nächtigenden Kannibalen auf sich gerichtet sahen.

Trotz dieser Fährlichkeiten geht die Besetzung der Küstendörfer mit Lehrern ununterbrochen fort. An manchen Orten kommt ihnen schon ein gewisses Verlangen und ein aufdämmerndes Verständnis für das, was sie zu geben haben, entgegen. So erschienen z. B. einmal Boten mit der Bitte um „das neue Ding, welches die Menschen in Ruhe und Frieden leben läßt.“ Eine merkwürdige Umschreibung des christlichen Glaubens. In den Dörfern, die seit längerer Zeit Berührung mit dem Christentum haben, kann man, wenn vom Kannibalismus gesprochen wird, die Rede hören: „Ja, so war es, als das Lotu noch nicht zu uns gekommen war.“

Wenn nicht alles trügt, geht Neu-Mecklenburg, das so lange wie eine trostige Burg des Heidentums voll roher Sitten da stand, jetzt einer baldigen Christianisierung entgegen. Die schnell vorrückenden Straßenbauten, der zunehmende Verkehr mit der Außenwelt und die wachsende Sicherheit für Leib und Leben ebnen den Boten des Evangeliums in früher ungeahnter Weise die Wege. Wenn auch die Zeit noch fern ist, wo jedes Stranddorf einen christlichen Lehrer, Kirche und Schule hat, und die Greuel des Heidentums ganz verschwinden, die neue Zeit ist doch angebrochen. Neu-Mecklenburg tut sich auf.

## Hoffnungen und Rückschläge auf den Karolinen.

Während die Kannibalen auf den meisten Inseln des Bismarck-Archipels noch mit eiserner Rute gebändigt werden müssen, kann der Bezirksamtman auf den Karolinen mit sanftem Hirtenstab regieren. Er hat es mit geflügigen Leuten zu tun. Die meisten Inseln weisen auch einen verhältnismäßig hohen Kulturstand auf. Die Wohnungen der Eingeborenen sind wesentlich besser gehalten, als die der Melanesier. Nackte Menschen findet man nur noch an den vom Verkehr kaum berührten Orten. Die meisten Insulaner kleiden sich schicklich und mit einer gewissen Anmut.

Die fünfzigjährige Missionstätigkeit hat also auch im äußerlichen Leben der Menschen deutliche Spuren zurückgelassen. Es war nicht immer so, wie heute. Die ersten Besucher, welche die Karolinen noch im heidnischen Naturzustand fanden, sahen häufig die Kriegsfackel lodern. Ja einzelne Missionare erfuhren zu ihrem Leidwesen am eigenen Leibe, daß die Eingeborenen es ruhig mit ansehen konnten, wie ein Fremder auf ihrer Insel dem Hungertode nahe kam, während sie selbst keinen Mangel litten.

Die bisherige Missionstätigkeit bietet ein vielgestaltiges Bild. Das gilt schon vom Missionspersonal, welches nach Mikronesien kam. Wie wir sahen, waren es teils Amerikaner, teils christliche Lehrer von Hawaii. Viele von ihnen haben nur

eine kurze Gastrolle auf diesen Inseln gegeben. Doch fehlt es auch nicht an treuen Arbeitern mit langer Dienstzeit. Als solche verdienen einen Ehrenplatz in der Geschichte dieser Mission: Albert A. Sturges und Frank C. Rand, die Jahrzehnte lang auf Ponape wirkten. Robert W. Logan, der sich erst



Jofua und Kaleb auf Ponape.

um Ponape, dann um die Ruf-Gruppe besondere Verdienste erwarb. Auf den letztgenannten Inseln arbeitete auch Alfred Snelling, der nur leider in den letzten Jahren mit seiner Missionsgesellschaft zerfallen war und als Freimissionar, vom Sturm verschlagen, ein trauriges Ende fand. Ganz besonders aber ist Edward Doane hervorzuheben; er mußte auf Ponape,

daß er in Jahrzehnte langer Arbeit lieb gewonnen hatte, die große Bitterkeit der spanischen Zeit auskosten und sogar in die Verbannung gehen. Auch Frauenkräfte haben sich zahlreich in den Dienst dieser Mission gestellt. Es sei nur Annette Palmer genannt, die ebenfalls die kritische Zeit auf Bonape erlebte, aber auch das Wiederaufleben der Mission unter dem deutschen Regiment. Sie starb erst 1906 nach 22jähriger Arbeitszeit. In der Mission auf den Marshall-Inseln sind Dr. Edmund Pease und Dr. Clinton F. Rife als die bedeutendsten Arbeiter zu nennen. Ihre Station war Kusaie. Unter den Lehrern aus Hawaii ist keiner besonders hervorgetreten.

Die Karolinen-Mission weist keine stetig fortschreitende Entwicklung auf. Wollte man ihre Geschichte schreiben, so müßte man sie in lauter Einzelbilder zerlegen. Bonape, Kusaie, Ruf, Mortlock — sie haben ganz verschiedene Schicksale gehabt und verdienen wohl eine eingehende Behandlung. Aber bei keiner einzigen dieser bekanntesten Inseln oder Gruppen bewegt sich die Christianisierung in einer gleichmäßig verlaufenden, aufsteigenden Linie. Auf Zeiten frohester Hoffnung folgen überall schmerzliche Rückschläge. Das hängt zum Teil mit verheerenden Naturereignissen zusammen. Wir haben bei unsrer Rundfahrt gesehen, daß ein Taifun binnen wenigen Stunden eine blühende Insel verwüsten und entvölkern kann. Andre Störungen kamen im Gefolge politischer Ereignisse. Endlich war auch die Missionsmethode des American Board nicht dazu angetan, ein planmäßiges, wohlgefügtes Kirchengebäude auf den Karolinen entstehen zu lassen. Was jetzt vorhanden ist, kann man eigentlich nur als mehr oder weniger gut behauene, herumliegende Bausteine bezeichnen. Es gehört ein ausgezeichnete Baumeister hin, wenn ein rechtschaffenes Gebäude zustande kommen soll.

## Die fünf Morgensterne.

Der Missionsbefehl lautet: „Gehet hin!“. Auf den Karolinen und Marshall-Inseln möchte man ihn abändern in: „Fahret hin!“. Keine andre Mission ist so auf den Schiffsverkehr angewiesen, wie diese.

Das empfanden die ersten Missionare sofort, als das Segelschiff, das sie aus Hawaii gebracht hatte, wieder heimgefahren war. Der Weltverkehr berührte vor 50 Jahren jene Inseln noch nicht. Es war für die Händler zu wenig dort zu holen. Kein Wunder, daß die ersten Missionsberichte aus Kusaie und Ponape oft im Ton der Sehnsucht und Klage gehalten waren. Es verging ein Jahr und noch mehr, bis die einsamen Leute wieder ein Lebenszeichen aus ihrer Heimat erhielten. Ein Missionar, dessen Mutter in Amerika gestorben war, empfing die Trauerbotschaft sogar erst nach zwei Jahren. Das Ausbleiben des Proviantes wurde nicht minder schmerzlich empfunden. Dazu kam das Bewußtsein, daß ringsumher viele Inseln lagen, die dasselbe Recht auf die Predigt des Evangeliums hatten, wie die zuerst besetzten. Ohne Missionschiff waren sie aber unerreichbar.

Die diesbezüglichen Wünsche fanden in Amerika an einer Stelle Gehör, auf die zuerst kein Missionar gerechnet hatte. Ein findiger Mann kam auf den Gedanken, den Kindern in der Sonntagschule von der Südseemission zu erzählen und sie zu Sammlungen für ein Missionschiff aufzufordern. Er wählte einen originellen Weg und brachte die nötige Summe spielend auf. Die Kinder erhielten für ihre Gabe einen Anteilsschein und wurden dadurch sozusagen Mitbesitzer des Missionschiffes. Damit war nicht nur das nächstliegende Interesse gesichert, sondern auch eine fortgehende Anteilnahme an den Geschicken des Fahrzeugs. Als der erste „Morgenstern“, so wurde das

Schiff genannt, nach zehnjährigem Dienst unbrauchbar wurde, bedurfte es nur eines Winkes, und die Kinderhände rührten sich aufs neue. So sind im Lauf der Jahre fünf „Morgensterne“ gebaut und in die Südsee entsandt worden. Während sie den großen Dienst zwischen der Heimat und den Missionsfeldern versahen, besorgten drei Schuner, die nach bedeutenden Missionaren des American Board genannt waren, den Verkehr innerhalb der Inselgruppen.

Lassen wir einige Bilder aus der Geschichte dieser viel genannten Missionschiffe an uns vorüberziehen.

Am 30. November 1856 sah die Kirche in der Parkstraße zu Boston eine merkwürdige Abschiedsfeier. Als Hauptperson trat nicht ein Missionar vor, wie sonst, sondern der Kapitän Moore mit der von ihm angeworbenen Schiffsmannschaft; daneben Hiram Bingham, ein Missionarssohn aus Hawaii. Sie sollten am nächsten Tage mit dem „Morgenstern“ ausfahren. Das Haus war bis auf den letzten Platz gefüllt. Freudestrahlend saßen die Kinder da, welche den Bau des Missionschiffes mit ihren Gaben ermöglicht hatten und schon bei seinem Stapellauf als die Eigentümer eine wichtige Rolle gespielt hatten.

Obwohl das Schiff den weiten, gefährlichen Weg um Kap Horn nehmen mußte, hatte es doch eine glückliche Fahrt. Zunächst nach Hawaii. Dort sah man der Ankunft des „Morgenstern“ mit größter Spannung entgegen, denn die Kinder auf den Sandwich-Inseln hatten ebenfalls mitgesammelt. Es lag auch schon eine schöne Flagge bereit, das Schiff zu zieren. Sie trug als Sinnbilder einen Stern und eine Taube. War das eine Lust, als dieses Wahrzeichen am Mastbaum des Missionschiffes flatterte! Die Jugend von Honolulu war aus den Kirchen im festlichen Zuge herbeigeführt worden und

stand zu Tausenden am Hafen. Unter ihren Gebeten und Liedern fuhr das Schiff von dannen.

Fast noch größer war die Freude bei den Missionsleuten in Mikronesien, als sie das Fahrzeug erblickten, das eine dauernde Verbindung zwischen ihnen und der Heimat herstellen sollte. Die von Kusaie konnten es sich nicht versagen, bis Ponape mitzufahren. Der „Morgenstern“ zeigte sich auch bei den noch ganz heidnischen Inseln. Die Missionare knüpften bei solcher Gelegenheit neue Verbindungen an. Es wurden z. B. Mokil und Pingelap erstmalig angelaufen; die noch von keinerlei Kultur belebten Eingeborenen dieser Inseln machten einen furchtbaren Eindruck auf die Besatzung.

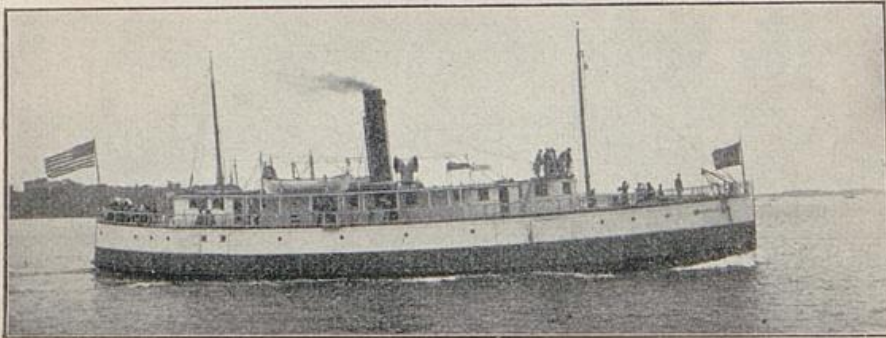
So hat das Schiff 10 Jahre lang der Mission gedient. Es ward dann, weil es nicht mehr genügte, verkauft. Ein größeres trat an seine Stelle. Dasselbe hatte aber nur eine kurze Lebensdauer. Es scheiterte 1869 vor Kusaie.

Als die Nachricht von diesem Unglücksfall nach Amerika kam, brachten die Kinder die Geldmittel für den dritten „Morgenstern“ auf. Ihm fiel neben den alten Pflichten eine neue Aufgabe zu. Das Christentum war nun bodenständig auf den Karolinen geworden. Die Insel Ponape, auf der 1860 die Erstlinge getauft waren, fing an, Glaubensboten für die andern Inseln zu stellen. Gegen Mitte der 70er Jahre zogen die ersten eingeborenen Lehrer nach den Morilock-Inseln. Unter ihnen war das Ehepaar Obadiah und Obadinia. Die Letztere, eine Tochter des „Königs“ Hezekiah, gehört zu den edelsten Frauengestalten der Südsee. Sie hat sich als Übersetzerin biblischer Schriften einen Namen gemacht. Als sie die Heimat verließ, dichtete sie ein warm empfundenes Abschiedslied, dessen Anfang lautet:

Jesus Christus gibt mir Freud' und Frieden  
„Komm ans Werk!“ so rief er mich, sein Kind.

„Bringe meinen Segensgruß hinieden  
Allen denen, die verloren sind.“  
Lebt nun wohl, ihr alle, meine Lieben!  
Vater, Mutter, lebet wohl im Herrn!  
Christi Geist hat mich zum Werk getrieben  
Und ich folge seinem Rufe gern.

Auch dieses Schiff scheiterte nach 12jähriger Dienstzeit in Kusaie. Als der vierte „Morgenstern“ gebaut wurde, nahm man die Dampfkraft zu Hilfe und baute eine Maschine ein. Die beiden vorigen Fahrzeuge waren gestrandet, weil sie als Segler den von Wind und Meeresströmung herbeigeführten



Missionsdampfer „Morgenstern“.

Gefahren rettungslos preisgegeben waren. Der neue Dreimaster, der übrigens fast doppelt so groß war, wie sein Vorgänger, ist denn auch von 1884—1901 glücklich allen Taifunen und anderen Fährlichkeiten entronnen. Als er im letztgenannten Jahre verbraucht war, und der „Morgenstern Nr. 5“ beschafft werden sollte, ließ man endlich die Segel ganz weg. Das schmucke Dampferchen, welches unser Bild zeigt, war von Windstille und Meeresströmung unabhängig. Es hat aber, so gute Dienste es den Missionaren auch leistete, unter allen Schiffen seines Namens die kürzeste Dienstzeit gehabt. Die

in der Südsee besonders schwierige Kohlenbeschaffung war der Missionsgesellschaft auf die Dauer zu kostspielig. So hat man es nach Jahresfrist verkauft. Ein ruhmloses Ende der mit so viel Begeisterung begrüßten Kinderschiffe. Es fiel ungefähr in dieselbe Zeit, da der American Board sich zum Rückzug aus der Karolinen-Mission entschloß. Für die jetzt eingetretenen deutschen Missionare erhebt sich infolgedessen die Schiffsfrage von neuem. Die Dampfer des Norddeutschen Lloyd bringen sie zwar bis Ausaie, Ponape oder Ruf, fahren aber an allen anderen Inseln vorüber. Um sie regelmäßig besuchen zu können, brauchen die Missionare ein eigenes Fahrzeug.

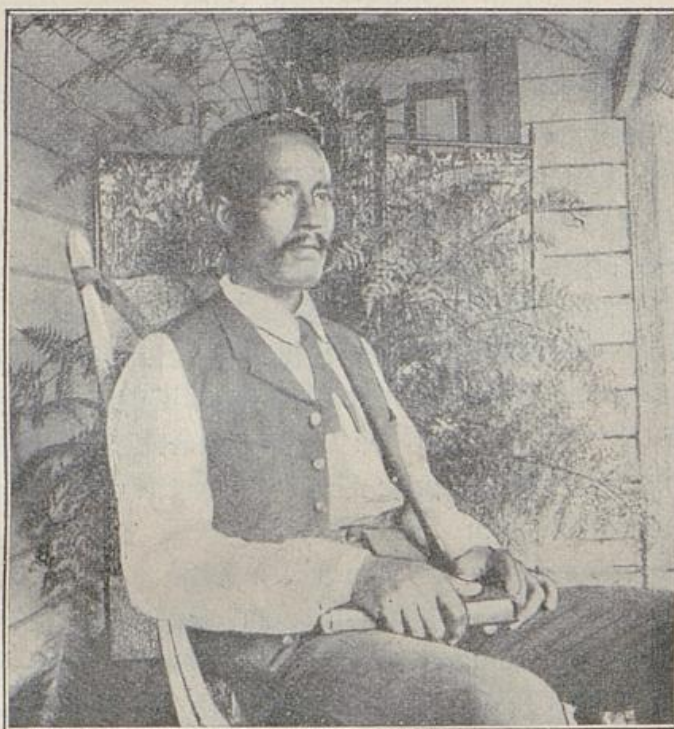
### Die spanische Verwüstung auf Ponape.

„Hier ist eine Gewalttat, die zum Himmel schreit!“ Mit diesen Worten schloß eine in der Allgemeinen Missionszeitung 1891 veröffentlichte Korrespondenz aus Madrid, die über den Beginn der spanischen Ära auf den Karolinen berichtete und in den evangelischen Missionskreisen der alten wie der neuen Welt eine tiefgehende Erregung hervorrief. Mit einer in der modernen Kolonialgeschichte fast einzig dastehenden Brutalität waren die harmlosen Ponapesen so lange gereizt und getreten worden, bis sie sich zu Aufständen und Bluttaten hinreißen ließen. Zugleich hatte das spanische Regiment im Bunde mit der römischen Kirche eine Probe mittelalterlicher Intoleranz geliefert, wie sie keine protestantische Kolonialmacht unsrer Tage fertig bringt.

Die evangelischen Missionare hatten sich durch jahrzehntelange Arbeit in Mikronesien das Vertrauen der Eingeborenen erworben. Von ihren Stützpunkten in Ponape, Ausaie und Ruf aus waren viele Inselgruppen in den Bereich der christlichen Predigt gezogen. Neben 20 weißen Missionsleuten

wirkten 44 farbige Gehilfen. Die Zahl der Gemeindeglieder und der Missionschüler ging in die Tausende.

Die Insel Bonape gehörte zu den hoffnungsvollsten Missionsfeldern. Hier trat um die Mitte der 80er Jahre eine lebhafte Bewegung zum Christentum ein, die fast alle Teile der



Eingeborener Prediger auf den Karolinen.

Bevölkerung ergriff. Von den fünf Oberhäuptlingen waren vier zum Christentum übergetreten. Ein Drittel der auf 3000 Seelen geschätzten Bewohnerschaft bekannte sich zum neuen Glauben. Mit Befriedigung stellten die auf der Insel wirkenden Missionare Doane und Rand fest, daß die Trunksucht in den Gemeinden merklich abnahm, Vielweiberei und Sonntagsarbeit desgleichen.

Da ward auch dieser Teil der Südsee vom Kolonialfieber ergriffen. Die Kriegsschiffe der europäischen Völker fuhren umher und suchten einander mit Flaggenhissungen zuvorkommen. Die Insulaner wußten nicht, wie ihnen geschah. Sie wurden zum Spielball der Mächte. Man erwartete allgemein, Deutschland werde seine Hand, wie auf die Marshall-Inseln, so auch auf die Karolinen legen. Da unterbreitete Bismarck die gleichzeitig erhobenen deutschen und spanischen Ansprüche dem Spruch des Papstes. Dieser entschied zu Gunsten Spaniens. Man ahnte damals bei uns wohl kaum, daß diese Lösung der Frage den Anfang zu einer blutigen Tragödie bilden sollte, die sicher vermieden worden wäre, wenn man den Bonapesen gestattet hätte, sich für die deutsche Herrschaft zu entscheiden.

Unmittelbar nach dem Schiedsspruch erteilte die Propaganda in Rom den Kapuzinern der spanischen Ordensprovinz den Auftrag, eine Mission auf den östlichen Karolinen zu beginnen. Der zum Superior ernannte Pater Saturnino d'Artajona ging mit 5 Mönchen schleunigst an Bord des Kriegsschiffs, das von diesen Inseln Besitz ergreifen sollte. Mit welchen Erwartungen das geschah, erfuhr man von den Ordensleuten schon beim Beginn ihrer Fahrt. Sie gingen nach Ponape, wie sie freimütig sagten, um die Bewohner der neuen spanischen Inseln dem Protestantismus zu entreißen.

Am 13. März 1887 erschien das Kanonenboot „Manila“, das den Gouverneur Posadilla mit einer kleinen Besatzungstruppe und die Mönche trug, im reizvollen Langarhafen an der Nordseite von Ponape. Die Eingeborenen brachten den Spaniern, die sie zum ersten Male sahen, keinerlei Neigungen entgegen. Aber die Missionare beschwichtigten sie und führten ihnen zu Gemüte, daß es töricht und vergeblich sei, sich feindlich zu ihrer neuen Obrigkeit zu stellen. Der Gouverneur vermied

auch seinerseits in den ersten Tagen alles, was zu einem Zusammenstoß führen konnte. Die Proklamation, mit der er die Insel betrat, enthielt neben andern schönen Redewendungen die Versicherung, daß niemand seines Glaubens wegen beunruhigt werden solle.

Das friedliche Einvernehmen dauerte aber nicht lange. Die Spanier waren in Kenan gelandet, wo die Mission ein größeres Grundstück besaß. Das wollte der Gouverneur haben. Statt es nun, wie es in deutschen Kolonien Sitte ist, der Mission abzukaufen, ging der neue Herr mit der größten Rücksichtslosigkeit gegen die früheren Rechte vor. Es kam deswegen zu Mißhelligkeiten zwischen ihm und Missionar Doane, der es sich nicht gefallen lassen wollte, daß das Missionsland weggenommen wurde, und daß die Soldaten, ohne auch nur zu fragen, seine für einen Kirchbau bestimmten Materialien fortschafften. Zur Verschärfung der gereizten Stimmung trugen gewisse Händler bei, denen der Missionar bei der Ausbeutung der Eingeborenen schon lange im Wege gewesen war. Sie trieben es arg mit Verhezung und Verleumdung. Diese Beachcombers d. h. Strandjäger, wie sie wegen ihres hier nicht näher zu bezeichnenden unsauberen Nebenerwerbs genannt wurden, waren die bösen Geister, die auch in der Folgezeit viel zur Zuspizung der Gegensätze beitrugen.

Die Spannung entlud sich in einem Gewitter, das sich zunächst über Doanes Haupt zusammenzog. Der Missionar war gerade bei seinem Kirchbau beschäftigt, als einige Soldaten erschienen, ihn verhafteten und an Bord des im Hafen liegenden Kriegsschiffes brachten. Er fragte, was er verbrochen habe. Niemand sagte es ihm. Auch sein Freund Rand, der von der andern Seite der Insel herbeieilte, konnte es nicht erfahren.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Schreckensnachricht, daß der Freund und Berater der Eingeborenen gefangen sei,

durch die Insel. Es entstand eine starke Erregung gegen den neuen Herrn. Dieser mochte meinen, die Eingeborenen würden sich beruhigen, sobald der Gefangene ganz vom Schauplatz entfernt würde. Er schickte ihn nach Manila. Wenn er aber damit den ihm unbequemen Mann für immer beseitigt zu haben glaubte, so hatte er sich geirrt. Doane, der erst auf den fernen Philippinen erfuhr, wessen er angeklagt wurde, konnte sich vor dem dortigen Generalkapitain Terrero vollständig rechtfertigen. Seine Gefangennehmung erwies sich als ein reiner Gewaltakt. Er wurde freigesprochen und erhielt sogar ein in schmeichelhaften Worten gehaltenes Anerkennungs schreiben vom spanischen Oberbeamten, der seine Verdienste um die Hebung von Ponape rühmte und ihn unbedenklich auf sein Arbeitsfeld zurückgehen ließ.

Dort hatten sich aber inzwischen traurige Dinge abgespielt. Die Spanier hausten in ihrer neuen Kolonie aufs entsetzlichste. Die Händler, die völlig freie Hand bekamen, brachten eine Menge Spirituosen unter die Eingeborenen. Hand in Hand damit ging eine schamlose Lockerung der Sitten. Die Soldaten feierten wahre Orgien der Unzucht. Selbst die Mädchen der Missionschulen wurden nicht verschont.

Der Gouverneur legte es darauf ab, Puerto Santiago, wie die neue Niederlassung genannt wurde, zu einer glänzenden Kolonialstadt zu machen. Er zog die Oberhäuptlinge hierher und belustigte sie mit Hahnengefechten und dergleichen. Seine Kapuziner aber setzten pomphafte Prozessionen ins Werk, um sich bei den Eingeborenen beliebt zu machen. Sie besuchten auch die andern Teile der Insel, soweit ein Spanier sich in jenen Tagen der Gährung nur eben wagen durfte. Die Madrider Zeitung „El Imparcial“ schrieb in ihrer Vorgeschichte des Aufstands darüber: „Die Kapuziner voll brennenden Eifers wollten an einem Tage mit der langen protestantischen Missionsarbeit aufräumen. Mit dem Kreuzifix in der Hand durchheilten

sie die Insel und drängten die Eingeborenen, ihre Religion zu wechseln.“ Der Gouverneur unterstützte ihre Bemühungen ohne jede Zurückhaltung. Einem der evangelischen Oberhäuptlinge erklärte er unverblümt, er habe für die Eingeborenen Lehrer und Prediger mitgebracht, auf die sie einzig und allein zu hören hätten; er brauche keine Amerikaner, um die Ponapesen zu unterrichten.

Das reizte die Eingeborenen, die nicht einsehen, warum sie ihren evangelischen Glauben wegwerfen sollten, aufs neue. Eine rücksichtslose Behandlung, die der Gouverneur den erst verhätschelten Oberhäuptlingen zuteil werden ließ, brachte schließlich das Pulverfaß zum Explodieren. Mit Mühe und Not gelang es dem Missionar Rand im Verein mit dem christlichen Häuptling Paul, einen Teil der Bevölkerung von unbedachtamen Schritten abzuhalten. Die Leute von Tokoj und Not — in diesen beiden Provinzen hatte die Mission noch den wenigsten Anhang — griffen zu den Waffen, jagten die spanische Besatzung aus ihrer kleinen Festung auf das im Hafen liegende abgetakelte Kriegsschiff und wußten schließlich auch dieses in ihre Gewalt zu bekommen. Don Isidor Posadilla und seine Leute büßten ihr ungerechtes Verhalten mit gewaltsamem Tode.\*)

Dies der erste Akt des Trauerspiels. Der zweite ließ nicht lange auf sich warten. Die Regierung sandte einen neuen Gouverneur mit wesentlich stärkerer Besatzung. Er sah von einer größeren Strafexpedition ab, da die Oberhäuptlinge auf Veranlassung des zurückgekehrten Missionars

---

\*) Die traurigen Ereignisse haben eine belletristische Behandlung gefunden in: „Was ist Wahrheit?“ Tagebuchblätter eines Mönches auf Ponape. Von Hild. Daiber. Stuttgart. 1905. Mag auch die Phantasie der Verfasserin oder ihrer Gewährsmänner manche Einzelheiten hinzugefügt haben, das Ganze ist offenbar eine zutreffende Zeichnung jener Jahre, die den spanischen „Kolonisatoren“ gleicherweise wie ihren Helfern in der Skutte zu Unehre gereichen.

Doane ihre Unterwerfung erklärten und die Mörder Posabillas auslieferten.

Es folgte eine verhältnismäßig ruhige Zeit, bis Doane im Jahre 1890 aus Gesundheitsrücksichten nach Honolulu ging, wo er starb.

Kaum hatte er den Rücken gefehrt, als es zu einer neuen Verwicklung kam. Das Hauptquartier der evangelischen Mission befand sich in Ua an der Ostküste der Insel, wo der Stamm der Metalanim sitzt. Ihr Oberhäuptling Paul war ein eifriger Christ, zwei seiner Unterhäuptlinge Diakonen der Gemeinde. Die Mission besaß in Ua eine große Kirche, eine schöne Schule und ein stattliches Wohnhaus.

Diesen Ort faßte der Gouverneur jetzt ins Auge. Er schickte eine Abteilung von 35 Soldaten nebst zwei Kapuzinern. Sie sollten eine kleine Festung bauen mit einer katholischen Kirche und einer Kaplanswohnung. Worauf es dabei abgesehen, war klar. Für das Fort ward ein Platz bestimmt, der nur 100 m von der evangelischen Kirche entfernt war; der Bauplatz für die katholische Kirche sogar nur 20 m. Das geschah offenbar auf Betreiben der Mönche, denn der Gouverneur hatte erst versprochen, die spanische Niederlassung nicht in die Nähe der Missionsstation zu legen. Diese neue Rücksichtslosigkeit brachte die Eingeborenen furchtbar auf. Vergebens bemühte sich die Missionslehrerin Fräulein Palmer, die seit Doanes Abreise allein im Missionshaus wohnte, sie zu beschwichtigen. Auch der Häuptling Henry Kanpei von Konfiti, der sich seit dem Abgang des Missionars der Gemeinde widmete, bot umsonst seinen Einfluß auf. Die erregten Eingeborenen fielen über den Leutnant und die Soldaten her und überwältigten sie. Es wäre auch den beiden Geistlichen (Pater Augustin und Mönch Benito) ans Leben gegangen, wenn die oben genannten Missionsleute sie nicht gerettet und mehrere

Tage in ihrem Hause verborgen gehalten hätten. Eine edle Rache.

Der Gouverneur verhängte nun ein schweres Strafgericht über die schuldig gewordene Landschaft. Dem Missionar Rand, der eben von einer längeren Reise zurückkehrte, gelang es glücklicher Weise noch, die Zöglinge des Seminars von Ua auf dem „Morgenstern“ nach Kusaie zu überführen. Gefämpft wurde wenig, weil die Spanier sich noch nicht stark genug fühlten. Sie fühlten aber ihr Mütchen mit der gänzlichen Zerstörung der evangelischen Niederlassung.

Pastor Rand und eine Missionschwester versuchten trotzdem, auf der Insel auszuharren. Sie gingen nach Riti, der südwestlichen Landschaft, wo sie den Spaniern am fernsten waren. Aber auch dort litt man sie nicht. Der Gouverneur erklärte, er könne ihnen nur erlauben, auf Ponape zu bleiben, wenn sie ihre Mission aufgäben, bei den Spaniern wohnten und sich jeder Evangelisationsarbeit unter den Eingeborenen enthielten. Das war gleichbedeutend mit einer Knebelung ihrer Kräfte. Sie zogen sich nach Kusaie zurück. Die Brutalität hatte gesiegt.

Zehn Jahre haben die Spanier noch auf Ponape gehaust, dann hatte ihre Stunde geschlagen. Ihre Flagge wurde niedergeholt. An ihrer Stelle stieg im Jahre 1900 die deutsche auf. Wer noch im Zweifel geblieben wäre, wo die Schuld an den ponapesischen Wirren lag, der braucht nur die deutsche Insel wieder zu besuchen. Wie ein Südsee-Idyll liegt sie da. Die deutschen Beamten haben nicht die geringste Schwierigkeit, das friedfertige Volk zu regieren.

Die evangelischen Gemeinden hatten in der bösen Zeit natürlich sehr gelitten. Daß der spanisch-katholische Ansturm sie nicht zerrissen hat, ist namentlich dem wiederholt genannten Oberhäuptling Paul und dem Henry Nanpei zu verdanken.

In letzterem tritt uns jene Vereinigung von Häuptling und Pastor entgegen, wie man sie auf den Karolinen nicht selten findet. Er hat in der Zeit, wo die Missionare von der Insel gewaltsam ferngehalten wurden, viel Arbeit gehabt. Auch die Leiden um des evangelischen Glaubens willen blieben nicht aus. Man setzte ihn eine Zeit lang mit seiner Familie ins Gefängnis, um ihn mürrisch zu machen. Er ließ sich aber durch nichts zum Abfall bewegen.

Als beim Beginn der deutschen Ära die evangelischen Missionare zurückkehrten, ging der Gouverneur Dr. Sahl an Bord ihres Schiffes, sie zu begrüßen. Mit ihm kam Henry Nanpei und übergab die geretteten evangelischen Gemeinden. Er hat an ihnen getan, was er konnte. Daß er auch der deutschen Regierung bei den Verhandlungen mit den Eingeborenen wertvolle Dienste leistet, ist in vielen amtlichen Berichten aus Ponape zu lesen.



Mädchen von den Karolinen.

## Samoa einst und jetzt.

---

In der neuern Geschichte Samoas stehen zwei Tage als Merksteine seiner Entwicklung. Am 24. August 1830 betrat John Williams erstmalig den Boden von Sawaiti, womit die Christianisierung der Samoa-Gruppe begann. Die Gemeinden der Londoner Mission feiern noch jetzt um diese Zeit einen jährlichen Gedenktag. Der andre Wendepunkt wird durch den 1. März 1900, an dem das Deutsche Reich von seinen Inseln Besitz ergriff, bezeichnet.

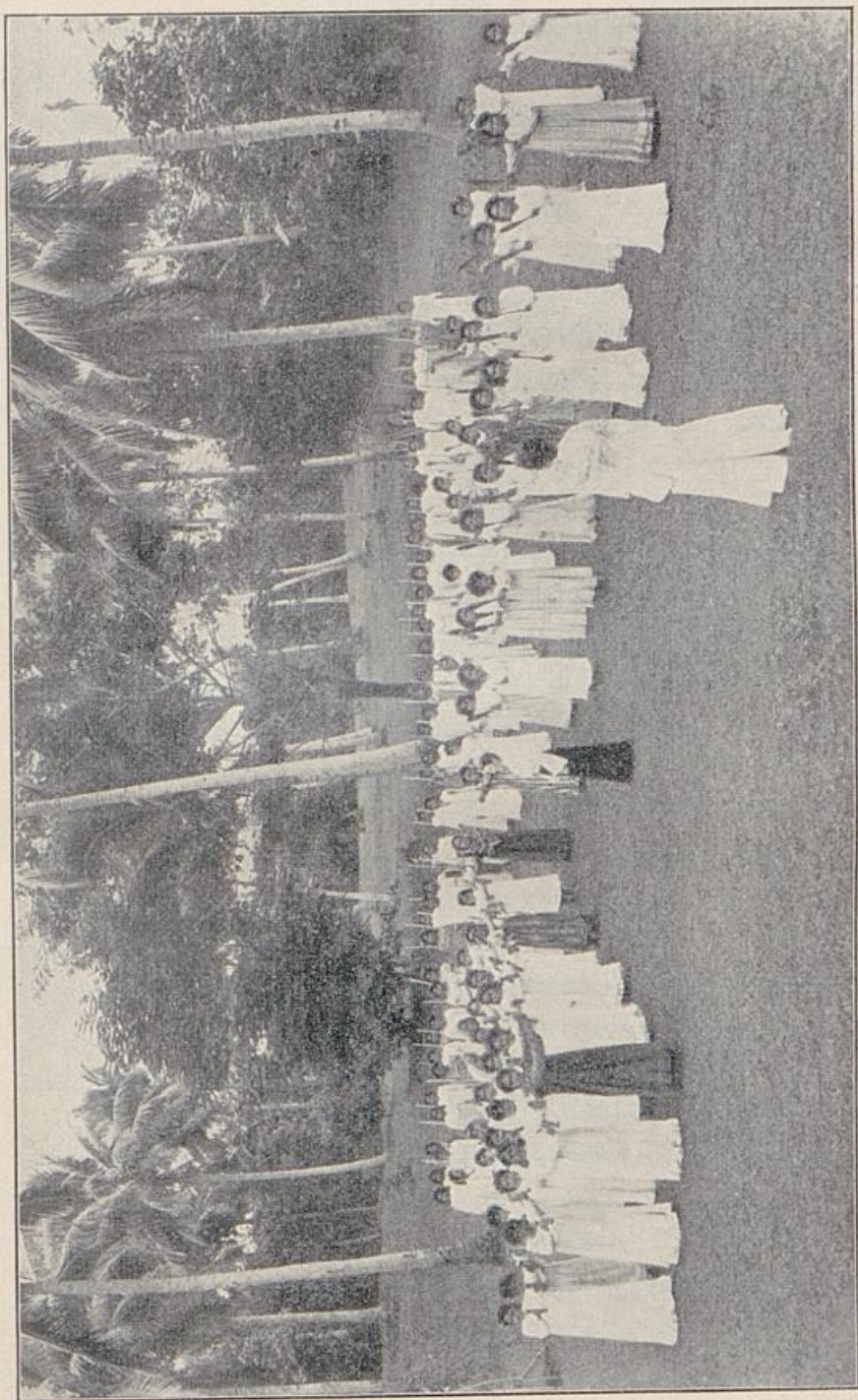
An diesem Tage gab es in Apia eine herrliche Feier. Gegen 5000 Samoaner umstanden den Flaggenmast, bei dem Dr. Solf mit einer stattlichen Schaar deutscher Begleiter erschien, um den denkwürdigen Akt der Flaggenhissung vorzunehmen. Er ließ eine Rundgebung in samoanischer, deutscher und englischer Sprache verlesen, sodaß jedermann sie verstehen konnte. Nach einer kurzen Ansprache zog er selbst das Wahrzeichen der deutschen Macht auf. Eine Musikkapelle spielte. Die auf der Reede liegenden Kriegsschiffe feuerten den Salut.

Die Feier war nicht ohne religiöse Weihe. Es wurden einige Bibelstellen verlesen, auch ein Gebet gesprochen.

Am nächsten Tage wurden die Abordnungen der Missionsgesellschaften vom Vertreter des Deutschen Kaisers besonders empfangen. Mit den sämtlichen Sendboten der Londoner Mission erschien auch eine Anzahl eingeborener Pastoren, aus jedem der sieben Missionsdistrikte einer. Missionar Newell,

der jetzt mehr als 25 Jahre in Samoa tätig ist, trat als Sprecher vor. Er überreichte eine schön gebundene samoanische Bibel und die Geschichte der Londoner Mission. Die festliche Stimmung wurde durch die von den Papauta-Schülerinnen in deutscher Sprache vorgetragenen patriotischen Lieder wesentlich erhöht. Hierauf bot sich ein farbenprächtiges Bild. Die Zöglinge der Missionschulen zogen vorüber. Erst die Insassen des Lehrer- und Prediger-Seminars von Malua, dann die Knaben und Mädchen der andern Schulen; sämtlich sauber gekleidet. Die Inschriften und Abzeichen auf den Fahnen der einzelnen Abteilungen ließen erkennen, welches der Sitz und die Bestimmung von jeder Schulanstalt war. Die ganze Jugend hatte Schleifen und Rosetten in den deutschen Farben angelegt. Reizend machten sich die Papauta-Schülerinnen, die rote und weiße Blumen in ihrem glänzend schwarzen Haar trugen.

Wie bei dieser Gelegenheit, so haben auch in der Folgezeit die evangelischen Missionare sich rückhaltlos mit der durch die deutsche Besitzergreifung geschaffenen Lage abgefunden. Es ist eine aus der alten Zwietrachtszeit von Samoa, wo bekanntlich deutsche, amerikanische und englische Interessen miteinander stritten, zurückgebliebene Verleumdung, als ob die Londoner Mission den deutschen Interessen entgegen sei. Diese hat vielmehr seit 1900 alles, was in ihren Kräften stand, getan, in ihren Gemeinden neben der christlichen Gesinnung, die sowieso die Untertanentreue einschließt, auch das Deutschtum zu pflegen. Von besondrer Bedeutung war hierfür die bald darauf erfolgte Berufung des deutschen Pastors Heider an das Seminar in Malua. Für eine im deutsch-patriotischen Sinne gehaltene Mädchenerziehung sorgt die Missionslehrerin Frä. Schulze in Papauta. Die höchsten Beamten der Kolonie haben wiederholt ihre Anerkennung dafür ausgesprochen.



Turnplatz der Schwestern im Papanta-Institut.



Turnplatz der Schülerinnen im Papaula-Institut.

Wie haben sich doch die Verhältnisse seit der Ankunft von John Williams geändert. Als dieser auf seiner ersten Fahrt nach Sawaii an Upolu vorüberkam, lagen die Eingeborenen gerade in blutiger Fehde wider einander. Malietoa, der Herrscher von Sawaii, griff seinen Nebenbuhler auf der andern Insel an. Beim Siege begnügte er sich nicht damit, viele feindliche Männer erschlagen zu haben. Er verfolgte auch die Greise, Frauen und Kinder. Nachdem er sie in ihren Schlupfwinkeln aufgestöbert hatte, ließ er eine große Grube mit Holz und andern Brennstoffen füllen. Als diese in Brand gesetzt waren, wurden die Unglücklichen hineingeworfen. Es kamen 200, nach einem andern Bericht sogar 400 Menschen in den Flammen um. Solche Greuelszenen waren einst keine Seltenheit auf den schönen Inseln. Wie oft wurden damals ganze Dörfer niedergebrannt und die Fruchtbäume der Feinde abgehauen, um die Bewohner auf Jahre hinaus zu schwächen. Auch dem Kannibalismus sollen die Samoaner in ihrer heidnischen Zeit ergeben gewesen sein, wenn auch nicht in so hohem Grade, wie die Melanesier. Ein alter Eingeborener, der es gestand, fügte hinzu, sie hätten es nicht aus Verlangen nach Menschenfleisch getan, sondern um damit den Haß gegen ihre Feinde zu beweisen.

Jetzt sind die Kriege vorbei. Auch die politischen Umtriebe, die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so viel von sich reden machten. Wer durch Upolu oder Sawaii reitet, braucht keine Waffen mehr mitzunehmen. Das Land ist wohl ebenso sicher, wie eine Touristengegend in Deutschland oder der Schweiz.

Die religiöse Veränderung springt natürlich nicht so deutlich in die Augen, zumal da die heidnischen Samoaner keine Tempel, keine Opferaltäre, keine Götzenbilder hatten. Sie hielten es mit dem Studienst, einer ähnlichen Form der Abgötterei, wie

der afrikanische Fetischismus. Sie machten alles mögliche zu ihrem Gut: Fische, Vögel, Reptile, selbst Steine. Dann erwiesen sie diesen Dingen eine abergläubische Verehrung. Außerdem lag die Furcht vor bösen Geistern wie ein Bann auf ihnen.

Das Christentum hat sein Licht in dieses dunkle Gebiet des Aberglaubens getragen. Auf Sawaii steht ein interessantes Denkmal seines Sieges. Bei der Missionsstation Matautu lag ein Wald, in dem ein gefürchteter Geist hausen sollte. Niemand wagte das Holz zu fällen. Anfangs scheuten sich auch die neugetauften Christen noch vor dem Geisterhain. Als in den 70er Jahren eine Kirche in Matautu gebaut werden sollte, wußte der Missionar Pratt jedoch einige beherzte Leute zu bewegen, einen der großen Teakbäume zu fällen. Nun war es mit dem „Tabu“ vorbei. Man baute mit dem ausgezeichneten Teakholz eine ganz im alten samoanischen Stil gehaltene Kirche, die heute noch steht. In ihr versammelten sich während des Vulkanausbruchs im Jahre 1906 die Christen aus der Umgegend drei Wochen lang alle Tage, um Gott zu bitten, daß der Lavastrom ihre Hütten und Pflanzungen verschonen möchte. Ihr Gebet ward erhört. Ganze Täler und Dörfer wurden zerstört, das bedrohte Matautu dagegen blieb ohne wesentlichen Schaden. Mit einem feierlichen Dankgottesdienst in der „Vulkan-Kirche“, zu dem auch die Missionsleute aus Upolu herüberkamen, schloß die bewegte Zeit.

An die sonstigen Errungenschaften der neuen Zeit erinnerte beim 75jährigen Missionsjubiläum das Monatsblatt „Die Leuchte Samoa“ („Die Leuchte Samoas“), das von der Londoner Mission herausgegeben und in den evangelischen Gemeinden viel gelesen wird. Die heidnischen Grausamkeiten und Unsitte, hieß es da, sind von der Bildfläche verschwunden. Doch schonten die Missionare alle harmlosen, dem Geist des

Christentums nicht widersprechenden Volksitten, sodaß das Volk seine nationalen Bräuche und Eigentümlichkeiten behalten hat. Die Missionare gaben ihm eine Schriftsprache und Literatur, die im Lande selbst gedruckt wird (vergl. das auf Seite 203 stehende Bild der Missionsdruckerei in Malua). Jedes Dorf hat seine Kirche und Schule, die das geistige Niveau der Bewohner heben, auch Ordnung, Reinlichkeit und Sittsamkeit pflegen. Neben der Bücherweisheit vermittelt die Mission dem Volke auch eine Menge praktischer Fertigkeiten. In Leulumoega und Malua bestehen Tischlerwerkstätten. Gibt es irgendwo ein Haus zu bauen oder einen Garten anzulegen, so werden die Maurer-, Zimmermanns-, Tischler- oder Erdarbeiten von den Knaben unter Leitung eines Missionars besorgt. Die Mission machte sich auch durch Einführung fremder Kulturpflanzen verdient. In Leulumoega hat sie einen botanischen Garten mit etwa 200 Pflanzen. Ein Fachmann, der ihn besuchte, Professor Wohltmann, hat seinem Gründer und Pfleger, dem Missionar Hills, sehr anerkennende Worte gewidmet, in denen er aussprach, es sei dessen Verdienst, daß unsere Pflanzler die wertvollsten tropischen Kulturgewächse in Samoa schon vorgefunden hätten. In jüngster Zeit ist ja von der Regierung wie von den in Menge herbeigeströmten Kolonisten vieles getan worden, den Stand der samoanischen Kultur zu heben. Es soll aber den Missionaren unvergessen sein, daß sie den Grund dazu gelegt haben.

Wie die neue christliche Zeit sich bis in die feinen Adern des Volkskörpers hinein geltend macht, tritt vielleicht nirgends so schön hervor, wie in dem von Fräulein Baleska Schulze geleiteten Papauta-Mädchen-Institut der Londoner Mission. Das weibliche Geschlecht pflegt die heidnische Religion und die heidnischen Bräuche am längsten zu bewahren. Um so wertvoller ist die von guten pädagogischen Grundsätzen getragene

Arbeit in Papauta. Sie dient ebensowohl zur geistigen und moralischen Hebung der jungen Samoanerinnen wie zur Pflege deutscher Sprache und Gesinnung.

Die Anstalt liegt überaus anmutig an einem Bergabhang oberhalb Apia's. Wir treten von der gut gehaltenen Straße in das einem großen Palmenhain gleichende Anwesen. Aus dem villenartigen Hauptgebäude erschallt, wenn wir gerade in einer Freistunde kommen, munteres Reden und Scherzen. Denn hier wohnen etwa 100 lebenslustige junge Mädchen. Es sind viele Töchter der eingeborenen Pastoren und Lehrer darunter; andere stammen aus den alten vornehmen Familien der deutschen Inseln. Alles ist sauber und praktisch eingerichtet, von den Lehrsälen bis zu den Schlafräumen. Draußen auf dem Wiesenplan unter den Palmen ein Turnplatz, um den die deutschen Backfische wohl ihre samoanischen Altersgenossinnen beneiden können (Seite 251). Ganz in der Nähe ein kristallklarer Bach, in dem die Mädchen jeden Morgen baden. Weiterhin große Pflanzungen von Bananen und Brotfruchtbäumen. Es ist auch im fruchtbaren Samoa nicht leicht, eine so vielköpfige Familie regelmäßig mit dem täglichen Brot zu versorgen. In der Anfangszeit, als die Pflanzungen eben erst angelegt wurden, mußte sich die Leiterin oft karglich behelfen. Es kommt auch jetzt noch vor, daß in dürren Jahren die selbstgebaute Früchte nicht ausreichen wollen. Dann geht ein Bitttruf ins Land hinaus, und die Eltern der Pensionäre oder die Dorfpastoren schicken ganze Bootsladungen von Bananen oder Taroknollen, um dem Mangel abzuhelpfen.

Man hegte anfangs die Besorgnis, daß die jungen Samoanerinnen sich nicht in die straffe Ordnung des Hauses fügen würden. Die weibliche Jugend ist dort nämlich von der heidnischen Zeit her sehr zu lockeren Sitten geneigt. Doch sind bisher in der Anstalt während ihres 15 jährigen Bestehens

nur zwei ernstere Disziplinarfälle vorgekommen. Die Vorsteherin griff gleich beim ersten Male kräftig zu. Sie war



Gingeborene Lehrerinnen in Yapaula.

einem Stelldichein auf die Spur gekommen. Da ließ sie sofort ihr Pferd satteln und ritt im Galopp zum Oberhäuptling

Malieta, dessen Tochter auch in der Schule war. Sie setzte es durch, daß an dem jungen Manne, der die Schulordnung gestört hatte, ein Exempel statuiert wurde. Das schuldige Mädchen wurde natürlich sofort entlassen. Das ist die empfindlichste Strafe in Papauta, denn die Schülerinnen hängen mit großer Liebe an der Anstalt und ihrer Leiterin.

Der Unterricht erstreckt sich auf alle Wissensgebiete, berücksichtigt aber auch die weiblichen Handarbeiten. Frl. Schulze verwendet im Verein mit ihrer europäischen Kollegin und den 4 eingeborenen Mitarbeiterinnen, die sie sehr schätzt, viel Zeit und Sorgfalt auf die Pflege der deutschen Sprache. Was die Mädchen darin leisten, zeigt die jährliche Prüfung, zu der wohl auch der oberste deutsche Beamte gelegentlich kommt. Pastor Heider aus Malua berichtet von einer solchen, die er selbst abhielt. Sie dauerte 3 $\frac{1}{2}$  Tage und erstreckte sich auf Lesen, Schreiben, Diktat, mündlichen Ausdruck, Grammatik und deutsche Geschichte. Bei der schriftlichen Geschichtsprüfung stellte er fünf Fragen über Luther, die Reformation und unsre Kaiserin. Viele Mädchen schrieben in den 2 $\frac{1}{2}$  Stunden, die ihnen gegeben waren, 5 bis 6 große Bogenseiten voll. Die Leistungen konnten meist mit „gut“, manche auch mit „sehr gut“ bezeichnet werden. In der mündlichen Prüfung wurden die Mädchen einzeln vorgerufen und hatten jede 6 bis 10 Fragen zu beantworten. Auch ließ der Examinator den 23. Psalm, das Vaterunser oder ein deutsches Gedicht auffagen. Daß unsre patriotischen Gesänge und andre deutsche Lieder eine Pflegestätte in Papauta haben, ist schon erwähnt.

Die Zöglinge verpflanzen bei ihrer Heimkehr die gewonnene Bildung in ihre Dörfer. Man erkennt dort die ehemaligen Papauta-Schülerinnen an ihrer anständigen, sauberen Kleidung, am wohlgeordneten langen Haar, am gesitteten Betragen, ja auch an den verfeinerten Gesichtszügen. Tritt man



Samoanische Pfarrfran, eine ehemalige Schülerin von Papauta.

in das Haus eines eingeborenen Pastors oder eines Häuptlings, so findet man leicht heraus, ob seine Frau ehemals in Papauta war. In diesem Falle zeichnet sich das Haus durch Ordnung und

Sauberkeit aus. Da die Zöglinge der Anstalt auch in Gesundheitslehre und Krankenpflege unterwiesen werden, kann man auch in dieser Hinsicht an ihren Häusern und Kindern interessante Beobachtungen machen.

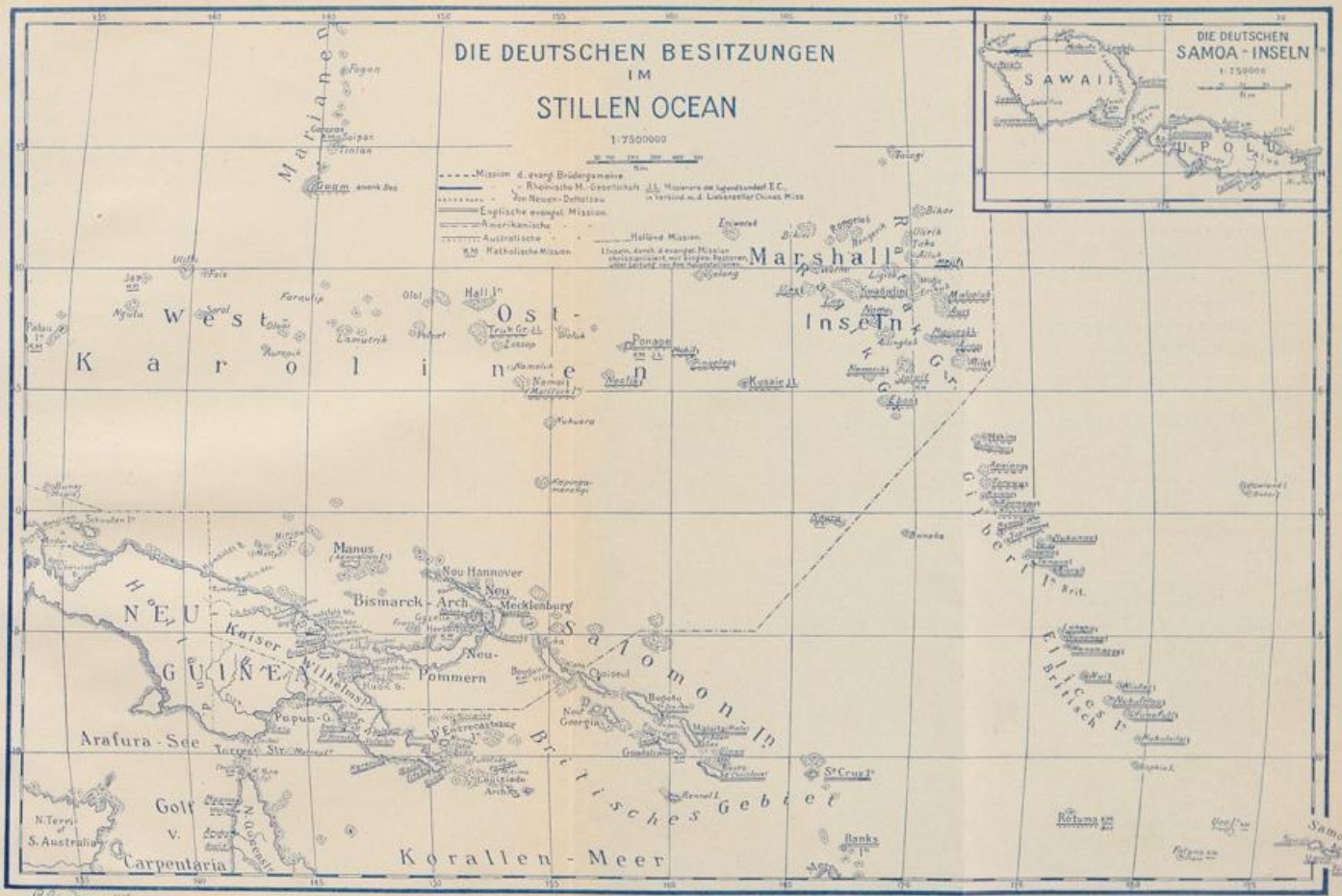
Ein Gegenstück zu Papauta ist das westlich von Apia am Meeresstrand gelegene große Lehrinstitut von Malua. Hier werden die braunen Lehrer und Prediger ausgebildet, die später entweder auf ihren Heimatsinseln ins Amt treten oder einem an sie ergehenden Rufe in die Missionstätigkeit auf den noch heidnischen Inseln der Südsee Folge leisten. In Malua versammelt sich jährlich einmal die samoanische Kirchensynode, an der die geistlichen und weltlichen Abgeordneten der evangelischen Gemeinden teilnehmen. Es ist ein erhebender Anblick, wenn diese Hunderte in der schönen Jubiläumshalle (Seite 226) versammelt sind, wobei in der Regel die jungen Männer, die ihr Studium im Seminar beendet haben, ordiniert und abgeordnet werden.

Angesichts dieser Verhältnisse fragt man sich, ob es nicht an der Zeit wäre, die evangelische Kirche in Samoa selbständig zu machen und ihre Verwaltung ganz in die Hände der Eingeborenen zu legen. In finanzieller Hinsicht ist man vom Ziel der Selbständigkeit nicht mehr weit entfernt. Die samoanischen Gemeinden bringen für ihre Bedürfnisse jährlich schon gegen 40000 Mark auf, sodaß der Beitrag der Missionsgesellschaft auf 20000 bis 25000 Mark herabgesetzt werden konnte. Die Leiter der Londoner Mission bekundeten neuerdings in der Tat die Neigung, den eingeborenen Geistlichen eine größere Verantwortlichkeit zu übertragen. Die erfahrenen Missionare haben aber Bedenken dagegen erhoben. Sie erkennen an, daß einzelne Pastoren, z. B. der in reiferen Jahren stehende Alama im Talealili-Bezirk, sehr tüchtig und vertrauenswürdig sind. Für die vollständige Selbstverwaltung und Selbsterbauung aber

sind die Samoaner noch nicht reif. Man mag sie noch eine Zeit lang von weißen Missionaren beaufsichtigen und beraten lassen. Nach weiteren 75 Jahren werden gewiß aus ihrer Mitte genügend viele wohlgebildete und charaktervolle Männer hervorgegangen sein, denen man die selbständige Leitung ihrer Kirche wird anvertrauen können.

Es ist eine interessante Stufenleiter christlicher Entwicklung, auf die wir hier am Schluß zurückblicken. Neu-Guinea, Bismarck-Archipel, Karolinen, Samoa — jedes dieser Inselgebiete ist ein Stück weiter aus dem Heidentum heraus. Wir sehen da den christlichen Sonnenaufgang über den deutschen Inseln der Südsee.



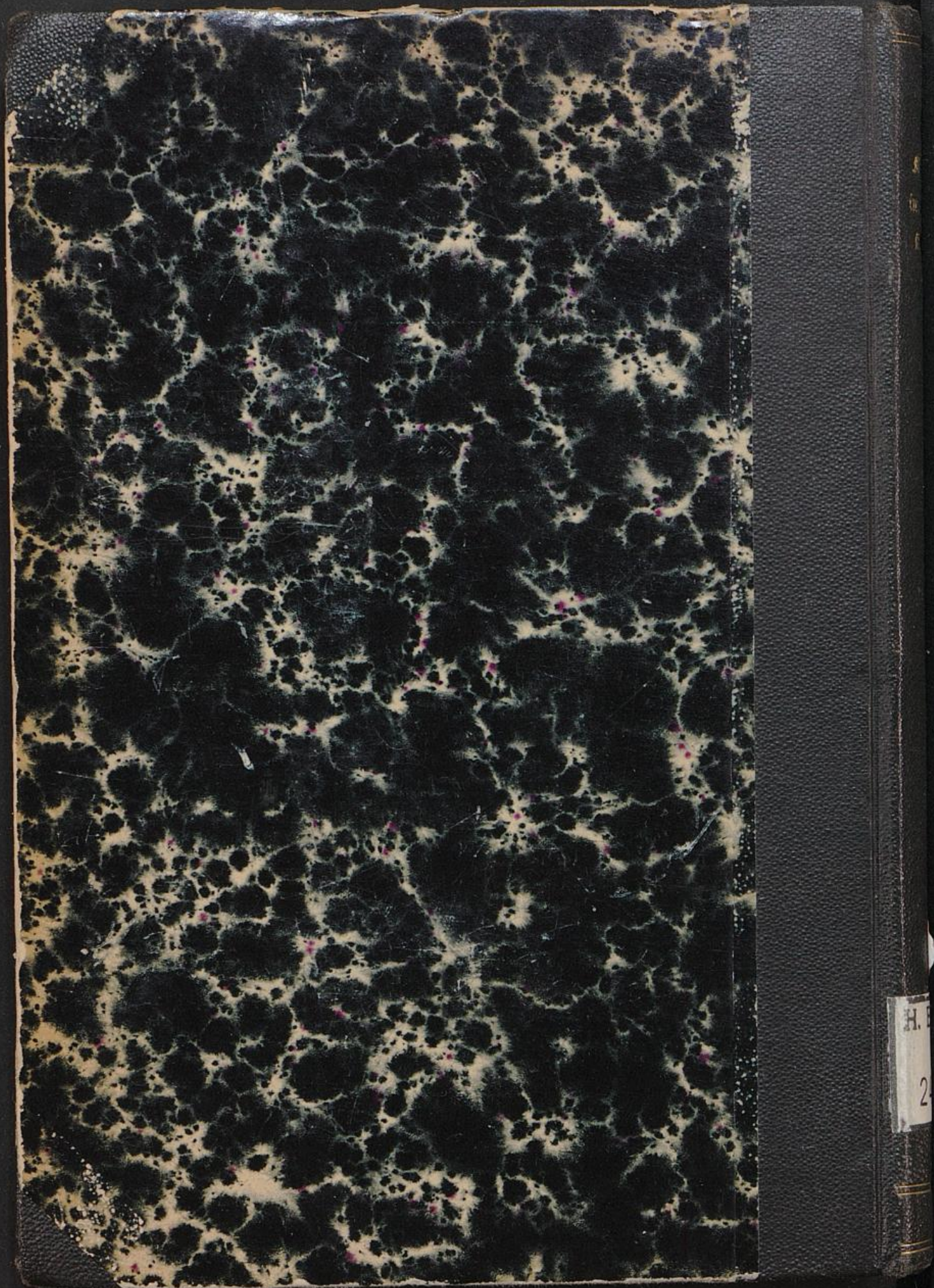




Konmittee mit 252.

~~8. H. S. S. 92~~  
~~(17<sup>6</sup>)~~

~~2454~~



H. 2

Paul,  
Mission  
in unseren  
Kolontien  
4.



H. E. Miss  
I  
2454